DAS HERRENJAHR

DAS MYSTERIUM CHRISTI IM JAHRESKREIS DER KIRCHE

VON

AEMILIANA LÖHR
BENEDIKTINERIN DER ABTEI
VOM HL. KREUZ-HERSTELLE

ZWEITER BAND

VERLAG FRIEDRICH PUSTET
REGENSBURG

ECCLESIÆ HERISTALLENSI
EIUSQUE FUNDATRICI SPIRITALI
MARGARITÆ

DIE GROSSE WOCHE

HEIL DIR, KÖNIG! DU BIST GEKOMMEN, UNS ZU ERLÖSEN!

(Palmsonntag)

Wenn irgendwo in der Jahresliturgie, so drängt sich uns heute die Einheit und Ganzheit des Mysteriums auf. Wir wissen: „Das Schiff ist im Hafen angekommen[1]." „Am Hafen des Lebens sind wir angelangt, die wir vom Fasten zum Leiden gekommen sind. . . Das Fasten ist zu Ende, das Leiden des Eingeborenen Gottes ist gekommen[2]." Die *Große Woche* hat begonnen. Sie soll das Pascha bringen: die Überfahrt über den dunklen Todesschlund, die Einfahrt in den „Hafen des Lebens". Aber die Kirche begeht schon den ersten Tag dieser Woche freudig wie eine „Ankunft im Hafen". Auf die langen Fastenwochen mit ihrer Entsagung und aller Mühsal des geistlichen Kampfes schaut sie zurück wie auf Sturm und Ungemach einer langen Meerfahrt. Nun ist der Hafen erreicht, nun bedarf es nicht mehr menschlicher Mühsal. Jetzt wirkt Gott; jetzt leidet Christus, und in diesem heilbringenden Leiden ruht die Ekklesia wie das Schiff im Hafen. Was kein menschliches Mühen vermag, das vollbringt die Gottestat in einem Augenblick: sie führt das Schiff der Kirche (und der Seele) in die Ruhe Gottes. So völlig eins ist das Leiden mit der Erlösung, die es bewirkt, daß die Ekklesia in seinem Beginn schon die Vollendung sieht und mit Jubel begrüßt. Ihr

[1] Adolf Rücker, Die „Ankunft im Hafen" des syr.-jakobit. Festrituals u. verwandte Riten. Jahrb. f. Lit. 3 (1923), S. 84. — [2] Ebda. S. 83.

Blick ist der Blick Christi, der mit dem Leiden die ihm folgende Herrlichkeit umfaßt: „Darum bin ich in diese Stunde gekommen: Vater, verherrliche deinen Namen[1]!“ Heute viel mehr noch als damals ist beides eins: der Tod und das Leben. Was beim einmaligen geschichtlichen Geschehen im Ablauf der irdischen Zeit aufeinanderfolgen mußte, das fällt im Mysteriengeschehen der Liturgie notwendig zusammen. Wenn darum Christus festlich, im vorausgenommenen Triumph der Auferstehung, in die Stadt seiner Leiden einziehen konnte, so darf mit gleichem Recht die Ekklesia heute die Freude des Ostermorgens vorausnehmen und den, der ihr als Leidender erscheint, als Überwinder feiern.

Nur so, als vorausgenommener Osterglanz, ist die jubelvolle Liturgie der Palmenprozession am heutigen Tage zu verstehen. Die Huldigung, die Jerusalem einst dem Herrn darbrachte, ohne zu wissen, wie tief begründet sie war, greift die Kirche heute bewußt und liebend auf. Palmen- und Ölzweige weiht sie und trägt sie in feierlichem Zuge, den Bischof oder Priester geleitend, als wäre er Christus selbst. Die Jubelrufe der Hebräerkinder wiederholt sie in den freudigen Prozessionsgesängen. In alledem nur ein frommes Spiel sehen wollen, das die Kirche etwa aufführte, um uns die biblische Begebenheit recht lebendig in Erinnerung zu bringen, hieße den Ernst der Liturgie verkennen. Ihr Tun dient nicht der Schaulust, sondern führt in das Innere der Mysterien Gottes ein. Es deckt in den scheinbaren Zufallshandlungen der Menschen den Abgrund der göttlichen Liebe auf, die sich der ahnungsvollen Unwissenheit ihrer Geschöpfe bedient, um ihre ewigen Absichten kundzumachen. Was uns gestern bereits das Evangelium vergegenwärtigte, das bringt heute die reich ausgeführte symbolische Handlung zu voller kultischer Darstellung. Mit Lobruf und Gesängen, über geschmückte Wege geleitet man den Triumphator. Die Palme grüßt ihn als Sieger, der Ölzweig als Bringer des Friedens. Als gekrönter König, der nach der Niederwerfung seiner Feinde ohne Widerstand den Thron besteigt, empfängt er die Salbung mit heiligem Öl. Das ist die symbolische Sprache der Palmsonntagsliturgie, wie die Orationen der Palmenweihe sie auslegen: „Auf den Sieg über den Fürsten des Todes deuten die Palmzweige hin; laut rufen die Ölbaumsprossen: die Geistessalbung hebt an[1].“ „Schon damals ahnte die selig begeisterte Volksschar, was ihr Tun zum voraus symbolisch darstellte: daß unser Erlöser, voll Mitleid mit dem menschlichen Elend, für das Leben der ganzen Welt mit dem Fürsten des Todes kämpfen und sterbend triumphieren werde[2].“ „Wir aber, im Besitz des vollen Glaubens, halten beides: Erfüllung und Vorbild, Symbol und Wirklichkeit[3].“

Wir wissen, was wir tun, wenn wir heute die symbolischen Zweige tragen, während die jubelnde Prozession das Gotteshaus durchzieht. Wir haben den Sieg des Herrn gesehen; wir leben von diesem Sieg. „Er ist unser Friede[4]“, und das Salböl heiliger Gotteskraft, das den Auferstandenen zum König und Priester salbt, fließt vom Haupte herab auf den Saum des Gewandes, das heißt: auf uns, die Kinder der Kirche, die dem am Kreuze Entblößten als neues Kleid der Herrlichkeit gegeben wurde. Während Priester und Diakone die große Passion singen, stehen wir in Ehrfurcht und halten die Palmzweige; denn dieser Tod am Kreuze war und ist unser Sieg und unsere Erlösung. Wir sind wie ein Volk, das seinen König im Todeskampfe sieht und ihm zujubelt, weil es des Sieges gewiß ist und gewiß auch

[1] Joh 12, 27.

[1] Miss. Rom., Or. d. Palmenweihe (Deus, qui miro ...). — [2] Ebda. — [3] Ebda. — [4] Eph 2, 14.

des Friedens und der neuen Kraft, die dem ganzen Volke daraus werden.

Aber noch weiter geht der Sinn der Palmenprozession, vorausdeutend in die Zukunft. Lauschen wir noch einmal und achtsamer in die Prozessionsgesänge hinein! Sind das nicht die Königslieder der Weihnachts- und Epiphaniezeit, Preislieder und Segenswünsche für den *Kommenden?* „Fürchte dich nicht, Tochter Sion! Siehe, dein König kommt zu dir[1]!“ „Dieser ist's, der zum Heil des Volkes kommen soll[2]!“ „Sei gesegnet! In der Fülle deiner Barmherzigkeit bist du gekommen[3]!“ „Heil dir, König, Schöpfer der Welt! Du bist gekommen, uns zu erlösen[4]!“ „Sei gesegnet, du Kommender! Im Namen des Herrn[5]!“ Wahrhaftig — das ist der mit gefüllterem Klange wiederaufgenommene Preisgesang des Weihnachts- und Erscheinungsfestes! Wieder sieht die Kirche sich in der Gegenwart des Schöpfergottes, der seine Schöpfung heimsucht, um sie neuzuschaffen. Und wieder bekennt sie an Stelle aller: „Dir dienen deine Geschöpfe; denn sie erkennen dich als den einzigen Urheber und Gott. All dein Werk lobt dich, und deine Heiligen preisen dich[6].“ Abermals offenbart so die heutige Liturgiefeier, wie kein Tag und kein Fest des heiligen Jahres für sich allein steht, wie jedes einzelne mit allen zusammenhängt und nur in dieser Einheit mit allen seinen Bestand hat. Die Feier der Menschwerdung scheint weit zurückzuliegen und längst beschlossen, und doch erreicht sie erst heute ihre Vollendung. „Der Herr wird kommen und uns heilen[7]“ — das war die Hoffnung des Weihnachtsfestes. Heute stehen wir in ihrer österlichen Erfüllung: „Heil dir, König! . . .

[1] Miss. Rom., Ant. d. Palmenweihe u. Palmenprozess. [2] Ebda. — [3] Ebda. — [4] Ebda. — [5] Ebda. — [6] Miss. Rom., Präf. d. Palmenweihe. Viell. urspr. eine Mart. = Präf; vgl. Jahrb. f. Lit. 2 (1922), 107 ff.; 3 (1923), 120; 4 (1924), 183 bis 185; 7 (1927), 295 f. — [7] Ex 16, 6; Intr. d. Weihnachtsvig.

Du bist gekommen, uns zu erlösen!“ Das Fest einer neuen Geburt und einer neuen Ankunft Christi hat sich genaht: der Geburt aus dem Grabe und der Ankunft des Auferstandenen im Reiche des Vaters. „Wie groß ist doch dieser (Kommende)! Die Throne und Herrschaften (des Himmels) eilen ihm entgegen[1].“ Diese Geburt, dieses Kommen erst macht die Geburt aus der Jungfrau und das erste Erscheinen Gottes auf Erden wahrhaft heilbringend und erlösend. Heute erst, da er kommt, um zu leiden, ist er wirklich gekommen. Jetzt erst, da er zum Vater spricht: „Schon bin ich nicht mehr in der Welt . . . Ich komme zu dir[2]“, jetzt erst wird es ganz offenbar, daß er in der Welt *war* und zu uns gekommen *ist:* als Erlöser, zum Heil seines Volkes.

Das ist der tiefste Grund für die Freude der Ekklesia, das erklärt die Symbolik ihres Tuns am heutigen Tage. Abermals feiert sie einen Advent, und mehr als der frühere macht dieser sichtbar, was es um das Kommen Gottes ist: als Leidender kommt er, um zu heilen; als Unterliegender, um zu siegen; als Sterbender, um ewiges Leben zu spenden. Mehr auch als der frühere schließt dieser Advent die Parusie in sich, das letzte Kommen des Herrn am Ende der Zeiten. Denn wie er heute der Kirche erscheint, glorreich im Glanze des Sieges und der Auferstehung, so wird er am Ende kommen vor den Augen der ganzen Welt. Dann eilen die Guten ihm entgegen mit Palmen- und Ölzweigen, das heißt: mit ihren guten Werken[3], mit ihren Siegen über Welt und Sünde. Daran erkennt Christus sie als die Seinen und schreitet mit ihnen zur ewigen Hochzeit. Diesen himmlischen Brautzug, den der Herr kurz vor seinem Tode im Gleichnis von den zehn Jungfrauen schildert, will die symbolische Prozession der Palmsonn-

[1] S. S. 12, Anm. 1. — [2] Joh 17, 11. — [3] Vgl. Miss. Rom., Or. d. Palmenweihe (Deus, qui Filium tuum . . .).

tagsliturgie darstellen. Darum klopft ihr Führer mit dem Kreuzstab an die verschlossene Kirchtür, während von drinnen das Preislied der Sänger erschallt: „Herrlichkeit, Lob und Ehre sei dir, König Christus, Erlöser[1]!" So erscheint im symbolischen Bilde vorausgenommen, was sich am Ende verwirklichen wird: das Kreuz des Herrn öffnet den Guten das Tor der ewigen Stadt; der Lobgesang der Engelheere grüßt den Sieger über Tod und Hölle als Fürsten des Lebens; als Braut im königlichen Schmucke der Vollendung geleitet die Kirche ihren Herrn und Bräutigam zum Throne des Vaters, um ewig mit ihm zu herrschen.

Welch tiefen Sinn bekommt nun auch die Lesung aus dem Exodus zu Beginn der Palmenweihe! Sie schildert Israels Rast bei den zwölf Quellen und den siebenzig Palmbäumen — ein prophetisches Bild der ewigen Paradiesesruhe der Kirche! — und schließt mit der großen Verheißung, deren Sinn uns in der Weihnachtsvigil aufging: „Am Abend werdet ihr erfahren, daß es der Herr ist, der euch aus Ägypten geführt hat, und am Morgen werdet ihr die Gottesherrlichkeit schauen[2]." Für die Kirche ist dieser Morgen schon angebrochen. Sie steht in der österlichen, ja schon in der ewigen Vollendung des Heiles; denn die liturgische Wirklichkeit ist stets die volle, ungeteilte Wirklichkeit des ganzen Heiles. Die symbolische Liturgie des Palmsonntags nimmt zugleich mit dem Osterglanz schon die Endherrlichkeit voraus. Für uns ist dieser Tag der Palmen die „Ankunft im Hafen". Das Schiff unserer irdischen Pilgerfahrt ist wie die Arche Noes auf Land gestoßen, und nicht fehlt der Ölzweig, den die Taube bringt[3]. Der Friede zwischen Himmel und Erde ist geschlossen, „das

[1] Miss. Rom., Hymn. zur Palmenprozession. — [2] Ex 16, 6—7; Les. (vgl. Intr. d. Weihnachtsvig.). — [3] Vgl. Miss. Rom., Or. d. Palmenweihe (Petimus, Domine).

Niedere dem Höchsten versöhnt[1]". Heute sieht die Kirche den Bogen des Friedens gespannt, die Brücke über den Abgrund des Todes gebaut: den Paschaweg, der aus diesem Leben in jenes führt.

In dieser großen Schau frohlockt die Kirche, da sie feiernd im Heiligtume steht, im Begriffe, das Paschaopfer des Herrn zu vollziehen, wie Christus im Anblick der ersten Heiden frohlockte, die am Beginn seines Leidensweges seinen Blick über die drohende Not hinweg auf die künftige Frucht seiner Mühsal lenkten. Wie vom göttlichen Arm hinweggerafft und auf hohe Warte gestellt, scheint die Kirche (und die Seele) für eine kurze Zeit wie außer sich, in der mystischen Wirklichkeit des Endes der mühevollen Zeitenwanderung fast vergessend. Aber nur für Augenblicke. Dann, wieder zu sich selbst gekommen, tritt sie aus der leuchtenden Gegenwart des Sieges zurück in die dunklen Schatten der Leidenswirklichkeit. Mit voller Hingabe hat sie am vergangenen Sonntag den Kelch des Blutes Christi ergriffen. Sie will den Sieg Christi nur durch seinen Tod hindurch. In der Palmenweihe hat sie den Triumph vorausgenommen, in der Messe taucht sie ganz unter in der Leidensnacht des Herrn.

Wieder, wie am Passionssonntag, sind alle Gesänge einzig zu verstehen als Worte des Herrn, der in seinen Tod geht. Wir stehen dem Leiden unmittelbar gegenüber. Die Schauer der Ölbergangst und der Todesverlassenheit am Kreuze wehen uns aus diesen Gesängen an. Flehgebete und Klagerufe äußerster Verlassenheit und Not sind sie. Vor allem der einundzwanzigste Psalm, dem Introitus und Traktus entnommen sind: „Gott, mein Gott, schau her auf mich! Warum hast du mich verlassen? . . . Ein Wurm bin ich, kein Mensch, das Gespött der Leute,

[1] All.-Vers. d. Mutter-Gottes-Messe an d. Samst. d. Osterzeit.

vom Volke verworfen[1]." Wie sehr gehört er hierher, an den Beginn der großen Leidenswoche, dieser Psalm, in dem David prophetisch die Leiden des Messias vorausschaute, in dem das Wort Gottes selbst, Jahrhunderte zuvor, die Qual seines menschlichen Leidens ausgesprochen hat!

Dann folgt die Passion, der evangelische Bericht dieser großen Leiden. Wieder vernehmen wir Christi Stimme, wie vorher im prophetischen Psalmwort, so jetzt in den historischen letzten Worten seines irdischen Lebens. Sein Todeskampf wird Wirklichkeit und Gegenwart im göttlichen Wort der Heiligen Schrift.

Zusammengedrängt in einen einzigen Ruf von erschütterndem Jammer erscheint die Passion des Herrn im Offertorium, einem der ergreifendsten Stücke des ganzen Graduale Romanum, vor allem der Melodie nach. Das größte, vollkommenste Opfer wird gebracht: ein Mensch — *der* Mensch, in dem alle anderen enthalten sind, weil er zugleich Gott ist; der Mensch, aus dem und in dem wir alle sind — hat sich Gott hingegeben bis zum Tode und zur Vernichtung. Vollkommener kann kein Opfer sein. „Schmach gewärtigte mein Herz und Jammer. Ich harrte auf einen, der Mitleid mit mir trüge, und niemand war da. Einen Tröster suchte ich und fand keinen. Zur Speise gaben sie mir Galle, sie tränkten mich in meinem Durst mit Essig[2]." Welch ein Leiden bis zur Vernichtung! Und freiwillig wird es getragen: um der Erlösung der Welt willen, für uns!

Kann die Kirche vor dieser freigewollten Erniedrigung ihres Herrn etwas anderes wünschen, als eins zu werden mit seinem Opfer, seine Demut und Geduld an sich zu erweisen[3] nach der Mahnung des Apostels: „So seid im Innersten gesinnt wie Christus Jesus . . . Er erniedrigte sich selbst und wurde ge-

[1] Ps 21, 2, 7; Trakt. — [2] Ps 68, 21—22; Off. — [3] Or.

horsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze[1]"? Und wenn sie es wünscht, kann sie dann anders, als jetzt, heute, in dieser Messe sich mit dem Herrn von neuem hingeben an den Willen des Vaters, bereit für alle Not, jedes Leiden — ein vollkommenes Opfer mit und in Christus: „Vater . . . dein Wille geschehe[2]"? Hier ist das große Thema der kommenden Tage angeschlagen, das die ganze Quadragesima hindurch vorbereitet wurde: der Gehorsam als Grund der Erhöhung. In der Hingabe liegt das Geheimnis des Sieges. Die Lesung aus dem Apostelbrief deutet darauf hin, wie das Leiden, das wir in der Messe sehen, und der Triumph der vorhergehenden Prozession aufs engste zusammenhängen: „Darum hat Gott ihn auch so hoch erhoben und ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist. Im Namen Jesu beuge sich jedes Knie der Himmlischen, der Irdischen und der Unterirdischen, und jede Zunge bekenne: Jesus Christus ist Kyrios[3] in der Herrlichkeit Gottes des Vaters[4]."

Das ist das Vertrauen der Kirche in den Leiden dieser Zeit: wenn sie mit dem Herrn leidet, wird sie auch mit ihm triumphieren. Und in der Passion darf sie mit ihm sprechen: „Du hältst mich bei der Rechten und führst mich nach deinem Willen und nimmst mich auf in Herrlichkeit[5]." Diese Frucht erwartet sie von der heiligen Paschafeier: „Allmächtiger ewiger Gott, du hast unseren Heiland Fleisch annehmen und das Kreuz erdulden lassen, dem Menschengeschlechte ein Beispiel der Demut zur Nachahmung; gewähre in Gnaden, daß seine Geduld sich in uns erweise und wir auch an seiner Auferstehung teilnehmen dürfen[6]."

[1] Phil 2, 5, 8; Ep. — [2] Mt 26, 42; Com. — [3] Das griechische Wort „Kyrios" bezeichnet in der Sprache des Urchristentums die Erhöhung und Herrschaft Christi nach und auf Grund der Passion: den durch Leiden verklärten Herrn. Im einzelnen vergleiche dazu die Messe des kommenden Mittwochs. — [4] Phil 2, 9—11; Ep. — [5] Ps 72, 24; Grad. — [6] Or.

CHRISTI SÜSSER WOHLDUFT
(Karmontag)

Wir stehen in der Großen Woche. Und schon gestern, an ihrem Eingang, empfanden wir: bei allem Ernst ist sie nicht die *Kar*woche, die Klage-, Leidens- und Trauerwoche, zu der man sie in einer Zeit, da man die Grundhaltung der Liturgie nicht mehr verstand, hat machen wollen. Der Doppelklang des Leidens und Triumphes, der uns gestern stark berührte, ist auch heute wieder zu vernehmen. Er klingt durch alle Tage dieser Woche, und immer schwebt der Ton des Triumphes, der erlöste Klang des Friedens und der Verklärung über den dunklen Tönen des Leidens und der Klage. Im Grunde ist auch in dieser ernstesten Woche des liturgischen Jahres *Freude* der Hauptakzent in allem Beten und Singen der Kirche: die Freude an Gott und „allen seinen hohen Werken“, die wir, „herrlich wie am ersten Tag“, in der Feier der Liturgie vor uns geschehen sehen. Wie Jesus selbst, da seine Stunde gekommen war, über sich hinweg auf den Heilsplan Gottes und die Herrlichkeit des Vaters schaute, so wendet er auch jetzt, im liturgischen Gedächtnis seines Todes, den Blick seiner Braut, der Kirche, der in zärtlicher Liebe klagend an seinem Kreuz und seinen Wunden haften möchte, sanft von sich hinweg auf „das verklärende, nicht verzehrende Ende[1]“ seines Leidens. Das macht das wahrhaft Göttliche der Liturgie gegenüber aller bloß menschlichen Frömmigkeit aus: sie blickt auf das Geschehen der Geschichte wie auf die mystische Wirklichkeit der Liturgie mit den Augen Gottes, und darum ist ihr erstes und letztes Wort stets Ausdruck der Freude an Gott, Lob Gottes, Duft und Atem ewigen Lebens.

[1] Augustinus, Zu Joh 13, 1 (Trakt. 55, 2).

Mild und stark strömt dieser Duft in der heutigen Messe. Er geht von der evangelischen Erzählung aus[1]. Das Gastmahl in Bethanien, am Sabbat, sechs Tage vor dem Pascha. Lazarus, der vom Tode Erweckte, und Jesus, der zum Sterben Bereite. Die Schar der Schaulustigen. Die dienende Martha. Und Marias Salbe duftet. Der Alabaster zerbricht; die Narde fließt über Haupt und Füße Jesu, und ihr Duft erfüllt das ganze Haus. So huldigt die Liebe gläubiger Herzen dem Messias und Totenerwecker, dem Gottessohn. Die Scheelsucht des Verräters nimmt Anstoß an dieser Ehrung. Aber ausdrücklich, mit dem ganzen Hoheitsanspruch des messianischen Selbstbewußtseins, wendet Jesus sich gegen den Scheelsüchtigen und gibt der „Verschwenderin“ Recht. Ihm gebührt solcher Ehren-, solcher Liebeserweis. Nicht genug des Lobes, nicht genug der Liebe kann an ihn verschwendet werden, in dem die Liebe Gottes sichtbar erschienen ist. Alle Kostbarkeit, alle Schönheit, aller Duft der Erde sollte auf ihn gehäuft werden, der alles geschaffen hat und gekommen ist, um alles neu zu schaffen. Immer wieder finden wir, dem unwilligen Erstaunen seiner Widersacher gegenüber, diesen ruhigen Hoheitsanspruch Jesu, der die Lobpreisungen der Menge, die Hosannarufe der Kinder durchaus in der Ordnung findet. „Wenn diese schwiegen, so würden die Steine schreien[2].“ Wie darf die Welt stumm bleiben, wenn der erscheint, der sie gemacht hat? So ist auch das, was Maria von Bethanien getan hat, nur in der Ordnung. Ja in der von Gott her gesehenen Ordnung der Dinge nicht nur das Rechte und Erlaubte, sondern das einzig Notwendige. Maria von Bethanien, die Liebende, tut immer, ohne Überlegung, aus dem Instinkt ihrer Liebe heraus, das einzig Notwendige. Und immer ist es das dem natürlichen Denken Entgegengesetzte:

[1] Joh 12, 1—9. — [2] Lk 19, 40.

scheinbarer Müßiggang[1], scheinbare Verschwendung. Aber Jesus, dem menschgewordenen Gott, gegenüber das Gebührende, das einzig Notwendige. Was kann der Mensch vor dem gegenwärtigen Gott tun, als für ihn da sein, sich an ihn verschwenden? sich und das Seine? Welche anderen Rücksichten können da noch gelten? *So* faßt es Jesus: „Arme habt ihr immer bei euch, mich aber habt ihr nicht immer[2].“ „Es geschieht nicht zuviel an mir“, will er sagen. „Mir gebührt diese Verschwendung.“ Für wen sind die Dinge, sind die Menschen dieser Welt da, wenn nicht für den, der sie gemacht hat? Für die Armen aber ist *er* da. Um sie braucht man keine Sorge zu haben. Wo einer sich für Gott verschwendet, da kommen die Armen nicht zu kurz. Immer ist es die ängstliche Sorge dieser Welt, daß die Belange des Diesseits übersehen werden könnten, wenn jemand einzig auf Gott schaut. Welcher Irrtum! Wer sich an Gott verschwendet, der ist Gottes, und mit Gott hält er seine Hände über das All.

Aber schürfen wir noch tiefer. Die Worte des vierten Evangeliums weisen immer über den nächstliegenden Sinn hinaus in eine zweite und dritte symbolische Tiefenschicht, wo erst die eigentlichen Mysterien offenbar werden. Wenn dem menschgewordenen Gott jegliche Ehre, jegliche Verschwendung der Liebe gebührt, so doch vor allem die *Salbung*. Gesalbt wurden von alters her Priester und Könige. Als Zeichen der göttlichen Erwählung und Begabung mit himmlischer Kraft floß das Salböl über Aarons, über Davids, über Salomons Haupt. Christus aber ist in die Welt gesandt worden, um das Erbe jener anzutreten: „Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedechs[3]“, wahrer König der Welt. Als Hoherpriester soll er sich selbst Gott hin-

[1] Vgl. Lk 10, 38—42. — [2] Joh 12, 8; Ev. — [3] Ps 109, 4; vgl. Hebr 5, 6 u. 7, 17.

schlachten: das große Versöhnungsopfer für die Sünde der Welt; als König soll er „vom Holze aus herrschen“. Das Kreuz ist der Altar seines priesterlichen Opferdienstes, der Thron seiner Königsherrschaft. Darum spricht er doppelsinnig von seinem Tode als einer Erhöhung: „Wenn ich von der Erde erhöht sein werde, ziehe ich alles an mich[1].“ Jetzt, da er dem Leiden nahe ist, steht er unmittelbar vor dieser „Erhöhung“. Und ihr gebührt die Salbung. Darauf deuteten schon gestern die Ölzweige in den Händen der begeisterten Volksmenge. Ebenso ist die Narde, die Maria von Bethanien heute über Jesus ausgießt, Bild und Symbol jenes unsichtbaren himmlischen Salböls, der göttlichen Lebenskraft, von der es im Psalm prophetisch heißt: „O Gott, dein Gott salbt dich mit Freudenöl! Du wirst erhoben über die Gefährten[2].“ Von diesem himmlischen Freudenöl, das Gott der Vater über das blutschwitzende und dornengekrönte Haupt des gekreuzigten Sohnes ausgegossen hat, trägt dieser den Namen: Christus, der Gesalbte. Und weil der Weg zu dieser Salbung durch Tod und Grab führt, sagt Jesus doppelsinnig: „Laßt sie, daß sie meinem Begräbnis damit diene[3].“ Salben wurden den Toten mit ins Grab gegeben. Auf Tod und Grab Jesu und die darauffolgende Herrlichkeit seines ewigen Priester- und Königtums weist vordeutend die Salbung der liebenden Maria. Als wahre *Christus*gläubige erzeigt sich also die „Verschwenderin“.

Und eines noch sei nicht vergessen: Wettkämpfer der Arena salbten ihren Leib vor dem Agon. Auch Christus geht als Kämpfer in sein Leiden. Der große Agon ist es: das Ringen bis zum Tode mit dem Feinde Gottes — Satan. Die Salbung, die seine Menschennatur zu diesem Kampfe stark und geschmei-

[1] Joh 12, 32. — [2] Ps 44, 8; Pont. Rom., Ant. bei d. Altarweihe. — [3] Joh 12, 7; Ev.

dig machen sollte wie eines Ringers Leib in der Arena, diese Salbung mit der Gotteskraft empfing der Herr am Ölberg aus der Hand des Vaters. Und auch dafür ist die Salbung zu Bethanien vordeutendes Bild und Gleichnis.

So strömt Marias Narde den festlichen Duft des Lebens, der nahen Königsherrlichkeit und Hohepriesterwürde Christi aus und mahnt zugleich doch auch an Kampf und Tod, Grab und Bestattung. Das tiefste Mysterium aber, das dieser Duft uns ahnen läßt, ist jenes, das uns schon im Ölwunder des Elisäus (in der dritten Fastenwoche) aufgedeckt wurde. Christus selbst ist diese Narde, das vom Himmel herabfließende Salböl, das nach dem Liebesplan des Vaters die ganze Menschheit, wenn sie glaubt, zu Priestern und Königen erhöhen soll. Zerbrechen mußte das Salbgefäß — Jesu menschlicher Leib — im Tode, damit die Narde ausströmen und vom Haupte — dem auferstandenen Christus — her den ganzen Leib der Kirche salben, ihn zum priesterlichen und königlichen Leibe des *Christus* weihen konnte. Zerbrechen mußte dieser Alabaster, damit das himmlische Salböl die leeren Gefäße der Kirche füllen, sein Duft ihr ganzes Haus durchziehen und die „Armen" reich machen konnte. Denn dies ist das verborgene Mysterium der Salbung zu Bethanien, das der Verräter nicht schauen konnte, wir aber frohlockend zu erkennen wissen: Das Salböl, das um Jesu willen dort verschwendet wurde, ist der „Armen" wahrer Reichtum, ist das sich selbst verschwendende göttliche Leben, das sich zwar zuerst dem Sohne, durch ihn aber, seiner Todeswunde entströmend, den Armen, das heißt: den gnadeberaubten, todgeweihten Menschen, mitteilt.

Dieses Mysterium des wunderbaren vom Himmel herabfließenden Ölstromes, der die Armut der sündigen Welt bereichert, wurde schon zu Noes Zeiten

als Versöhnungsgabe Gottes durch die Taube mit dem Ölzweig vorherverkündet, dann durch das Ölwunder des Propheten und mehr noch durch Marias Salbung im symbolischen Bilde vorausgenommen. Bald wird es in der Ölweihe am Gründonnerstag, in der Salbung der Täuflinge am Karsamstag mystisch-liturgische Wirklichkeit annehmen. Wenn am Gründonnerstag feierliche Weiheworte die Christuskraft in das nach ihm genannte Öl hineinrufen; wenn der Bischof und alle Priester vor dem geweihten Öle dreimal in die Knie sinken und es grüßen: „Ave, sanctum Chrisma! Ave, sanctum oleum! — Gruß dir, du heiliges Öl! Wir grüßen dich, heiliges Chrisma[1]!"; wenn endlich, zwei Tage später, der Bischof oder Priester den Scheitel der Neugetauften mit diesem geweihten Chrisam salbt und dazu spricht: „Der allmächtige Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus . . . salbe dich mit dem Chrisam des Heiles in eben diesem Christus Jesus, unserem Herrn, zum ewigen Leben[2]!" — dann ist der liebenden Maria gleichnishaftes Tun mit letzter Wirklichkeit erfüllt, dann sind alle symbolischen Bilder der Vorzeit Wahrheit geworden, und das verborgene Mysterium ist enthüllt. Dann fliegt die göttliche Taube mit dem Ölzweig zur Arche der Kirche und bringt ihr das Leben aus dem Tode. Dann füllen sich die leeren Gefäße der Kirche; niemals hat sie ihrer zu wenig, denn täglich werden ungezählte Menschen zur Welt geboren, die des göttlichen Lebens ermangeln. Dann dient Maria von Bethanien in Wahrheit dem Begräbnis Christi, wenn die Getauften und mit Christus Begrabenen aus der Hand der Kirche die heilige Salbung empfangen. Dann geht „Christi Wohlduft[3]" strömend durch das ganze Haus der Kirche, und die Stimme des Hasses muß verstum-

[1] Pont. Rom., Ölweihe am Gründonnerst. — [2] Rit. Rom., Tit. 2, c. 4, 41; Rit. d. Erwachsenentaufe. — [3] 2 Kor 2, 15.

men, weil die beschenkte Armut ob der liebenden Verschwendung jubelt:

„O Redemptor, sume carmen
temet concinentium!
Lota mente sacro fonte
aufugantur crimina,
uncta fronte sacrosancta
influunt charismata.
Corde natus ex Parentis
alvum implens Virginis,
praesta lucem, claude mortem
Chrismatis consortibus!“

„Dich besingen, o Erlöser,
die Gesalbten: hör ihr Lied!
Heilger Quell hat sie gewaschen,
Sünde flieht, und niederströmt
auf die gottgesalbte Stirne
hoher Gnadengaben Flut.
Du, des Vaters Herzgeborner,
du, des Jungfraunschoßes Frucht,
hell erleuchte, mach unsterblich,
die am Chrisma haben teil[1]!“

Freudig also, jubelvoll erscheint der heutige Tag durch das verheißende Bild dieser nahen Reichtümer. Aber unvergessen steht daneben vor dem Blick der Kirche die bittere Quelle solch großen Wohlldufts. Während Marias Salbe duftet und der Wohlgeruch Christi das Herz der Kirche erfreut, schaut sie hin auf die verwundete Rinde des Baumes, der die „duftende Träne[2]“ himmlischen Salböls entquillt. „Wenn das Holz nicht verletzt wird, kann es nicht auf solche Art Wohlduft von sich geben . . . So weinte auch Christus, am Holze der Prüfung gekreuzigt, über

[1] Pont. Rom., Hymn. d. Ölweihe. — [2] Pont. Rom., Ölweihe am Gründonnerst.

das Volk, um unsere Sünden abzuwaschen, und ergoß aus dem Innersten seiner Barmherzigkeit den Balsam, da er sprach: ‚Vater, vergib ihnen! Sie wissen nicht, was sie tun.‘ Damals wurde er am Holze durchbohrt, und es floß Blut und Wasser heraus, süßer als aller Balsam, ein gottgefälliges Opfer, das über die ganze Erde den Wohlduft der Heiligung ergoß; und wie Balsam aus einem Baume, so ging eine Kraft von seinem Leibe aus, von der er selbst sagt: ‚Ich fühle es, eine Kraft ist von mir ausgegangen[1].‘“ Der Klage, dem Hilferuf des also verletzten und aus seinen Wunden Segen verströmenden „Baumes“ gibt die Kirche in den Gesängen der heutigen Messe Ausdruck; seiner rührenden Stimme lauscht sie in der Lesung. Er ist bereit; er will die Wunde dulden um des Segens willen, der von ihr ausgehen und die von Todesgestank erfüllte Welt heil- und lebenatmend durchziehen wird. Er, Gottes Sohn, will sein Leben, das Innerste — Duftende — seines erbarmenden Herzens an die Armen verschwenden. Aber der Mensch in ihm fühlt das Leiden. Der Mensch Jesus ruft zum Vater: „Lehre mich deinen Willen tun[2]!“ Ich weiß es: Ich bin das Gefäß, das zerbrechen, der Baum, dessen Rinde zerschnitten werden muß, und ich bin bereit, es zu leiden. „Meinen Rücken biete ich den Schlägen dar, meine Wangen den Raufern; ich verberge mein Antlitz nicht, wenn man mich schmäht und anspuckt . . . Hart wie Kieselstein mache ich mein Antlitz[3]“ — und dennoch: „Herr, Vater, ich bin ein Mensch — es schmerzt — hilf — *lehre* mich deinen Willen tun! Du hast ‚mir das Ohr aufgetan‘ für deinen Wunsch und Willen, und ‚ich weiche nicht zurück[4]‘; ich höre, ich vernehme dein Wort — dein Wille geschehe! — lehre mich deinen Willen tun!“

[1] Ambrosius, Zu Ps 118, III 8. — [2] Ps 142, 10; Off. — [3] Is 50, 6, 7; Les. — [4] Is 50, 5; Les.

So lauscht die Kirche (und die Seele) sich hinein in das ringende Herz Jesu, aus dem ihr der Wohlduft des Lebens zuströmt. Und es wird ihr nicht schwer, zu verstehen, was da miteinander im Kampfe liegt; ist es doch das Herz ihres Bräutigams, ist sie es doch selbst, die mit ihm Vermählte und ganz Einsgewordene, die da um die Erfüllung des göttlichen Willens mit sich kämpft und ringt. Als Balsambaum ist sie in die Wüste dieser Welt gepflanzt, damit ein Paradies daraus werde. Da wächst er auf aus dürstendem Erdreich, Sproß des Baumes auf Golgotha, und muß immer wieder Hieb und Stich der Gottlosen leiden, damit die Wunde sich niemals schließe, damit sie nie aufhöre, den Balsam des Lebens zu verströmen. „Verwundet ist die Ekklesia, aber von der Wunde der Liebe; denn es ist die Wunde, die Christus empfing, und Balsam verströmt sie[1] . . .“ Darum, weil sie die gleiche Wunde trägt, versteht sie den Schmerz, die Klage des Geliebten; darum ringt und betet sie mit ihm: „Lehre mich deinen Willen tun!“ Aber mit ihm erfährt sie auch, daß die Süße des strömenden Balsams auf den Verwundeten selbst zurückfließt, ihn stärkt und tröstet mit dem nahen Atem des göttlichen Lebens, das dieser Leiden Frucht ist. Mit ihm darf sie, angeweht von der Kraft dieses göttlichen Lebenshauches, über ihre Leiden, ja über sich selbst *in Gott* sich erheben und sprechen: „Stehen wir zusammen“ — Haupt und Leib, der eine Christus! — „wer ist dann mein Gegner? Her mit ihm! Siehe, der Herr Gott hilft mir, wer wagt's und verdammt mich? Siehe, alle zerfallen sie wie ein Kleid; die Motte zerfrißt sie. Wer aus euch fürchtet Gott und hört seines Knechtes Stimme? Wer im Finstern geht, ohne Licht, der hoffe auf den Namen des Herrn und stütze sich auf seinen Gott[2].“

Abermals triumphiert so die Macht des Lebens

[1] Ambrosius, Zu Ps 118, V 16. — [2] Is 50, 8—10; Les.

über die Schatten des Todes. Wie wir zu Anfang sagten: Der helle Klang des Sieges schwebt oben. Nichts bleibt von aller Klage, allen Wunden, allem Gestank der Bosheit und des Todes als der süße mächtige Duft des Lebens. Königlich steht im Toben des entfesselten Chaos der Baum des Lebens und trägt seine duftende Wunde: Christus, Haupt und Leib, Christus und seine Kirche. Und wir, ihre Kinder — „filii excussorum[1]“, die Kinder der Geschlagenen, der Gepreßten, der Verwundeten —, was können wir anderes tun als aufschauen zu ihm, „den sie durchbohrt haben[2]“, aus dessen Wunde unser Leben fließt und in dessen Dufte wir aufatmen: „Allmächtiger Gott, in vielen Widerwärtigkeiten welken wir dahin; denn wir sind schwach. Laß deines eingebornen Sohnes Leiden, wir bitten dich, dazwischentreten (zwischen uns und dich, der unsrer Sünden wegen uns bedrängt) und gib uns, wieder aufzuatmen[3]!“

DAS HERRENLEIDEN DURCHLEIDEN

(Kardienstag)

Nicht genug aber des Aufatmens! Wir müssen ganz neu, ganz frisch, ganz blühend und duftend vom Leben dieses Baumes werden. Und „Duft des Lebens zum Leben[4]“! Auch wir müssen uns verwunden lassen, damit der „Wohlduft Christi“ ausströmen und alles anstecken, heilsam anstecken kann mit göttlichem Leben. Sind wir doch Sprossen, wilde Sprossen zwar, aber aufgepflanzt — wider die Natur — auf den edlen Ölbaum Christus[5]. „Filii excussorum“ — Kinder Christi und der Ekklesia, der in bitterem Leiden „Geschüttelten“ und „Aus-

[1] Ps 126, 4. — [2] Zach 12, 10; vgl. Joh 19, 37 u. Offb 1, 7. — [3] Or. — [4] 2 Kor 2, 16. — [5] Vgl. Röm 11, 24.

gepreßten“, die ihre Früchte hergaben und täglich hergeben, sich schütteln lassen von den Fäusten der Gottlosen, bis die Früchte niederfallen, die heiligen Martyrer, und Oliven gleich in der Kelter der Leiden niedergetreten und zerstampft werden, damit das Öl der Freude nicht mangele im Hause Gottes. Kinder sind wir dieser Geschüttelten und Gepreßten; Sprossen und Früchte des heiligen mystischen Ölbaumes, den die Hand Gottes in die Wüste der Zeit gepflanzt hat. Wir können uns nur „rühmen“ in diesem Baume, „im Kreuze unseres Herrn Jesus Christus, der uns Heil, Leben und Auferstehung ist, durch den wir heil und frei geworden sind[1]“. Nur als Sprossen und Früchte dieses Baumes leben wir, wachsen und reifen. Sein Ruhm sind wir, wenn wir uns als gute Früchte des guten Baumes erweisen. Denn „an ihren Früchten“, heißt es, „werdet ihr sie erkennen[2]“. Dann sind wir Christi Ruhm, wenn wir als seine guten Früchte uns zur Kelter bereitmachen, zur Kelter der Leiden, von den Bösen uns niedertreten und den letzten Tropfen Leben uns abpressen lassen.

So als gute Früchte des edlen Ölbaums, so als Ruhm des Kreuzes und Wohlduft Christi alle ihre Kinder sich erweisen zu sehen, das ist der eifervolle Wunsch der Kirche, der „fervor divinus[3]“, den gestern die heilige Opferfeier in ihr entzündet hat. Um die Erfüllung dieses Wunsches betet sie heute mit ihren Kindern. Und es ist nicht ein billiges Wünschen, ein bloßes Betteln, hinter dem kein eigenes Mühen steht. Nein, sie müht sich mit aller Kraft, und sie bittet nur, daß ihre Mühe gesegnet sei. Sie weiß, was sie zu tun hat, um Christi und des Kreuzes wahrer Ruhm, des edlen Ölbaums echte Frucht zu werden. Sie muß sein Leben mitleben, sein Leiden mitleiden und seinen Tod mitsterben. Täglich mysti-

[1] Gal 6, 14; Intr. — [2] Mt 7, 16. — [3] Postc. am Karmont.

scherweise im heiligen Opfer des Altares. Und nicht minder wirklich in den täglichen Leiden ihres irdischen Lebens, in Versuchung und Verfolgung, in Krankheit und Tod und Drangsal jeglicher Art. Das zu können aus innerstem Herzen, mit dem freudigen Ja ihres ganzen Wesens, das erbittet sie heute: „Allmächtiger ewiger Gott, laß uns die Mysterien des Herrenleidens so *durchspielen* (*peragere:* ganz, von Anfang bis zu Ende, handelnd und leidend mit durchleben, wie ein großer Tragöde das Leben und Leiden seines Helden ganz durchspielt, „agiert“), daß wir Nachlaß (der Sünde) zu erlangen verdienen[1].“

In dieser Bitte ist das Lebensprogramm des Christen in klassischer Kürze ausgesprochen. Christ sein heißt: ein zweiter Christus sein und als Glied am Leibe des Herrn mit dem Haupte die Christusleiden erleiden und den Christustod sterben. Darin besteht das Leben jedes Christen von der Taufe bis zu seinem leiblichen Tode: „Dominicae passionis sacramenta peragere — das Herrenleiden durchleiden.“ Einmal in dem einen irdisch-geschichtlichen Leben, das dem Menschen gegeben ist, muß diese Tat vollbracht, dieser Weg gegangen werden: der Weg des Menschensohnes von Galiläa hinauf nach Jerusalem, hinauf ans Kreuz, hinab in den Tod, in das Grab, in die Unterwelt. Es ist der Bußweg des gefallenen Menschen, der Buß- und Heilsweg Adams. Christus ist ihn gegangen: für alle. Für ihn aber endete dieser Weg nicht in Grab und Unterwelt, führte vielmehr hinauf und hinüber in die Auferstehung und das ewige Leben beim Vater. Christus hat den Todesweg *so* durchschritten, daß er für uns zum Heils- und Lebensweg wurde. Christus hat das Leiden *so* durchlitten, daß es *Nachlaß* bewirkte: Nachlaß der Adamsschuld, die er für alle trug und büßte. Er ist vorausgegangen, wir müssen nachgehen. Und auch

[1] Or.

wir so wie er: daß wir *Nachlaß* finden. Daß wir „rein werden von allem Greisentum (der Sünde), das sich (immer wieder) einschleicht, und fähig werden der heiligen Neuheit" (in der Christus beim Vater lebt)[1]. Alles kommt *dar*auf an, auf *dieses* Ende des Weges, das nicht Untergang, sondern Aufgang ist. Übergang. Ein über sich selbst, über den Menschen Hinausgehen, Verklärung, Vergottung. Das liegt in dem *per*-agere: *durch*gehen, *durch*leiden, *durch*spielen bis ans Ende — bis zur Vollendung. „Es ist vollbracht[2]", sprach der sterbende Christus. Er war den Weg zu Ende gegangen, er hatte die Adamsbuße durchlitten; es war vollbracht.

Ein für allemal hat Christus es vollbracht. Aber täglich wird dieses Durchleiden und Vollbringen zu unbegreiflicher Gegenwart und Wirklichkeit in der heiligen Liturgie. Um unsertwillen, die wir noch unterwegs sind, die wir noch nicht das volle, uns gesetzte Maß der Christusleiden durchlitten haben. Um unsertwillen, damit, was wir *einmal* in der Spanne unseres irdischen Lebens vollbringen müssen, uns zu *täglicher* Übung gegenwärtig sei. Im mystischen Durchleiden und Mitsterben des Christustodes in der Liturgie sollen wir das einmal in irdischer Zeit zu Vollbringende täglich *vor*üben. Aber auch dieses Vorüben ist jedesmal schon ein ganz wirkliches Durchleiden des Herrenleidens, wie ja auch unsere Taufe schon ein wirkliches Mitsterben mit Christus war, so daß wer *einmal* die Mysterien der Kirche mit der Hingabe vollzöge, die der Hingabe des gekreuzigten Christus entspräche, in Wahrheit schon gestorben und hinübergegangen, schon beim Vater wäre. Wer freilich vermag das? Darum ist uns die heilige Liturgie gegeben, die tägliche und jährliche Feier des Herrenleidens, daß wir von Mal zu Mal mehr sterben, reiner uns von dieser

[1] Or. sup. pop. — [2] Joh 19, 30.

Welt lösen, vollkommener in die „heilige Neuheit" hinübergehen, bis die tägliche Übung im Mystischen endlich ein reines Vollbringen im Zeitlichen schenkt.

Diesen Gedanken der *Übung*, des täglichen mystischen Durchleidens eines einmal in der Zeit zu Erfüllenden, glaubt die Kirche ihren Kindern heute, da wir mitten in dieser Übung, in der jährlichen Paschafeier, begriffen sind, nicht dringlich genug ans Herz legen zu können. Und wie sie mit ihnen und für sie um das Durchleiden betet, so stellt sie ihnen in den Lesungen und Gesängen dieses zu Durchleidende beständig von neuem vor Augen. Darum die Lesung der ganzen Passionsgeschichte heute und morgen, wie am vergangenen Palmsonntag und am kommenden Karfreitag. Darum die prophetischen Vorbilder: gestern Isaias, der sein Antlitz den Schmähern gegenüber in felsengleicher Geduld härtet; heute Jeremias, der sich „wie ein sanftes Lamm zur Schlachtbank schleifen" läßt[1]. Darum die immer von neuem aufsteigenden Leidensbilder der messianischen Psalmen in den Meßgesängen dieser Tage. Jedes Wort dieser Gesänge und Lesungen, das als Gottes Wort im Munde der Kirche ein wirkendes Wort ist, bedeutet „Übung" für uns, eine Übung des Sterbens, eine Vorbereitung für jenes „tempus beneplaciti[2]", die „Zeit des Wohlgefallens", da Gott „in der Fülle seiner Erbarmung" alle unsere Tode in Leben verwandeln wird. In jenes ewige Leben, das auch jetzt schon, mit jeder Übung des Sterbens, als Keim in uns gelegt wird und mit der Hoffnung auf die Fülle des Besitzes jeden Tod, der ihm näher führt, köstlich macht.

[1] Jer 11, 19; Les. — [2] Ps 68, 14; Com.

DIE ZEIT IST DA

(Karmittwoch)

Heute ringt der helle Ton der Freude sich nicht mühsam aus dunklen Klageliedern empor. Wie ein Tor des Triumphes tut gleich der erste Gesang den Eingang zur Feier der Mysterien auf. „Im Namen des Kyrios beuge sich jedes Knie der Himmlischen, der Irdischen und der Unterirdischen; denn der Kyrios ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Darum ist Jesus Christus Kyrios in der Herrlichkeit Gottes des Vaters[1]." Was für Fanfarenstöße sind das? Ein rufender Herold! Ein Befehl zu allgemeiner Huldigung! Ein Cäsar im Glanze seiner herrscherlichen Würde, mehr noch: im Glanze der Apotheose, umgeben vom Schimmer des Göttlichen, hineingezogen in den Kreis der Himmlischen! Ein „Kyrios", ein irdischer Gott! Zu Lebzeiten schon vom Glauben des Volkes ins Licht der Göttlichkeit erhoben! So ziehen die Bilder antiker Herrscherherrlichkeit am geistigen Auge vorüber. Der *Kyrios*name weckt sie. Die ganze schwere Pracht altorientalischen und hellenistischen Herrschertums und ihm nachgebildeter altrömischer Kaiserherrlichkeit steigt herauf. Der unumschränkte Herrschaftsanspruch göttlicher Würde haftet ihm an. Nicht Gottesgnadentum, sondern eine Art von Gottgleichheit kraft göttlicher Geburt, göttlicher Sohnschaft. Sohn der Götter, selbst Gott, und damit Träger und Spender göttlichen Lebens — das ist nach altorientalischer Anschauung der Herrscher. Ihm gebührt Anbetung, Huldigung aller himmlischen, irdischen und unterirdischen Wesen. In diesem Sinne muß unser Introitus verstanden werden. Paulus, der in unmittelbarer Anschauung solchen

[1] Phil 2, 10, 8, 11; Intr. (Im Grad. Rom.: In nomine „*Domini*".)

Herrscherkultes lebte — gerade zu seiner Zeit näherte sich ja römischer Cäsarenstolz immer mehr dem altorientalischen Herrscherbild —, weiß, was er sagen will, wenn er Jesus den „Kyrios" nennt. „Kyrios ist Jesus Christus in der Herrlichkeit Gottes des Vaters", sagt er, das heißt: auf der Erde herrscht er, aber sein Thron steht im Himmel zur Rechten des göttlichen Vaters. Gottes Sohn ist er und Herrscher des Alls.

Aber — und das ist jetzt das Wunderbare, das Paradoxe, das eigentlich Christliche in der Verkündigung des Apostels, für das es keine altheidnische Parallele gibt — zuerst „ist der Kyrios *gehorsam* geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. *Darum* ist er in der Herrlichkeit Gottes des Vaters". Da ist nun doch auch wieder der dunkle Todesklang in allem Jubel der Herrscherhuldigung. Freilich ist er kaum wiederzuerkennen, so vollkommen scheint er verwandelt, förmlich aufgezehrt von dem alles beherrschenden Jubelton des Sieges. Und dennoch bleibt er, dieser Unterton des Leidens, der Trauer. Ja zuweilen scheint es, als wolle er die hellen Töne, die Hochrufe und Fanfarenstöße, niederringen. Aber schließlich halten sie sich, wie stets in diesen Tagen, die Waage, nähern sich, vermählen sich endlich miteinander, und es entsteht jenes Ineinander von Freude und Schmerz, Tod und Triumph, das die römische Fasten- und vorzüglich die Paschaliturgie zu dem macht, was sie ist: zum getreuen Spiegel des Pascha Christi.

Die heutige Messe und besonders ihr Introitus ist eines der schönsten Beispiele dafür. Schon in der Epistel des vergangenen Sonntags begegnete uns das Pauluswort, das uns nun nicht mehr verlassen wird bis zum Morgen der Auferstehung. Unlösbar erscheint in ihm die Verquickung von Tod und Leben. Ursächlich verbunden: *weil* gehorsam bis zum

Tode, *darum* Kyrios in der Herrlichkeit des Vaters. Der bis zum Tode Gehorsame Herrscher des Alls, der Gottesknecht Gott, das Kreuz sein Thron, das im Tode hinrinnende Blut sein kaiserlicher Purpur, die Spottkrone sein Siegeskranz und Königsreif. „Regnavit a ligno Deus — vom Kreuze herab herrscht er als Gott[1]", zieht alles an sich, zwingt alles zu seinen Füßen nieder, bändigt die Völker der Erde „non ferro sed ligno — nicht mit Eisen, sondern mit Holz[2]", mit dem Holze des Kreuzes.

Die beiden Lesungen malen das merkwürdige und paradoxe Doppelbild in symbolischer Bildersprache weiter aus: der Völkerbezwinger — im Bild des Keltertreters — und der Schmerzensmann. Das triumphale Bild des Keltertreters steht zuerst. Recht angelegentlich will die Kirche den Blick auf das sinngebende Ende des Leidens richten. In apokalyptischer Größe wächst das Bild vor uns auf: der riesenhafte Kämpfer, allein inmitten eines brausenden Völkermeeres. Umleuchtet und unaufhaltsam vorwärts getrieben von dem göttlichen Zorn über all diese Niedrigkeit, diese gemeine Bosheit, die da ekel aufbrandet, aufschäumt und ihn verschlingen möchte. Aber unnahbar, unverwundbar ragt er über das ganze elende Gewimmel empor. Allein steht er inmitten der gottverfeindeten Welt, entsandt als Rächer beleidigter göttlicher Majestät. Er tritt die Kelter des göttlichen Zornes. Überreif fallen die Völkertrauben vom Weinstock der Welt in den Todeszuber. Und der göttliche Fuß zerstampft sie: Früchte, die allzu gierig die Sonne zeitlichen Ruhmes tranken; überreif, dem Tode verfallen. Blutrot färbt sich das Kleid des einsamen Keltertreters. In blutigen Purpur gewandet, als König und Sieger, kehrt er zurück vom großen

[1] Ps 95, 10; Venantius Fortunatus, Vesp.-Hymn. d. Passionszeit (vgl. Das Herrenjahr I, S. 448). — [2] Augustinus, Zu Ps 54, 10.

Gerichtstag, heim auf den Thron, in die Arme des Vaters. Und ein Jubel bricht an im Himmel und auf der gereinigten Erde, ein gewaltiges Staunen: „Wer ist's, der da von Edom kommt, in blutigen Kleidern aus Bosra? Schön in seinem Gewand steigt er herauf in der Fülle seiner Kraft. Ich bin's: der Anwalt der Gerechtigkeit, Vorkämpfer für das Heil. Warum ist dein Gewand so rot und sind deine Kleider wie die der Keltertreter? Die Kelter trat ich allein, aus den Völkern war keiner bei mir. Und ich zertrat sie in meinem Zorn und stampfte sie nieder in meiner Empörung; und ihr Blut spritzte hin über meine Kleider, mein ganzes Gewand ward befleckt. Denn im Herzen trug ich ihn lange, diesen Tag der Rache; das Jahr meiner Erlösung ist da. Ich spähte umher, doch da war kein Helfer; ich suchte, und es fand sich kein Beistand. Und es rettete mich nichts als mein Arm, und mein Zorn allein war mein Helfer. Ich zerstampfte Völker in meinem Zorn und machte sie trunken in meiner Empörung und riß ihre Hoheit herab in den Staub. Eingedenk bin ich der Gotteserbarmung. Preis dem Herrn für alles, was er an uns getan[1]!"

Größer könnte das Bild der Christusleiden nicht geschaut, ihr tiefer Sinn, ihr Ziel und Ende nicht verkündet werden. Kampf und Gericht, Vollstreckung eines Gottesurteils sind sie. Das Gehorsamsleiden des Gottessohnes ist das Gericht über den Ungehorsam der Welt, die nicht glauben will. Der Anfang des Gerichtes, das in der Endzeit sich vollziehen wird. In dieser Lesung aus Isaias sind stark eschatologische Züge enthalten. Wie die Apokalypse schildert sie das, was *immer* geschieht und was am Ende sich vollenden wird: den Kampf mit dem alten Drachen, der das Völkermeer immer von neuem in Wallung bringt gegen Gott und seinen Gesalbten. Überwunden aber wird der Böse — wie beim Tode Jesu, so immer —

[1] Is 63, 1—7; 1. Les.

nicht durch Gewalt, sondern durch den Gehorsam und das Leiden bis zum Tode. Gerade das Bild von der Kelter legt dies nahe. Es gewährt dem Tieferschauenden einen doppelten Aspekt: Die Zorneskelter ist zugleich Leidenskelter; der Keltertreter ist zugleich Traube, die zertreten wird. Darauf deutet die zweite Lesung der heutigen Messe. Sie zeigt den Sieger von Edom, den Rächer und Vollstrecker des Gotteszornes, als den „verachtetsten und letzten der Menschen, den Mann der Schmerzen". „Wie eine Wurzel aus lechzendem Land" wächst er vor dem schauenden Auge des Propheten auf, „sonder Gestalt und Schöne", „wie einer, vor dem man sein Antlitz verhüllt". „Er hat unsere Krankheit auf sich genommen, trägt unsere Schmerzen, und wie ein Aussätziger scheint er uns, ein von Gott Geschlagener und Gedemütigter. Er aber ist verwundet um unserer Missetaten willen, . . . und durch seine Striemen werden wir heil. Wir alle irrten wie Schafe umher; jeder wich ab auf den Weg, der ihm gefiel, und Gott lud unser aller Schuld ihm auf[1]." So wandelt sich das Bild des Keltertreters vor unseren Augen. Das Blut, das seine Kleider färbt, ist sein eigenes. Er tritt die Zorneskelter Gottes. Aber als Erster und im Grunde Einziger leidet *er* darin. Als Gottessohn vollstreckt er das Urteil, tritt er die Kelter; aber als Mensch lädt er sich selbst die Schuld aller auf, gibt sich dem Gerichte preis, leidet in der Kelter des Zornes Gottes. Darum sahen ihn die Väter mystisch vorgebildet in der großen Traube der beiden Kundschafter[2]. Am Holze wurde sie herbeigetragen, um dem Volke in der Wüste die Fruchtbarkeit des Gelobten Landes zu veranschaulichen. So ist Jesus, der Gottmensch, die große Traube aus fremdem Lande, die am Holze des Kreuzes hangend uns in der Wüste dieser Welt die Herrlichkeit der himmlischen ahnen läßt. In der

[1] Is 53, 2—6; 2. Les. — [2] Vgl. Num 13, 24.

Kelter der Leiden, die der Zorn Gottes tritt, wird diese große Traube zerstampft um der Sünde der Menschen willen. Aber ihr fließendes Blut füllt uns, den Sündern, den „Kelch des währenden Heiles[1]". Das ist das Mysterium der Kelter: Christus, Gottes Sohn, der Keltertreter; Christus, der Menschensohn, die zertretene Traube. Was zertreten wird, ist der alte Sündenleib Adams. Was herausfließt, ist das Blut Gottes, ist der Wein des ewigen Lebens, von dem wir Jesus heute sagen hören: „Ich werde nicht mehr mit euch von der Frucht des Weinstocks trinken, bis das Königreich Gottes kommt[2]." So sprach er zu seinen Jüngern *vor* seinem Tode. *Mit* seinem Tode aber brach die Königsherrschaft Gottes an. Seitdem trinkt er täglich mit den Seinen vom Wein des ewigen Lebens, den er im täglichen Mysteriengedächtnis seines Leidens ihnen keltert.

Und so bleibt doch der Ton des Triumphes oben. Mit dem Kelch der Freude in der Hand steigt der Geschlagene und Zertretene aus der Leidenskelter herauf. Wie ein fröhlicher Keltertreter kommt er zu seiner Braut, der Ekklesia, und bietet ihr den Trank des Lebens. „Saget der Tochter Sion: Siehe, dein Heiland kommt, und sein Lohn mit ihm[3]." Sein Lohn: der Wein des ewigen Lebens und die Gemeinde der „Nüchtern-Trunkenen[4]" an seinem Tische. Sein Lohn: das ewige Geschlecht der ihm Entsprossenen. „Weil er sein Leben als Sündopfer hingegeben hat, wird sein Geschlecht dauern . . . Darum teile ich ihm die Vielen zu, und die Beute der Starken ist sein, weil er sein Leben in den Tod gab und sich den Verbrechern beizählen ließ[5]." So spricht der ewige Vater, der das Ende aller Dinge sieht, zu dem in der Zeit

[1] Miss. Rom., Canon Miss. — [2] Lk 22, 18; Pass. — [3] Is 62, 11; 1. Les. — [4] Vgl. Ambrosius, Laud.-Hymn. am Mont.: „Laeti bibamus *sobriam ebrietatem* spiritus." — [5] Is 53, 10, 12; 2. Les.

leidenden Sohne. Das ist seine Antwort auf die Hilferufe des in der Leidenskelter Zertretenen, die im Graduale und Traktus der heutigen Messe an unser Ohr dringen und unser Herz zerreißen: „Wende dein Antlitz nicht ab von mir, deinem Knecht, denn ich bin in der Drangsal — hör mich doch — rasch! Rette mich! Die Wasser gehn mir ans Leben. Im Schlamm des Abgrunds steck' ich, da ist kein Halt mehr[1]." „Herr, erhöre mein Flehen! Laß mein Geschrei zu dir dringen! . . . Deinen Namen nenne ich — höre mich — rasch! Denn wie Rauch schwinden meine Tage dahin. Mein Gebein verdorrt. Versengt bin ich wie Gras. Mein Herz trocknet aus; denn ich vergesse, mein Brot zu essen . . .[2]". Mitten in diese Leidensklage klingt als Antwort die Verheißung ewiger Nachkommenschaft für den Verlassenen, Sterbenden. Und sofort, in unbedingtem Glauben, ja in prophetischer Glaubensschau, belebt der Leidende sich. Die Klage bricht ab, schlägt um in ein Lied der Hoffnung, fast schon des Dankes für die sicher geglaubte und schon geschaute Rettung: „Du aber bleibst in Ewigkeit, Herr, stehst auf, erbarmest dich Sions; denn die Zeit des Erbarmens ist da[3]."

„Die Zeit ist da." Wie lange haben wir das immer wiederholte Wort Jesu gehört: „Meine Zeit ist noch nicht gekommen[4]." Nun endlich heißt es: „Die Zeit ist da." Das ist der Lohn des Leidenden, daß er weiß: Die Zeit ist da, und es ist die Zeit des *Erbarmens*. Für ihn die Zeit des Leidens; aber für Sion die Zeit des Erbarmens. Für das *neue* Sion: die Ekklesia Gottes. Das Bild der Braut — der Befreiten, der Erlösten, der Gereinigten — steht vor den Augen des Leidenden. *Sie* ist sein wahrer Lohn. „Saget der Tochter Sion: Siehe, dein Heiland kommt, und sein

[1] Ps 68, 18, 2, 3; Grad. — [2] Ps 101, 2—5; Trakt. — [3] Ps 101, 13, 14; Trakt. u. Com. — [4] Joh 7, 6 (vgl. auch Joh 2, 4 u. 8, 20).

Lohn ist bei ihm!" *Bei* ihm, wie die Braut beim Bräutigam. Du selbst, neues Sion, Ekklesia Gottes, zu der er kommt, der Leidende — aber nicht mehr als Leidender, jauchzend vielmehr, triumphierend, als Keltertreter und Sieger — du selbst bist sein schöner Lohn: der Kelch, den er mit seinem Ruhme füllen, aus dem er seinen neuen Wein mit Freuden trinken wird im Königreiche Gottes. Um dieses Freudenkelches willen weist er den anderen nicht zurück, den Kelch der Leiden, den der Vater ihm reicht. Mit Tränen mischt er seinen Trank[1] und fürchtet nicht die Bitterkeit der Galle noch die Schärfe des Essigs; denn schon naht der Trostengel mit dem Kelch der Freude. Die Zeit ist da: die Zeit des Leidens und die Zeit des Erbarmens. Kelter-Zeit. Hoch-Zeit. Die Hochzeit Gottes mit seiner Schöpfung ist gekommen. Aus der Kelter, darin der Bräutigam leidet, fließt der Wein des göttlichen Lebens, und die Braut ist der Kelch, der sich darbietet, ihn aufzufangen. Und es trinken alle Geschlechter der Erde von Aufgang bis Niedergang, von Anbeginn bis zur Stunde, die Berufenen und Geladenen, die Gäste der königlichen Hochzeit, und sprechen voll Staunen zu dem göttlichen Gastgeber und Bräutigam: „Du hast den guten Wein bis jetzt verwahrt[2]!" Und — „venit tempus", antwortet er, „jetzt ist es Zeit!"

MAHL UND ÜBERLIEFERUNG

(Gründonnerstag)

Venit hora — die Stunde ist da. Heute fassen wir es. Mehr noch als gestern. Der lange Weg nimmt die letzte Wendung zum Ziel. Das Fasten neigt sich zum Ende. Die Stunde ist da — die Stunde des Mahles.

[1] Ps 101, 10; Com. — [2] Joh 2, 10.

Schon in der vergangenen Woche, am gleichen fünften Tage wie heute, kündigte sie sich an. In der Frühe vernahmen wir die Stimme des Herrn: „Die Zeit ist nahe. Bei dir will ich mein Pascha halten[1]“, und am Abend, drängender noch: „Sehnlich verlangte ich, dieses Pascha mit euch zu essen[2].“ Worte der heiligen Geschichte, einst den Mitlebenden gesagt: dem Eigentümer des großen Speisesaales, den Zwölfen als erwählten Tischgenossen. Jetzt gelten sie der Ekklesia. Deutlich ist sie gekennzeichnet. Sie ist das Haus, in das der „Mann mit dem Wasserkruge“ eingetreten ist[3], Christus, der ihr das Wasser der Taufe gebracht hat. Sie ist die heilige Tafelrunde, Erbin der Zwölfe; denn jedes ihrer Glieder hat das heilige Bad empfangen, das wir heute im Evangelium vorgebildet sehen. Für die Ekklesia, für jedes ihrer Glieder ist der Herr vom Tische des himmlischen Vaters aufgestanden, hat sich mit dem geringen Linnentuche des Menschenleibes umgürtet und in seinem Blute die Erwählten rein gebadet[4]. Auf die Ekklesia trifft sein Wort zu: „Ihr seid rein, aber nicht alle[5]“; denn jedes ihrer Glieder ist rein gebadet, getauft im Blute Christi; aber immer sind auch unter den Getauften Abtrünnige und Verräter.

Darum hat die Kirche am vergangenen Donnerstag die Herrenworte als eine zur Stunde an sie gerichtete Botschaft vernommen, und seitdem weiß sie: Die Zeit ist da. Der Herr bereitet sich, unser Fasten mit seinem Mahl zu enden. Nicht als ob wir nicht täglich mit dem Herrn zu Tische säßen, sooft wir das Opfer der heiligen Messe feiern. Aber heute werden wir an den Ursprung dieser mystischen Mahlgemeinschaft zurückgeführt. Heute soll sie

[1] Mt 26, 18; Ben.-Ant. am Donnerst. n. d. Passionssonnt. — [2] Lk 22, 15; Magn.-Ant. am gleich. Tage. — [3] Vgl. Lk 22, 10. — [4] Vgl. Joh 13, 4; Ev. Dazu: Augustinus, Zu Joh 13, 4 (Trakt. 55, 7). — [5] Joh 13, 10; Ev.

im wirksamen Gedächtnis des Urmahles neu begründet werden. Acht Tage zuvor ist die Ladung ergangen; heute sehen wir den Tisch gedeckt. Der Kelch wartet. Gestern schauten wir die mystische Kelter, daraus der Wein geflossen ist, der ihn füllt; heute sind wir des göttlichen Keltertreters erwählte Tischgemeinde. Als Hausvater sitzt er mit den Seinen zu Tische, den er mit der Frucht seiner Mühen bestellt hat. Neben dem Kelche liegt das Brot; er selbst ist der Same, aus dem es gewachsen ist. Er nimmt das Brot, segnet es, bricht es und spricht: „Dies ist mein Leib; für euch wird er hingegeben[1].“ Er nimmt den Kelch, segnet ihn, reicht ihn herum und spricht: „Dies ist mein Blut; für euch wird es vergossen[2].“ Zeichen ist das Brot, Zeichen der Wein, Gestalt und Hülle, heiliges Symbol. Das wahre Mahl ist der Herr; er birgt sich in seinen Gaben. Zum „Herrenmahl“ sind wir geladen: Rufer, Gastgeber, Speise und Trank ist der *Herr*. Wie einst für die Jünger, so heute für uns.

Er selbst aber nennt es das Paschamahl: „Bei dir will ich das Pascha halten.“ „Sehnlich verlangte ich, dieses Pascha mit euch zu essen.“ Freilich, nach Johannes war erst der folgende Tag der Rüsttag des jüdischen Paschafestes, wurden erst am Abend des Freitags, zur Stunde, da Jesus am Kreuze starb, die Paschalämmer im Tempel geschlachtet[3], und so wäre das Mahl am Donnerstagabend nur das gewohnte Abendmahl gewesen. Dennoch – auch so behält das Wort des Herrn seine Gültigkeit. Er weiß, was er sagt: Dies ist *sein* Pascha. Und vorzüglich heute, da die Ekklesia sich als Erbin der Zwölfe um ihn schart, ist es das Pascha, das er mit ihr begeht. Sein Pascha und unser Pascha. Nicht das alte jüdische, sondern

[1] 1 Kor 11, 24; Ep. — [2] Mt 26, 28 u. Lk 22, 20. — [3] Vgl. O. Casel, Art u. Sinn d. ält. christl. Osterfeier. Jahrb. f. Lit. 14 (1934), S. 54—55.

das neue christliche Pascha; nicht Vorbild, sondern Erfüllung. Das „mystische Pascha“, das „reine Pascha“, das „Pascha der Gläubigen[1]“. Fleisch und Blut eines Lammes, des „Gotteslammes“, das „die Sünde der Welt hinwegnimmt[2]“. Denn wie hatte der Herr einst zu den Juden gesagt? „Das Brot, das ich euch gebe, ist mein Fleisch zum Leben der Welt[3].“ „Mein Fleisch ist wahrhaft Speise, und mein Blut ist wahrhaft Trank; wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm[4].“ Was er nach der wunderbaren Brotvermehrung – den Juden und selbst den Schwachen unter seinen Jüngern zum Ärgernis — verheißen hatte, das verwirklichte er am Abend des letzten Mahles vor den Augen der Treuen; das verwirklicht er heute unter den Nachfahren jener Treuen, den Gläubigen und Getauften. Unter den symbolischen Gestalten des Brotes und des Weines erkennen sie den „Widder Gottes“, der schon zu Abrahams Zeiten im Bilde erschien und Isaak vom Opfertode löste[5].

Wie aber kann als Mahl dienen, was noch nicht als Opfer hingeschlachtet wurde? Am Freitag, zur Stunde, da man die Paschalämmer schlachtete, brachte der Herr sich am Kreuze als wahres Paschaopfer dar. Am Freitag starb er, und doch gab er sich schon am Abend des Donnerstags den Seinen zum Mahle[6]. Und ist es nicht heute ähnlich? Der Herr ist auferstanden und stirbt nicht mehr; aber täglich reicht er der Ekklesia seinen Opferleib als Speise dar. Wie das begreifen? Woher das Paschamahl, wenn der Herr noch nicht als Paschalamm hingeopfert ist? Woher dieser geopferte Leib in der Gestalt des gebrochenen Brotes, woher dieses vergossene Blut in der Gestalt des Weines, wenn der Herr als Lebender

[1] Osterkan. d. Joh. v. Dam. i. d. griech. Lit. — [2] Joh 1, 29. — [3] Joh 6, 51. — [4] Joh 6, 55—56. — [5] Vgl. Gen 22, 13. — [6] Vgl. O. Casel a. a. O.

zu Tische sitzt? Die Frage rührt an den Kern des Mysteriums, insofern es kultische Handlung ist. Denn soviel ist gewiß: Wo das Paschamahl gehalten wird, da muß zuvor das Paschalamm geschlachtet worden sein. Wenn also der Herr am Vorabend seines Todes sich den Seinen schon als Paschamahl zur Speise gibt, dann muß sein Pascha, das heißt: sein Leiden und Sterben, in diesem Augenblick schon vollbracht sein. Vollbracht freilich nicht in blutiger Weise wie am Karfreitag; vollbracht aber ebenso wirklich und tatsächlich, wenn auch unter dem Schleier eines symbolischen Tuns. Vollbracht eben nach der Weise des Mysteriums, das heißt: jener Kultform, die durch symbolische Riten eine einmal in der Zeit geschehene Gottestat im voraus oder nachträglich gegenwärtigsetzt. Worte der Segnung, der Danksagung, der Wandlung werden gesprochen, Brot wird gebrochen, ein Kelch wird dargereicht, und der einfache, nicht in Begriffen, sondern in Bildern denkende Mensch weiß, was dies sagen will: Schon hier, schon heute am Vorabend seines Leidens, opfert sich der Herr als „Gottes Widder“ für die Sünde der Welt und gibt sich als Mahl den Menschen hin, damit sie Gottes teilhaft werden. Mit Recht verkündet darum das Graduale der heutigen Messe: „Christus ist für uns gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze[1]“, und das Evangelium: „Da er die Seinen liebte, liebte er sie bis zur Vollendung[2].“ Beides wird nicht erst im blutigen Geschehen des Karfreitags, sondern schon im symbolischen Mahle des Gründonnerstags Wirklichkeit und Gegenwart.

Wenn aber einmal im voraus, dann auch in aller Zukunft, sooft sich diese symbolische Mahlszene nach dem Willen des Herrn „zu seinem Gedächtnis“ wiederholt. „Sooft ihr dieses Brot esset und den

[1] Phil 2, 8; Grad. — [2] Joh 13, 1; Ev.

Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn[1]", belehrt uns heute der Apostel. Von Anfang an haben die Apostel, hat die junge Kirche das symbolische Wort und Tun Jesu beim letzten Abendmahl in dieser Weise als die wirkliche Gegenwart seines Leidens und Sterbens, als Paschamahl und Paschaopfer aufgefaßt. Wenn sie nachtut, was der Herr ihr auf solche Weise vorgetan hat — so glaubt die Kirche bis auf den heutigen Tag —, dann ist in diesem Brote, das sie bricht, in diesem Wein, mit dem sie ihren Kelch füllt, die Schlachtung des neuen Paschalammes gegenwärtig: sein geopferter Leib, sein fließendes Blut. Wenn aber sein Tod, dann auch seine Auferstehung, seine Verklärung, sein unsterbliches göttliches Leben, das untrennbar ist von seinem Tode, weil es die herrliche Frucht dieses Todes ist, weil es die Annahme und Weihe des Sohnesopfers durch den Vater kundmacht. Und so hat in dieser großen „Überlieferung[2]" des heutigen Tages, im Ritus des symbolischen Mahles, der uns zur Nachahmung übergeben wurde, der Herr selbst sich uns geschenkt. Nicht sein Wort, nicht seine Lehre, nein sich selbst, den lebendigen Christus, mit allem, was er je zu unserem Heile tat und tun wird: den Menschgewordenen, Gekreuzigten, Auferstehenden und am Jüngsten Tage Wiederkehrenden.

Wollte aber einer fragen: Warum diese Überlieferung? warum nicht nur der Karfreitag, warum auch der Gründonnerstag? warum nicht genug am Opfer, warum auch die mystische Fortdauer des Opfers?, so gibt es nur eine Antwort: Weil der Herr uns liebte; weil er uns bis zur Vollendung liebte; weil er uns als Bräutigam liebte. Weil er die Vermählung wollte, das völlige Einswerden. Weil wir an seinem Tode teilhaben sollten, damit wir auch an seinem Leben teilhätten. Weil er unsere Freiheit so sehr liebte, daß

[1] 1 Kor 11, 26; Ep. — [2] Vgl. Secr. u. Hanc igitur.

er uns nicht wider unseren Willen, nicht ohne unser Zutun erlösen wollte. Weil er die Braut suchte, nicht die Sklavin. Weil er uns Freiheit geben wollte, seinen Kelch zu trinken oder ihn zurückzuweisen. Freie Teilhabe an Gott, Todes- und Lebensgemeinschaft mit dem Herrn — das ist der Sinn der heutigen Überlieferung für uns Menschen. Und das kennzeichnet sie als *Mysterium*. Als Mysterium im echten alten kultischen Sinne, das heißt: als sakramentale Gegenwärtigsetzung geschichtlich vergangener Heilstat, die dem Menschen Anteil gibt am göttlichen Werk und Leben, ihn sich selbst entreißt und hineinstellt in den göttlichen Lebenskreis, ihn eins mit Gott, ja selbst zum Gotte macht.

Das gibt dem heutigen Tag seine Größe, das macht ihn uns kostbar: Gott schenkt sich uns im Mysterium seines Leibes und Blutes. Seine Gabe ist Leben. Aber die Menschen können sie nur durch den Tod hindurch sich zu eigen machen. Denn die Menschen sind Sünder; ihre Hände sind befleckt. Sie waren geschaffen, um Gottes Gabe wie Kinder in schuldlosen Händen zu *empfangen*. Ihre Sünde war es, daß sie vor der Zeit nach der Gabe *griffen*. Aus eigener Kraft wollten sie die Frucht vom Baume der Erkenntnis pflücken und damit das „Sein-wie-Gott" erlangen, anstatt die Vollendung des gnadenhaften Urzustandes in der Anschauung Gottes und der vollen Teilhabe am göttlichen Sein und Leben zu erwarten. Gier war in das Auge des Menschen getreten, Habsucht in seine Hände und sein Herz. Die Hand, die haben will, greift nach der Gabe und verfehlt sie. Des Greifens gewohnt, vergriff der Mensch sich an dem menschgewordenen Gott, als er kam, sich uns zu geben. Aber der Augenblick der schwersten Sünde ist der Augenblick der größten Gnade. Als des Menschen Hand, deren Sünde mit dem Griff nach der verbotenen Frucht begonnen

hatte, im Morde des Gottessohnes ihre Sünde voll gemacht hatte, war sie aufs neue des Empfangens fähig geworden. Welche Hand hätte Gott lieber gefüllt als die Hand des Judas, da sie endlich den Geldbeutel losgelassen und den Lohn des Verrates fortgeworfen hatte? Der Ärmste in seiner Verblendung erkannte es nicht. Die Menschheit aber in ihrem erwählten Teile erkannte es. Unter dem Kreuze stand die Ekklesia und empfing den Heilskelch mit dem Gottesblute. Beim letzten Abendmahle ließ Petrus sich die Füße waschen, um des Herrn teilhaft zu werden. Siehe da, alles ist neu geworden! Der Mensch verzichtet auf sein titanisches Ringen und läßt in Demut Gottes Mysterienwerk an sich geschehen. Die Geburtsstunde der Liturgie hat geschlagen. Der heutige Tag hat sie möglich gemacht; denn sie ist Gottes Werk und Gabe und will empfangen, nicht ergriffen werden.

So erklärt sich das merkwürdige Doppelantlitz des Gründonnerstags. Ein Tag der Freude ist er, weil Gott sich dem Menschen schenkt, und ein Tag der Trauer, weil der Gottesmord nötig war, damit der Mensch die Gabe empfangen konnte. Das Gedächtnis einer doppelten *Überlieferung* begeht die Kirche heute mit Freude und Schmerz. Sie „feiert den geheiligten Tag, an dem unser Herr Jesus Christus *überliefert* wurde[1]", und es ist zugleich der Tag, „an dem unser Herr Jesus Christus seinen Jüngern die Mysterienfeier seines Leibes und Blutes *überlieferte*[2]". Zwischen Licht und Schatten ihres geheimen Doppelsinnes gleiten die Worte „tradere" und „traditio" hin und her, sooft sie in der heutigen Messe vorkommen. Immer aber, ob hell von der Gabe Gottes oder dunkel von menschlicher Schuld, verkünden sie die gleiche Gottesliebe, die sich — um es paradox zu sagen — zum Anlaß der größten

[1] Infr. act. (Communicantes). — [2] Infr. act. (Hanc igitur).

Sünde machte, um ihre größte Gnade verschenken zu können. Diese Liebe ist der eigentliche Gegenstand der schmerzlichen Freude, von der die Kirche heute bewegt wird. „Da Jesus die Seinen liebte, liebte er sie bis zur Vollendung." Jetzt erst wird dieses Wort des Evangeliums ganz offenbar. „Bis zur Vollendung", das heißt: bis zur Selbstauslieferung, bis zur Preisgabe des eigenen Lebens, bis zur Zulassung des Verrates und des Gottesmordes, damit aus diesem Grabe alles Guten der neue Mensch aufstehe, der fähig geworden ist, die Gabe Gottes zu empfangen.

Wesentlich gehört darum dieses Evangelium, das die menschgewordene Gottesliebe schildert, in die heutige Liturgie. Diese Liebe ist nicht nur der Beweggrund der doppelten Überlieferung, deren Gedächtnis wir begehen, sie ist ihr eigentlicher Gegenstand. Denn es ist Gott selbst, der sich überliefert, und sein Wesen ist Liebe. Es ist das Mysterium der unbegreiflichen Gottesliebe, dessen Überlieferung die Kirche heute begeht. Darum gehört in diesen Tag die Wiederaufnahme der Büßer: ihre Hände füllt der Herr am liebsten, weil sie die demütigsten sind und am meisten des Greifens entwöhnt. Darum gehört in diesen Tag die Weihe der heiligen Öle: sie sind das Symbol der göttlichen Liebe, die sich in der Menschwerdung ausgegossen — überliefert — hat und die Erde mit ihrem Wohlduft erfüllt. Darum endlich gehört in diesen Tag die Zeremonie der Fußwaschung: sie ist die Antwort des Menschen auf die göttliche Überlieferung. Dem „tradere" entspricht ein „accipere", aber auch dem „accipere" wiederum ein „tradere". Hat Gott sich uns überliefert, und haben wir ihn empfangen, so darf das Empfangene nicht als totes Pfund in unseren Händen bleiben: wir müssen es weitergeben. „Ich habe vom Herrn *empfangen*, was ich euch *überliefert* habe[1]",

[1] 1 Kor 11, 23; Ep.

sagt der Apostel. Die Mysterienfeier des Leibes und Blutes Christi kann freilich nur den Gläubigen überliefert werden, weil sie den Ungläubigen eine „Torheit“ ist. Das Mysterium der göttlichen Liebe aber, in dem sie ihren Grund hat, soll allen offenbar werden, damit sie der Liebe glauben. Es ist uns gegeben, damit wir es weitergeben: im Dienst der Liebe, die dem Verräter die Füße wäscht und bis zum Tode gehorcht. „Ich habe euch ein Beispiel gegeben“, spricht der Herr, „damit so, wie ich euch getan habe, auch ihr einander tut[1].“

SIEHE, DURCH DAS KREUZ KAM FREUDE IN DIE GANZE WELT

(Karfreitag)

Herrschte gestern noch eine, wenn auch gedämpfte Freude ob des großen Gottesgeschenkes, der Überlieferung des Mysteriums, so erscheint sie heute wie ausgelöscht. Trauer und Buße geben dem Tag sein Gepräge. Mit ihm treten wir in die nächste unmittelbare Vorbereitung auf Pascha ein. Es sind die Tage, von denen der Herr gesagt hat: „Tage werden kommen, da der Bräutigam ihnen genommen wird; dann werden sie fasten[2].“ Eingedenk dieses Herrenwortes, beging die alte Kirche die vierzig Stunden vor dem Pascha in tiefem Ernst und strengem Ganzfasten. Die irdische Arbeit ruhte ebenso wie das irdische Vergnügen. Die Gläubigen waren nur für ihren Herrn da. Sie litten sein Leiden mit. Sie hingen mit ihm am Kreuze, sie ruhten mit ihm im Grabe. Sie waren alle zusammen — die ganze gegenwärtige Kirche — nur der eine Christus: der Leidende und Sterbende, der im Grabe Ruhende. „Gestern litt ich

[1] Joh 13, 15; Ev. — [2] Mt 9, 15.

mit Christus Todesangst am Kreuze . . . Gestern starb ich mit... Gestern wurde ich mitbegraben . . .[1]“, heißt es in einer Osterpredigt des heiligen Gregor von Nazianz, die heute noch am Ostersonntag gelesen wird.

Die heilige Opferfeier unterbleibt an diesem Tage. Sie kann erst an Pascha wieder beginnen, da das Mysterium Tod *und* Auferstehung umfaßt. Der Trauer- und Bußcharakter des Tages wird dadurch verstärkt. Tatsächlich würde diese Trauer durch die gewohnte Feier der heiligen Messe aufgehoben; denn diese Feier trägt ihrem Wesen nach immer freudigen Charakter. Das Mysterium des Leibes und Blutes Christi, dessen Überlieferung wir gestern feierten, verkündigt mit dem Tode des Herrn zugleich auch die Auferstehung und das Leben. Unlösbar ist das Leben mit dem Tode verbunden, dem es als Frucht entwachsen ist. Wo das Gedächtnis des Todes Christi begangen wird, sind in ihm die Auferstehung und das Leben mitgegeben. Nur darum können wir von einer Opfer*feier* sprechen. Nur das Leben kann man feiern. Der Tod als solcher ist immer und einzig Gegenstand der Trauer. Auch der Tod Christi. Nur weil das Mysterium der heiligen Messe ihn als *Heils*tod feiert, weckt diese „Verkündigung des Todes“ Freude. Sie ist weniger Todesgedächtnis als vielmehr Feier des Lebens[2].

[1] Gregor v. Naz., 1. Rede auf d. hl. Pascha. — [2] Deshalb unterbleiben nach alter christlicher Tradition in dem *biduum sacrum* die Mysterien. So schreibt z. B. der hl. Papst Innocentius I. an Bischof Decentius von Gubbio (c. 4), um das wöchentliche Samstagsfasten zu begründen: „Es ist ja bekannt, daß die Apostel an jenen zwei Tagen (Freitag u. Samstag) in Trauer und Trübsal waren und sich aus Furcht vor den Juden verborgen hielten, und ohne allen Zweifel haben sie auch an den erwähnten beiden Tagen so streng gefastet, daß die kirchliche Überlieferung lehrt, es dürften an diesen beiden Tagen (Karfreitag u. Karsamstag) die Mysterien überhaupt nicht gefeiert werden.“

Ebenso ist es auch mit dem Pascha. Es ist im Jahreslauf, was in der alten Kirche die Liturgie am Herrentag, was heute die heilige Opferfeier jeden Tages ist: *freudiges* Gedächtnis des Todes *und* der Auferstehung. Es stellt, wie sein Name sagt, den Übergang vom Tode zum Leben dar, das Überschreiten der Grenze zwischen dem irdischen Todesland und dem göttlichen Lebensreich. Darum ist auch das Gedächtnis des Pascha *Feier*, darum herrscht auch in ihm die Freude.

Aber noch stehen wir nicht im Pascha, im Übergang. Die Grenze ist noch nicht erreicht. Wir gehen erst darauf zu. Die Kirche ist noch auf dem Todesweg, und hier sieht sie den Tod als solchen, als Folge der Sünde in seiner ganzen Schrecklichkeit, nicht als Heilstod und Lebensquell. Darum ist sie voll Trauer, und diese Trauer ist Bußtrauer. Der Mensch mit seinem Stolz und Ungehorsam hat diesen Tod verschuldet; die Kirche beweint und büßt am Kreuze und Grabe Christi die Schuld des Menschen. Der Herr ist ihr tot und begraben, der Bräutigam des Lebens ist ihr genommen. Mit dem Entfernten kann sie nicht die Mysterien des Lebens feiern. Als Lebendiger muß der ewige Hohepriester zugegen sein, wenn sie mit ihm und durch ihn opfern will. Heute kann sie nur den Toten betrachten und beweinen, im Angesichte seines Kreuzes und Grabes die Menschenschuld bekennen und um Erbarmung rufen wie der Schächer. Die Gewißheit der Auferstehung fällt nur als fernes Licht in diese Todesschatten, und mit Bewußtsein läßt die Kirche heute den Blick mehr auf den Schatten als auf dem Lichte haften. Sie macht sich eins mit ihrem Herrn, der am Kreuze die Bitternis des Todes und der Gottverlassenheit bis zur Hefe auskosten wollte und sie, trotz seines göttlichen Wissens um die Auferstehung, auch wirklich durchkostete. Wie der heilige Gregor

sagt: Die Ekklesia hängt mit ihrem Herrn am Kreuze, sie wird mit ihm begraben.

Dem entspricht es, was wir heute im Gotteshaus geschehen sehen. Es ist nicht das heilige Opfermysterium, das Tod und Auferstehung vergegenwärtigt und die Freude des Lebens verbreitet. Es ist nur Gebet und Lesung, ehrfürchtige Enthüllung und Begrüßung des heiligen Kreuzes, flehentliche Fürbitte und trauervoller Gesang mit dem Blick auf das Kreuz und den sterbenden Herrn. Aber kein heilspendendes Opfer. Die „Messe der vorgeheiligten Gaben" ist nur Kommunionfeier; im christlichen Altertum war auch sie unbekannt.

Ohne Opfer zu sein, bewahrt aber der Karfreitagsritus noch Gebetsbestandteile der ältesten christlichen Meßliturgie, so das lange Fürbittengebet, die Proskynese der Priester und ihr stummes Gebet zu Beginn der gottesdienstlichen Versammlung. Heute erhalten diese Reste des Alten, zumal da sie für uns den Charakter des Ungewohnten tragen, aus der Gesamtstimmung des Tages einen besonderen Sinn. Schweigend hingeworfen liegen die Priester an den Stufen des aller Zier beraubten Altares. Nur das dunkel verhüllte Kreuz blickt von der kahlen Mensa auf die Niedergeworfenen herab. Stumm verharrt hinter ihnen im Kirchenschiff die Menge der Gläubigen. Heute hat ein Menschenmund den menschgewordenen Gott verräterisch geküßt. Heute haben Menschenlippen den Herrn und das Haupt des Menschengeschlechtes bespien und gelästert, verleumdet und verleugnet. Heute haben Menschenhände den Schöpfer aller Kreatur, den Bildner des Menschen, aller Schönheit und Gestalt beraubt. Was für ein Wort bliebe da noch dem Menschenmund, welche Gebärde den Menschenhänden? Müßte nicht jedes Wort der Liebe, jede Gebärde der Ehrfurcht wie neue Verräterei, wie neuer Hohn und Spott erschei-

nen? Nichts ist möglich als Schweigen, Verstummen, Sichniederwerfen, Sichauslöschen. Niemals spricht diese in unserer abendländischen Liturgie jetzt nur noch selten vorkommende Haltung der Proskynese stärker als gerade heute. Scham ob der Untat, die Gott von Menschen erlitt, zwingt die Kirche in den Staub. Sie wirft sich nieder, sie löscht sich aus. Nicht als ob sie aufhören wollte zu sein; aber sie will aufhören, für sich da zu sein. Sie bekundet ihren Willen zum Leiden, zum Mitleiden mit dem Herrn, zum Strafleiden; fühlt sie doch die Last des Gottesmordes wie ihre eigene Schuld. Denn immer noch legen Menschen, die Kinder der Kirche waren, die Mörderhand an den Gesalbten des Herrn. Christus ist zwar auferstanden und stirbt nicht mehr. Aber noch währt der Karfreitag. Immer noch leidet Christus in seinen Gliedern. Darum liegt die Kirche hier zu Füßen des Kreuzes: bereit, den Zorn Gottes zu dulden. Wie Christus. Mit ihm. Dies ist das wahre Angesicht der Kirche. Hier, wo sie es verbirgt, wird es offenbar. Nicht um zu herrschen ist sie in der Welt, sondern um zu dienen und zu leiden. Das ist ihr Auftrag, wie es der Auftrag Christi war. Das Gebot des Vaters. Und „sein Gebot ist — ewiges Leben[1]."

Diese Hoffnung des Lebens ist mächtig in der Kirche. Auch heute. Leidensbereitschaft drückt ihre Haltung aus, nicht Verzweiflung. Sie bereitet sich ja auf das Pascha: den Tod, der ins Leben führt. Und so wenig sie sich auch heute der Freude dieser Erwartung hingibt, so bestimmt spricht sie dennoch ihr gewisses Hoffen aus. Bestärkt wird sie darin durch die Lesung der Heiligen Schrift, der sie sich nun, nachdem sie sich aus der Proskynese aufgerichtet hat, mit liebendem Eifer hingibt. Damit folgt die Kirche unserer Tage ältestem Brauche. Schon die Pilgerin Aetheria berichtet vom Karfreitag in Jerusa-

[1] Joh 12, 50.

lem: „Dem Bischof wird ein Sitz vor das Kreuz gerückt, und von der sechsten bis zur neunten Stunde geschieht nichts anderes als beständige Lesung, und zwar derart: Zuerst wird aus den Psalmen gelesen, wo immer sie vom Leiden sprechen; dann auch aus den Aposteln, sowohl aus den Apostelbriefen als auch aus der Apostelgeschichte, wo sie vom Herrenleiden sprechen; auch aus den Evangelien werden die Stellen gelesen, wo der Herr leidet. Ebenso wird aus den Propheten gelesen, was sie vom künftigen Leiden des Herrn voraussagen . . . Und so wird von der sechsten bis zur neunten Stunde beständig (aus den heiligen Büchern) gelesen, oder es werden Hymnen gesungen, damit allem Volke offenbar werde, wie alles, was immer die Propheten vom künftigen Leiden des Herrn vorausgesagt haben, sich durch die Evangelien und durch die Apostelbriefe als wirklich geschehen bestätigt. Und so wird diese drei Stunden hindurch alles Volk belehrt, daß nichts geschehen ist, was nicht zuvor geweissagt wurde, und daß nichts geweissagt wurde, was sich nicht ganz erfüllt hat[1]." Wie damals, so ist es auch heute noch. Zu Füßen des Kreuzes sitzt die Kirche und liest aus den Propheten, den Psalmen, dem Evangelium vom Leiden des Herrn. Das Wort der Seher sieht sie blutig erfüllt, und das Pneuma Gottes, das aus jenen sprach, deutet ihr die harte Kreuzeswirklichkeit. Sie begreift die bittere Notwendigkeit dieses Gottesleidens, und sie bleibt nicht ohne den tröstlichen Ausblick auf dessen heilbringenden Ausgang. Denn die Prophetie der Vorzeit weissagt das *ganze* Pascha: Tod und Leben aus dem Tod. Darum ziemen diese prophetischen Lesungen und Gesänge dem Tag, der in all seiner Bußtrauer doch nur auf das Pascha vorbereiten will und nach dem Leben, das es spenden soll, sich ausstreckt.

[1] Pilgerreise der Aetheria 67 (CSEL 39, p. 89).

Als erste vernehmen wir die Botschaft Osees und gleich in ihr neben der Voraussage des Leidens auch den Osterklang der Auferstehung: „Auf! wir wollen zurück zum Herrn! Er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen. Er hat uns geschlagen, er wird uns verbinden. Nach zwei Tagen läßt er uns genesen, am dritten Tage heißt er uns aufstehen. Wir werden leben in seinem Anblick[1]." Während der ganzen Osterzeit wiederholt die Kirche dieses Prophetenwort in ihrem nächtlichen Stundengebet[2]. Und nicht minder passend als dort erscheint es am heutigen Tage. Preist es nach der Paschafeier die vollendete liturgische Wirklichkeit, so verkündet es heute die gewisse Erwartung. Die Kirche versteht es, ihre Texte zu wählen. Nichts ziemt dem gegenwärtigen Augenblick mehr als dieses jahrtausendealte Wort. Es drückt aufs genaueste aus, was der Karfreitag hier und heute ist: die völlige Einheit von Christusleiden und Christenleiden, das Bußleiden und die im Leiden nicht verlöschende Auferstehungshoffnung des mystischen Christusleibes.

Noch feierlicher und gewisser klingt diese Hoffnung aus dem folgenden Traktus. Die Kirche steht in schaudernder Bewunderung vor den furchterregenden und doch so erbarmungsvollen Gotteswerken, die am Kreuze sichtbar werden, und in ihrer Ergriffenheit findet sie wiederum keine passendere Sprache als die uralte der Propheten. Mit Habakuk staunt sie und stammelt: „O Herr, ich hörte, was du offenbartest: Furcht faßt mich an. Ich schaute deine Werke und erschrak. Inmitten zwei lebendiger Wesen wirst du offenbar. Die Jahre haben sich erfüllt: du wirst erkannt. Die Zeit ist da, o Herr: du zeigst dich unverhüllt. Bestürzt war meine Seele; doch du gedachtest in deinem Zorne des Erbarmens. Gott

[1] Os 6, 1—3; 1. Les. — [2] Brev. Mon., Kurzlesung d. Vig. a. d. Werktagen d. Osterzeit.

kommt vom Libanon. Der Heilige kommt von dem umwaldeten und schattenreichen Berge. Die Himmel überflammt sein Glorienglanz, und seines Lobes ist die Erde voll[1]." „Zwischen zwei Lebendigen", diesen geheimnisvollen zwei Lebendigen, die immer wieder, in wechselnder Gestalt erscheinen, wenn Gott sich offenbart, wird er auch heute kund. Wie das weinende Krippenkind zwischen den Tieren, wie der Herr auf dem Verklärungsberge zwischen Moses und Elias, so erscheint der Gekreuzigte zwischen den zwei Schächern und macht die unerbittliche Gerechtigkeit, aber auch das unbegreifliche Erbarmen Gottes offenbar. Vom hohen Berge der Gottheit, dessen unzugänglicher Gipfel, der ewige Vater, für das menschliche Auge „umwaldet" und „umschattet", das heißt: verborgen und unsichtbar war — denn „niemand hat Gott je geschaut[2]" —, ist der „Heilige" gekommen: „Der eingeborene Gott, der im Schoße des Vaters ist, hat Kunde gebracht[3]." In ihm ist uns der ferne Gipfel, der für Israel noch durch Rauch und Wolke verdeckt blieb und selbst Moses, dem Freunde Gottes, sich nicht ganz enthüllte, nahegekommen wie ein Mensch dem Menschen. Jedes Wort des menschgewordenen Gottes hat ihn mehr und mehr aufgehellt, bis er endlich offen und allen sichtbar dalag, als das Kreuz Christi auf dem Berge aufgepflanzt wurde. Da wurde er erkannt als die Höhe der Gerechtigkeit, die ihr Wort wahr macht und die Sünde mit dem Tode straft; da wurde er erkannt als die noch höher ragende Barmherzigkeit, die den schuldlosen Sohn zum Opfer der Gerechtigkeit macht, um dem schuldigen Knecht Gnade erweisen zu können. Winzig klein erscheint vor dieser Höhe das „Toben der Völker", die „sturmlaufen wider Gott und seinen Gesalbten[4]". Die Finsternis

[1] Hab 3, 2—3; 1. Trakt. — [2] Joh 1, 18. — [3] Ebda. — [4] Ps 2, 1; 1. Ant. d. Vig. am Karfr.

der Sünde, der Rauch menschlicher Leidenschaft zerweht vor seinem Glanze, der „die Himmel bedeckt[1]". Die Gerechtigkeit des Herrn ist „hoch wie die Berge Gottes[2]"; seine Barmherzigkeit „ragt hinauf bis in den Himmel[3]" und „währt in Ewigkeit[4]".

So bricht aus den prophetischen Büchern etwas vom Glorienglanz der am Kreuze triumphierenden Gottesgerechtigkeit und Gottesbarmherzigkeit in die Bußtrauer der Kirche. Der apokalyptische Gesang Habakuks wirft das Licht der Auferstehung, ja schon den Flammenschein der Parusie voraus. Aber die Kirche verweilt nicht darin. Noch ist ja nicht liturgische Wirklichkeit geworden, was das prophetische Wort ihr verheißt. Darum verharrt sie in Stille und Trauer und fährt fort, ihre Kinder aus der Heiligen Schrift über das nahe Heilsgeschehen zu belehren. In der Lesung aus dem Exodus kehrt sie mit dem Bilde vom Paschalamm zur Demut des Kreuzes zurück und lenkt unseren Blick auf die sakramentale Heilsfülle, die sich für uns aus den Wunden des Gotteslammes ergossen hat. Indem die Kirche uns heute im Angesichte des Kreuzes und unmittelbar vor der Lesung der Passion dieses typische Geschehnis des Alten Bundes in Erinnerung ruft, gibt sie die umfassende Deutung des Kreuzestodes Christi als des Heilswerkes für das Gottesvolk des Neuen Bundes. Die Symbolik des Geschehens im einzelnen ist so oft ausgedeutet worden, daß wir hier nur daran zu erinnern brauchen: Der Gerichtsengel Gottes, der große Würger, geht in der Nacht durch Ägypten und schlägt alle Erstgeburt mit dem Tode. Die Israeliten haben auf Geheiß Gottes ein Lamm ohne Fehl und Makel geschlachtet und mit seinem Blute die Türpfosten ihrer Häuser gezeichnet. Wo das Blutzeichen leuchtet, geht der Engel mit dem

[1] Hab 3, 3; 1. Trakt. — [2] Ps 35, 7. — [3] Ps 35, 6. — [4] Ps 135, 1.

Schwerte vorüber. Das ist das große Pascha, der Vorübergang, der sich die Nacht dieser Weltzeit hindurch beständig an dem wahren Israel, der Ekklesia, wiederholt. Ägypten — das ist die gottfeindliche Welt — und Pharao — das ist Satan, der Fürst dieser Welt, — wollen sie in die Sündenfron zwingen. Der Engel Gottes aber geht strafend durch die Welt und schlägt sie mit dem Schwerte des Zornes Gottes, indessen die Ekklesia nicht aufhört, die mystische Schlachtung des wahren Gotteslammes zu begehen, wie es ihr gestern aufgetragen wurde, sein Fleisch zu essen — in Eile, weil der Übergang aus Werk und Wesen dieser Welt zum Werk und Wesen Gottes für die Gläubigen täglich von neuem drängt — und mit dem Gottesblut die Pfosten ihrer Türen, das heißt: die Lippen der Gläubigen, zu salben[1], damit die also Gezeichneten und Besiegelten dem Gotteszorn entrinnen.

Mit diesem Heilsbilde des neuen Paschalammes vor Augen gibt die Kirche sich in dem nun folgenden Leidenspsalm[2] und der Leidensgeschichte nach Johannes der Betrachtung der Christusleiden hin. Im Psalm hören wir, wie so oft in den letzten Tagen, die Gebetsrufe des mit Tod und Hölle Ringenden zum Vater und Helfer. In der Johannespassion aber erhebt sich immer wieder hinter dem Antlitz des bitter Leidenden das königliche Haupt des Herrn der Welt, der in den Tod geht, weil er will. Niemals sonst vielleicht ist die Kirche sich so sehr des unwägbaren Schatzes bewußt, der ihr mit diesem freiwilligen Leiden des ewigen Königs in die Hände gegeben ist, damit sie ihn für die Ihrigen ausschöpfe. Darum versammelt sie in dem großen Fürbittengebet gleichsam alle Glieder ihres Leibes, alle Stände der Kirche, aber

[1] Für die alten Christen war die Symbolik offenbar, weil sie die Eucharistie unter beiden Gestalten empfingen. — [2] Ps 139, 2—10, 14; 2. Trakt.

auch die Gottfernen und Irrenden, alle Notleidenden der Welt unter dem Kreuze ihres Herrn, um „bei seinem Kreuz und Leiden" Gottes Erbarmen für sie alle zu erflehen.

Darauf endlich löst sie den Schleier vom verhüllten Kreuze, und tränenvolle Danksagung durchzittert ihre Stimme, da sie es dem Volke darbietet und dabei ausruft: „Schauet das Kreuzesholz! Das Heil der Welt hing daran[1]." Mag auch nicht mehr, wie einst in Jerusalem, das wirkliche Kreuz des Herrn oder, wie heute noch an vielen Orten, eine Partikel dieses ehrwürdigen Heiligtums sich den Blicken der Gläubigen darstellen, die Kirche sieht sich doch überall diesem einen Kreuze gegenüber und sinkt in die Knie vor der Gotteserbarmung, die an diesem harten Holze sichtbar geworden ist: „Venite adoremus — kommt, laßt uns anbeten!" Hingeworfen in den Staub, mit dem Kuß der Verehrung, den man im alten Orient auf Fuß und Gewandsaum der Könige drückte, huldigt sie der Majestät der göttlichen Liebe und beugt sich dabei tief hinab in das menschliche Schuldbewußtsein, das sie schon zu Anfang des heutigen Gottesdienstes auf das Antlitz niederwarf. Noch einmal verleiht sie ihm jetzt im Anblick des enthüllten Kreuzes erschütternden Ausdruck in den „Improperien", den Vorwürfen und Anklagen, die sie dem leidenden Herrn in den Mund legt. So sehr läßt sie sich das Herz von ihnen zerreißen, daß sie in solcher Zerknirschung nur Halt findet, indem sie von der Nennung des Heiligen, der sie zittern macht, zu dem Erbarmer flüchtet, der Verzeihung schenkt: „Heiliger Gott! Heiliger Starker! Heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser!" In zwei Chören, griechisch und lateinisch, erklingen die uralten Akklamationen, als ob von Ost und West die gesamte Ekklesia zusammenströmte, um einmütig dem gekreuzigten Herrn das Bekenntnis der Heiligkeit Gottes und der Sünde des Menschengeschlechtes abzulegen.

[1] Ant. bei d. Kreuzenthüllung.

Damit ist die Höhe des heutigen Gottesdienstes erreicht. Das Kreuz steht aufgerichtet, nicht mehr auf dem Kalvarienberg vor den Toren des alten Jerusalem, sondern auf dem Altare des neuen Jerusalem, nicht mehr umlärmt von den Lästerungen der heidnischen Soldaten und der jüdischen Pharisäer, sondern ehrfürchtig umfangen von der Ekklesia, die hier, im Augenblick der größten Trauer, abermals eine leise Vorfreude der Auferstehung als Trost vom Kreuze empfängt: „Dein Kreuz, o Herr, beten wir an, und deine heilige Auferstehung preisen und verherrlichen wir; denn siehe, durch das Kreuz kam Freude in die ganze Welt[1]." Ostern scheint für einen Augenblick vorausgenommen. Die Kirche singt von Freude und Auferstehung. Wir müssen das festhalten: den unvergeßlichen Eindruck dieses zwar noch verhaltenen, noch von Wehmut durchzitterten, aber doch im innersten seligen Freudenliedes am Karfreitag: „Durch das Kreuz kam Freude in die ganze Welt." Das ist bezeichnend für die Grundhaltung der Kirche nicht nur in ihrer Liturgie, sondern in ihrem ganzen Leben. Sie geht mit dem menschgewordenen Herrn durch die Zeit und trägt mit ihm das Kreuz. Immer wieder sieht sie das Blut Christi durch die Hände der Gottlosen vergossen und das kostbare Leben des Gesalbten Gottes hingemordet; denn in den Gliedern seines mystischen Leibes stirbt ihr der Herr selbst. Ihr Karfreitag währt die ganze Weltzeit hindurch, und seine dichteste Finsternis steht noch bevor. Aber sie klagt nicht, sie wankt nicht. Aufrecht wie Maria steht sie unter dem Kreuze. Klaglos wie Jesus duldet sie am Holze. Und sooft der Tod sie anfällt, stirbt sie laut rufend[2], Gott zum Zeugnis und des Lebens gewiß.

[1] Ant. nach d. Kreuzverehrung. — [2] Vgl. Mk 15, 37, 39.

Ihr Leben ist ein kreuztragendes Leben, ein beständiges Sterben. Aber ihre Stimme ist die Stimme der Freude; ihre Liturgie ist die Feier des Lebens. In Wahrheit: sie leidet den Tod, aber sie lebt schon in der Auferstehung. Denn ihre Nahrung ist die Speise der Unsterblichkeit: der Leib des Auferstandenen. Sie kann nicht untergehen. Vielmehr so, wie sie heute sich uns zeigt, da sie von der ausfallenden Meßfeier einzig das Gebet für das Volk und das heilige Mahl beibehält, so steht im Untergang dieser Welt sie allein, täglich gemordet und täglich zum Leben erweckt, mit erhobenen Händen für die Mörder betend und im Zeichen des Kreuzes Freude erflehend für die gemarterte Welt. Ja mit ihren betend ausgebreiteten Händen ist sie in völliger Einheit mit dem Herrn selbst das *Kreuz*, von dem es bis zum Ende der Zeiten und die Ewigkeit hindurch heißen wird: „Durch das Kreuz kam Freude in die ganze Welt."

O WAHRHAFT SELIGE NACHT!

(Karsamstag und Ostervigil)

I.

Nacht oder Tag?

„. . . Und endlich kommt die Osternacht mit ihren fröhlichen, jubelnden Klängen. Schlag Mitternacht ertönen endlich aus dem Munde des Priesters und des Diakons, unter dem Aufleuchten aller Kerzen — eines Meeres von wogenden Kerzen in den Händen der Gemeinde — die längst erwarteten, ersehnten Freudenworte: ‚Es ist der Tag der Auferstehung, laßt uns erleuchtet werden, o Menschen. Pascha des Herrn, Pascha! Denn von dem Tode zum

Leben und von der Erde zum Himmel hat uns Christus, unser Gott, herübergeleitet, die wir das Siegeslied singen.' Und es wächst und steigt aus tausendfachem Mund das Siegeslied der Osternacht: ‚Christus ist auferstanden von den Toten, nachdem er den Tod durch den Tod überwand und das Leben gab denen, die in den Gräbern waren.' Und immer wieder kehrt dieser kurze Vers, geheiligt durch seinen übermächtigen Inhalt und den Gebrauch der Jahrhunderte, als die beste, die liebste, die meistbekannte, die allen geläufige, volkstümlich-trauliche Fassung der jubelnden Osterfreude der Kirche . . .[1]"

So schildert Nikolaus von Arseniew die Osterfeier der morgenländischen Kirche. Wir begegnen hier dem Erbe des Urchristentums, das die Ostkirche in ihrer Liturgie, vor allem in der Osternachtfeier, bewahrt hat. Aber auch unserer abendländisch-römischen Liturgie fehlt nichts von dieser überschwenglichen Freude ob des wiedererstandenen ewigen Lebens. Nur daß wir sie lange Zeit nicht kannten, die eigentliche römische Osterliturgie. Es ist ja nicht erst, wie es manchmal scheinen mochte, der Osterherrentag, der uns das Heilsgeschehen der Paschafeier gegenwärtig macht. Die Kirche weiß, wie sehr Zeit und Ort in der Symbolik des liturgischen Tuns mitsprechen. Mit Sorgfalt wählt sie Tag und Stunde für ihre Feste und Feiern. Wie sollte sie gerade das „Fest der Feste", die „Feier der Feiern[2]", das heilige Pascha, zu einer anderen als der ihm gemäßen Stunde begehen wollen? Der Nacht gehört dieses wunderbare Geschehen an. Niemand als die Nacht hat es gesehen. Nacht umfängt die Anfänge des göttlichen Lebens in der Welt. In die Nacht und Finsternis der Sünde wird es hineingeboren, um sie zu verwandeln in

[1] N. v. Arseniew, Ostkirche u. Mystik (München 1925). S. 17. — [2] Osterkanon d. Joh. v. Dam.; Morgenoff. d. griech. Lit. am Ostersonnt.

Licht und Tag. In der Nacht wird das Kind Jesus aus dem Schoße der Jungfrau geboren. In der Nacht wird der Mann Jesus aus dem Schoße des Grabes wiedergeboren.

Nur die eine dieser großen Heilsnächte, an die sich unser ewiges Leben knüpft, hatte die römische Liturgie stets bewahrt: die Weihnacht. Die andere, die Oster- oder Paschanacht, war ihr, praktisch wenigstens, verlorengegangen. Äußere Gründe, die hier nicht zu erörtern sind, hatten die abendländische Kirche in verhältnismäßig später Zeit veranlaßt, die feierliche Liturgie der Osternacht auf den Vortag, den Morgen des Karsamstags, zu verlegen. Aber auch dann blieb sie ihrem Wesen nach eine Nachtfeier, wie die Texte immer noch erkennen ließen, und wer dies genügend beachtete, konnte auch damals noch bei Betrachtung dieser Liturgie zum vollen Verständnis der römischen Osterfeier durchdringen. Ungleich leichter haben freilich wir es, denen durch die Weisheit unseres Heiligen Vaters Pius XII. die Osternachtfeier zurückgeschenkt worden ist. Wir erkennen nun, ja erleben es, daß der Karsamstag, der bislang durch die vorgerückte Vigilfeier schon Osterglanz trug, ursprünglich und wesensgemäß ein liturgieloser Trauertag ist, der büßenden und betenden Vorbereitung auf das Pascha gewidmet wie der Karfreitag. An ihn knüpfen wir darum unsere weitere Betrachtung an, um uns langsam wieder in den ursprünglichen Charakter des Karsamstags zurückzufinden.

Der Abend des Karfreitags hat sich herabgesenkt. In der düsteren Kirche versammelt sich die Gemeinde der Gläubigen zu den Metten des Karsamstags. Der Strahl der Freude, der bei der Kreuzenthüllung aufgesprungen ist, leuchtet als zartes, ruhiges Hoffnungslicht über der Versammlung fort. Sie gleicht den Frauen am Grabe, die sich niedersetzten und

„schauten, wo er hingelegt wurde[1].“ Eine verklärte Ruhe liegt über ihr, ein Vorgeschmack jenes „klaren Abends“, den der Hymnus zur Non Tag für Tag erbittet. „In Frieden schlaf’ ich nun und ruhe[2]“, lautet die erste Antiphon der Metten, und auf den gleichen ruhigen, ja freudevollen Ton ist alles Folgende gestimmt: „Er wird in deinem Zelte wohnen, auf deinem heiligen Berge ruhen[3].“ „Mein Fleisch (das gemarterte) ruht in der Hoffnung[4].“ In der zweiten Nokturn schwingt sich der Ton noch höher hinauf zu einer schon triumphierenden Gewißheit: „Werdet weit, ihr ewigen Tore, der Glorienkönig zieht ein[5]!“ „Ich glaube fest: die Güter des Herrn werde ich schauen im Lande der Lebendigen[6].“ „O Herr, du hast mein Leben der Hölle entrissen[7].“ Zu Beginn der Laudes erspringt dieser Ton des Triumphes seine Höhe: „O Tod, ich will dein Tod sein! Dein Todesbiß, du Höllenwolf[8]!“ Gegen Ende der Laudes erscheint die Siegerfreude wieder leicht herabgestimmt zur zart-wehmütigen Klage der Kirche am Grabe des Geliebten: „Die Frauen saßen am Grabe, klagten und beweinten den Herrn[9].“ Das ist die Stimmung, die der Nacht und dem ganzen folgenden Tage das eigentümliche Gepräge gibt: sanfte Klage, zartes Hoffnungslicht, durch Tränenschleier geschaut.

Wie dankbar müssen wir sein, daß uns der Karsamstag in dieser Form wiedergegeben ist: ein Tag fruchtbarer Stille vor dem atemraubenden Geschehen der Nacht! Vielleicht haben nur die besten russischen Erzähler ihn so schildern können, wie er wirklich ist.

[1] Mk 15, 47. — [2] Ps 4, 9; 1. Ant. d. Vig. am Karsamst. — [3] Ps 14, 1; 2. Ant. d. Vig. am Karsamst. — [4] Ps 15, 9; 3. Ant. d. Vig. am Karsamst. — [5] Ps 23, 9; 4. Ant. d. Vig. am Karsamst. — [6] Ps 26, 13; 5. Ant. d. Vig. am Karsamst. — [7] Ps 29, 4; 6. Ant. d. Vig. am Karsamst. — [8] Os 13, 14; 1. Ant. d. Laud. am Karsamst. — [9] Mt 27, 61; Ben.-Ant. am Karsamst.

Er ist geheiligt durch die Grabesruhe des Herrn. Die Kirche hat sich am Grabe niedergesetzt, um zu weinen. Sie schaut, wohin man ihren Herrn gelegt hat, wohin das Weib den Adam gebettet hat, wohin es den Menschen vergraben, wohin es den Mann durch seinen Rat gestürzt hat[1]. Sie sieht es und weint. Sie weint am Grabe des Herrn, wie der Herr am Grabe des Lazarus geweint hat: über den Tod des Menschen, über das Grab des Lebens, über die Sünde, die den Urheber des Lebens getötet hat. Aber ihre Tränen fließen sanft und ruhig. Es ist nicht mehr die schmerzliche Klage des Sonntags Septuagesima, die sie erschüttert. Der Tod Adams hat am Grabe Christi seine Schrecken verloren. Der Tod des Gehorsams hat die Sünde gelöscht. Nicht mehr stürzt die „massa damnata" von Sünde zu Sünde, von Tod zu Tod hinab, sondern der Leib des Gehorsamen „ruht in der Hoffnung". Eine Ahnung vom „Glück" der Schuld, die „eines solchen und so großen Erlösers wert erfunden ward[2]", eine Ahnung von der „Seligkeit" des Leidens[3], das den „Namen über allen Namen" und die „Herrlichkeit Gottes des Vaters[4]" verdiente, macht die Schauende (die Kirche und die Seele) ruhig und hoffnungsvoll.

II.
Junges Licht

So geht der Tag langsam dahin, unter beständigem Fasten, Weinen und Beten, und je mehr er sich dem Abend nähert, um so mehr weicht die tränenvolle Ruhe einer freudigen Spannung. In alter Zeit waren es vor allem die Täuflinge, deren Sehnsucht

[1] Vgl. Petr. Chrysol., Serm. 80 (V. d. Auferst.). — [2] Ben. Cer. — [3] Miss. Rom., Can. Miss. (Unde et memores). — [4] Phil 2, 9. 11; Ep. am Palmsonnt.

sich der Nacht entgegenspannte. Für sie war es ja, gleichwie für den Herrn, die große Geburtsnacht, der Mutterschoß eines neuen Lebens im ewigen Tage. Der Morgen des Karsamstags hatte sie zu einer letzten Vorbereitung versammelt. Noch einmal waren sie durch einen Exorzismus von der Einwohnung des Bösen gereinigt worden. Die Speichelsalbung an Ohren und Nase, die Ölsalbung am ganzen Körper[1] hatten in symbolischer Weise die Heilung und Befreiung von der Besessenheit der Sünde fortgeführt, die inneren Sinne für das Göttliche aufgetan und den Täufling als „Athleten Christi" für den „Kampf dieses Aions[2]" gestärkt. In der feierlichen Widersage an Satan hatten die werdenden Christen sodann ihrem bisherigen Kriegsherrn den Kampf angesagt, seinem Pomp und seinen Werken abgeschworen und sich dem Kyrios Christus zugeschworen, in dessen Miliz sie nun eintraten. Die redditio, das heißt: Rückgabe des ihnen früher[3] Überlieferten und seitdem öfters[4] Wiederholten, hatte im öffentlichen lauten Hersagen des Symbolums vor der ganzen Gemeinde der Gläubigen ihren Abschluß gefunden. Der letzte Schritt war getan. Was ihrem menschlichen Willen und Eifer oblag, war erfüllt. Nun blieb nichts mehr als schweigende Erwartung der Weihe, die letzte Bereitung der Seele in Fasten, Beten und völliger Hingabe an das Unbekannte, dem sie entgegenharrten. Wie nur je ein heidnischer Myste gingen ja auch sie in ein völliges Dunkel. Sie wußten, *was* ihnen geschehen sollte: Heil und Wiedergeburt; aber das *Wie* war ihnen noch verborgen. Die Lehre hatten sie empfangen; das Größte, die Überlieferung der Mysterien, stand noch aus. Darum harrten sie verlangend der Nacht entgegen, die sie einweihen sollte.

[1] Im Orient; im Abendland wurden nur einzelne Körperteile gesalbt. — [2] Ambrosius, De sacr. 2, 4. — [3] Am Mittw. d. 4. Fastenwoche. — [4] Vgl. z. B. den Mittw. d. Passionswoche.

Und mit ihnen die ganze Ekklesia der Gläubigen. Für sie alle, Geweihte und Ungeweihte, ist es, heute wie damals, die große Mysteriennacht, die heilige Mutternacht neuen Lebens. Dem Ungetauften bringt sie die Einweihung, dem Getauften die Erneuerung, dem Büßer das Wiederaufleben der Weihe. So drängt die Hoffnung aller der Nacht entgegen. An Schlaf denkt niemand. Diese Nacht wird ersehnt wie nur je ein Tag. Sehnsuchtsvoll eilt das fromme Verlangen den Stunden voraus. Endlich ist die Sonne gesunken. Aber völlig dunkel wird es in dieser Nacht nicht. Groß und klar steht der Frühlingsvollmond am hellen Nachthimmel. Silbern liegt sein Licht auf den Vorplätzen der Kirchen, auf den Wegen der Gläubigen, die zum nächtlichen Gottesdienst heraneilen. Die kühle Nacht durchschauert sie mit der Hoffnung eines neuen Anfangs. Heilig ist diese Stunde der irdischen Zeit. Sie hat die Schöpfung der Welt gesehen, die Gott im Frühling ins Dasein rief. Sie bringt auch die neue Schöpfung der Gnade. Es ist die Frühlingsstunde der Erde. Sie löst die Zunge der stummen Dinge und öffnet das Ohr des Herzens im Menschen. In dieser Nacht redet alles Geschaffene seine symbolische Sprache, und der Mensch versteht sie. Der Kosmos wird durchsichtig. Die Stunde der Mysterien ist angebrochen.

Der Gläubige weiß es: Gott ist am Werke. Jetzt, da er im Grabe ruht, vollendet er seine uralten Werke. Diese Nacht soll die Schöpfung neugebären. Und wie ihr erstes Werden, so beginnt auch diese Neugeburt im Zeichen des Lichtes. Immer ist der Kirche das Licht ein Symbol des ewigen Logos, von dem die Schrift sagt: „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht leuchtet in die Finsternis[1].“ Immer ist ihr das abendliche Lichtanzünden ein Aufleuchten dieses ewigen

[1] Joh 1, 4—5.

Lichtes in der Finsternis der Zeit und ein Anlaß zur Danksagung an Gott, das „unauslöschliche Licht“ und den „Schöpfer aller Lichter[1]“, ein Anlaß zum Lobe Christi, der uns als „wahrer Eckstein“ das Feuer der göttlichen Lichtklarheit wie die Flamme aus dem Kieselstein aufsprühen ließ[2]. Die alte Kirche beging die Stunde des abendlichen Lichtanzündens als ein tägliches „Abendopfer[3]“, ein Licht- und Lobopfer an Gott, und sie war sich bewußt, daß sie im Symbol dieses irdischen Lichtes und des Lobgesanges, mit dem sie es begrüßte, Christus selbst, das auf Erden erschienene göttliche Urlicht, den „Abglanz väterlicher Herrlichkeit[4]“, Gott dem Vater zurückschenkte.

Wann aber hätte dieses Bewußtsein stärker sprechen sollen als in der Osternacht? Sie ist durch Gottes Willen die Mutter des wahren Lichtes. Sie hat das Aufbrechen des göttlichen Lichtstrahles aus dem Grabesfelsen gesehen, den Funken ewiger Lichtklarheit, der dem Eckstein Christus entsprang, als Gott ihn mit Leiden bis zum Tode geschlagen hatte. Lichtmysterien stehen darum am Beginn dieser heiligen Nacht. Schon im Kirchenvorhof umfängt den Ankommenden goldener Lichtschein[5]. Das neue Feuer, eben aus dem Stein geschlagen, lodert freudig zum

[1] 2. Oration d. Feuerweihe am Karsamst. — [2] 1. Or. d. Feuerweihe. — [3] Ps 140, 2; Ben. Cer. — [4] Ambrosius, Laud.-Hymn. am Mont. — [5] Wir geben die nun folgenden Zeremonien in der heutigen Reihenfolge, wobei der Leser sich bewußt bleiben muß, daß im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sich manches verändert und die heutige Form sich erst langsam herausgebildet hat. Nicht alles in ihr ist symbolisch zu deuten, vieles nur vom Geschichtlichen her zu erklären und zu verstehen, manches auch durch spätere Mißverständnisse in die einfache alte Form des Ritus hineingeraten. Vgl. O. Casel, Der österl. Lichtgesang d. Kirche. Lit. Ztschr. (1931/32), S. 179—191; desgl. Fr. J. Dölger, Lumen Christi. Ant. u. Christent. Bd. 5 (1936), S. 1 ff.

gestirnten Nachthimmel auf. Das Licht der Erde grüßt die Lichter des Himmels. Priester, Diakon und dienender Klerus umgeben segnend die Flamme und entzünden an ihr die Osterkerze. Dieser Anblick verstärkt das Bewußtsein eines Neubeginns. Altorientalischer (auch altgriechischer und römischer) Brauch kannte eine festliche Erneuerung des Feuers am Neujahrstag. Vom Himmel her kam das neue Feuer; zu einer religiösen Feierlichkeit gestaltete sich das Fest. Dem Christen sagt die Feuerweihe in der Ostervigil, daß in Christus die Zeit neu geworden ist, daß mit seiner Auferstehung das wahre Jubeljahr, die zeitlose Zeit des neuen Aions, das heißt: des göttlichen Daseins, begonnen hat. Mit der freudigen Prozession, die das neue Licht ins Heiligtum überträgt, schreitet er in das offene Tor dieser neuen, göttlichen Weltzeit hinein. Frühlingsblumen bestreuen den Weg und atmen den Duft der Auferstehung. Ein neuer Tag bricht an.

Noch liegt der Kirchenraum in nächtlichem Dunkel. Aber nun, da die Prozession die Schwelle überschreitet, schimmert eine erste zarte und doch starke Flamme auf: die Osterkerze, das Licht der Paschanacht, am neuen Feuer entzündet. Die Ekklesia wird hell vom Glanz der Auferstehung. Noch ist das Wunder nicht geschehen; aber es wirft seinen Schein voraus. Was auf der Höhe dieser Nachtfeier, im heiligen Opfer, kultische Gegenwart werden soll, erscheint in einem symbolischen Vorspiel vorausgenommen. „Das Christuslicht!“ schallt der Ruf des Diakons in die im Dunkeln harrende Volksmenge hinein, und das Schweigen blüht auf in hundertstimmigem Jubelruf: „Gott sei Dank!“ Der altgewohnte abendliche Lichtgruß hat in dieser österlichen Stunde einen einzigartigen Sinn: Der Herr leuchtet, wie einst den Israeliten beim Durchzug durch das Schilfmeer, so heute seiner Ekklesia auf dem Paschaweg voran.

Der Diakon deutet die Symbolik weiter aus. Im weißen Freudengewande besteigt er den Ambo, ruft Himmel und Erde und die ganze Ekklesia zur Festfeier zusammen und hebt den jubelnden Preisgesang an auf diese „selige Nacht“; auf das Licht, das sie geboren hat; auf Christus, das wahre Osterlamm, das mit seinem „aus Liebe vergossenen Blute“ unsere „Schuldverschreibung“ gelöscht, unsere „Türpfosten“ geweiht und gesalbt und uns so den Weg aus dem Ägypten der Sünde in das Gelobte Land der Auferstehung freigelegt hat; auf die himmlische Lichtsäule, die den Befreiten und Heimkehrenden leuchtet; auf ihr irdisches Abbild, die Osterkerze, die jetzt vom hohen Osterleuchter herab allen sichtbar ist und mit ihrem milden Licht das Dunkel langsam auftrinkt; ja zuletzt noch auf die Biene, die als Honigsammlerin und Wachsbereiterin dieses symbolischen Lichtes „jungfräuliche Mutter[1]“ ist, wie eine Jungfrau — Maria, die Gottesmutter — der Welt das wahre Osterlicht geboren hat, unseren Herrn Jesus Christus, und wie eine Jungfrau-Mutter, die Ekklesia, uns alljährlich in heiliger Liturgiefeier dieses Licht von neuem aufscheinen läßt.

Man muß ihn einmal gehört haben, diesen österlichen Freudengesang, und das Bild vor sich gesehen haben, so wie es heute wieder möglich ist, mitten in der Nacht: die dunkle Kirche mit der atemlos harrenden Menge, und zuerst nur die eine Flamme der Osterkerze, eben hell genug, um die weiße Seide des Diakonsgewandes aufglänzen zu lassen (welche Freude — allein schon dieses weißschimmernde Ge-

[1] Die Alten glaubten, die Biene erzeuge ihre Brut nicht durch Begattung, sondern lese sie von den Blütenblättern ab. Vgl. z. B. Ambrosius, Üb. d. Jungfr. I 8, 40: „Rore pascitur apis, *nescit concubitus*, mella componit — die Biene nährt sich von Tau, *kennt keine Begattung*, sammelt den Honig.“

wand nach dem düsteren Schwarz des Karfreitags!); dann, beim dritten Lichtruf, das Anzünden der Hunderte von Kerzen in den Händen der Gläubigen, das Aufleuchten aller Kirchenlampen — und nun (o Herrlichkeit! o Güte Gottes!) ist es wieder wie einst, im frühen Mittelalter oder im christlichen Altertum, zur Zeit eines Prudentius, in jenen weiträumigen Basiliken, wie er sie schildert, angefüllt mit einer unzähligen Volksmenge, alle mit Kerzen in den Händen, die am Osterlicht entzündet sind, dazu die vielen kostbaren Lampen, die an schwanken Seilen vom schön gemalten Gebälk der Decke herabhängen oder auf hohen Kandelabern brennen, ein unendliches Lichtermeer, in dem die gold- und farbenglänzenden Mosaiken aufstrahlen, die Marmor- und Porphyrsäulen erschimmern, und über allem die junge freudezitternde Stimme des Diakons, diese unvergleichlich selige Melodie, die am Himmel anpocht, über die Erde hinstürmt und jedes Herz in die Freudenfessel der Osterbotschaft schlägt: „Dies ist die Nacht ... Dies ist die Nacht ... O wahrhaft selige Nacht!“

Dies einmal gehört und geschaut haben — mit der einfachen Kindlichkeit des Herzens, die sich die Fähigkeit, in Bildern und Symbolen zu denken, bewahrt hat — das heißt: um das wahre christliche Pascha wissen. Es ist und bleibt das Mysterium der *Nacht*. „Diese Nacht“ aber ist überall da, wo Menschen sind, wo Menschensünde und Sündentod den ursprünglichen hellen Tag der guten Gottesschöpfung verfinstert haben. „Diese Nacht“, die aus ihrem armen unfruchtbaren Schoße nichts als Seufzer, Tränen und flehentliche Hilferufe gebären konnte, hat das barmherzige Gotteslicht zu sich herabgezogen. Zu ihrer Erleuchtung ist es herabgestiegen, und wie

[1] Vgl. Prudentius, Lib. Cath. V: Hymn. ad incensum lucernae.

begraben schien es da zuerst in ihrer Finsternis, während es in Wahrheit lebte und kraftvoll das Dunkel durchdrang, das Grab zum Mutterschoße weihte und selbst als strahlende Himmelsgeburt dem finsteren Schoße wieder entsprang. Wir selbst, die gläubige Menschheit aller Zeiten, sind diese „wahrhaft selige Nacht“, die aus ihrem unfruchtbaren Schoße ewiges Licht gebären durfte: Christus, der in der Taufe unsere Sündenfinsternis besiegte und als Morgenstern in unseren Herzen aufleuchtete[1]. Diesem Morgenstern, der „keinen Untergang kennt[2]“, jubelt unsere Nacht zu wie eine Mutter ihrem neugeborenen Kinde, und um dieser Geburt willen ist sie, in ihrem Wesen gewandelt, „hell wie der Tag[3]“ und „wahrhaft selig[4].“ Denn aus einer Nacht der unseligen Menschensünde und des Gotteszornes ist sie zur Nacht des „seligen Herrenleidens[5]“ und der Gotteserbarmung geworden, aus dem Grabe des göttlichen Lichtes und Lebens zur Mutter der Auferstehung und des ewigen Tages.

Darum hat das Osterlob am Beginn der Paschanacht und besonders das immer wiederholte „Haec nox“ diesen ergreifenden Klang, dem kein Gläubiger sich entziehen kann: es spricht nicht von Geschehnissen, die vorüber sind und uns nichts angehen, sondern von dem, was jetzt und immer und an uns geschieht, sooft im Jahreslaufe die Paschastunde wiederkehrt, — es besingt die Verwandlung unserer Sündennacht in den lichten Tag des Christuslebens. Und es bedarf nur des demütigen Herzens, das sich dieses Sündendunkels bewußt ist, um selbst ohne tiefere Belehrung zu verstehen, was Licht und Lobgesang der Ostervigil sagen wollen. Der Gläubige und Demütige wird in dieser sprechenden Einheit

[1] Vgl. 2 Petr 1, 19. — [2] Ben. Cer. — [3] Ps 138, 12; Ben. Cer. — [4] Ben. Cer. — [5] Miss. Rom., Can. Miss. (Unde et memores).

von Symbol und Wort schon hier, am Beginn der großen Mysteriennacht, das volle Ostermysterium erkennen und daraus die unüberwindliche Ostergewißheit schöpfen, die allein die Nacht unseres Erdenlebens tragbar macht, die Gewißheit: „Christus ist auferstanden! Er ist wahrhaft auferstanden[1]!" Und „das Licht leuchtet in die Finsternis[2]".

III.

Prophetie und Erfüllung

Was in dem Himmel und Erde umfassenden Osterloblied am stärksten leuchtet, ist die „unschätzbare Liebe der Agape[3]", die „den Sohn hingegeben hat, um den Sklaven loszukaufen[4]". Sie ist die eigentliche himmlische Lichtquelle dieser Nacht, die solche Helligkeit ausströmt, daß sie selbst das todbringende Dunkel der Adamssünde „liebenswürdig" macht[5]. Es ist das unauslöschliche Licht dieser Gottesliebe, das uns als wahre Lichtsäule auf unserem liturgischen Paschaweg geleuchtet und uns selbst auf dem Grund des Leidensmeeres nicht verlassen hat wie einst Christus. Sie hat den Tisch des letzten Herrenmahles erleuchtet und am Grabe des Herrn die Flamme einer unvergänglichen Hoffnung brennend erhalten.

Sie ist auch das Licht, das die Ekklesia auf der letzten Wegstrecke zum eigentlichen Pascha hin geleitet. Noch einmal versammelt die Kirche ihre Kinder beim Schein des neuen Lichtes zu letzter Buße und Bereitung. Heilige Lesung[6], wechselnd mit Lobgesängen, füllt, wie stets, so auch heute die langen Stunden der Nachtwache. Aber heller als sonst entzündet sich am neuen Feuer der Gottesliebe das Licht der Gnosis in der Ekklesia. Neben dem Pult des Lesers brennt die Osterkerze; ihr Schein fällt auf die Seiten des Alten Testamentes. In das Dunkel der Vergangenheit leuchtet Christus hinein und läßt überall den Heilsplan der Agape erkennen, die von Anbeginn den Menschen in ihren Händen hält, ihn niemals daraus entlassen hat und heute vollendet. Niemals ist die Seele bereiter für solche Erkenntnis als in dieser Nacht. Die beständige Entsagung und Bußtrauer der vergangenen Wochen, das mystische Leiden der letzten Tage haben sie heilsam aufgelockert. Der eben zum voraus aufgestrahlte Osterglanz und der Jubelsturm des Exsultet haben sie schon hinaufgehoben an das innerste Herz Gottes. Nun vergißt sie Zeit und Stunde und versinkt ganz in die Beschauung der „unschätzbaren Liebe der Agape". Wie eine gute Schülerin wiederholt die Ekklesia in dieser Nacht noch einmal die Lektion, die ihr einzuprägen die göttliche Weisheit seit dem Sonntag Septuagesima unermüdlich bemüht gewesen ist. Die ganze Menschheitsgeschichte, diese Offenbarung der Gottesliebe, die in den vielen Nächten seit Septuagesima an uns vorübergezogen ist, wird in den zwölf Prophetien der gegenwärtigen Nacht noch einmal wie in einem Kompendium zusammengefaßt.

Wieder tut sich im Schöpfungsbericht der Genesis[1] das Lebensreich vor uns auf, in das Gottes Liebe den Menschen im Anfang hineinstellte. „Es war sehr gut[2]", sagt die Heilige Schrift, und bedeutungsvoll klingt das Wort in dieser Heilsnacht, die alles wiedergutmachen soll, was Sünde und Tod in der einst ganz guten Schöpfung verwüstet haben. In den Lesungen von der Sintflut, vom Abrahamsopfer und vom Durchzug durch das Schilfmeer schaut dann die Kirche die alttestamentlichen Vorbilder dieser Wiedergutmachung und Neuschöpfung, die ihr das hei-

[1] Ostergruß d. östl. Christenheit. — [2] Joh 1, 5. — [3] Ben. Cer. — [4] Ebda. — [5] Ebda. — [6] Wir behalten hier die Erklärung der 12 Prophetien bei, die uns, will's Gott, noch nicht für immer genommen sind.

[1] Gen 1, 1—31; 2, 1—2; 1. Proph. — [2] Gen 1, 31; 1. Proph.

lige Osteropfer nun bald verwirklichen wird. Wie die große Flut einst die sündenbefleckte Erde reinwusch und die auf Gottes Geheiß erbaute Arche die wenigen Gerechten aus dem allgemeinen Untergang rettete, so wird in dieser heiligen Nacht das Wasser der Taufe viele Sünden abwaschen und die Gottesarche der Ekklesia sich den Neuberufenen und Erwählten öffnen, um sie über die Flut dieses Weltlaufs, in der Gottes Zorn die Bösen begräbt, heil hinüberzutragen an die Ufer der Ewigkeit. Auch heute wird die Taube mit dem Ölzweig über die zugleich tod- und heilbringenden Wasser der Taufe hinfliegen und dem Schiff der Kirche Frieden verkünden, wenn nämlich das „Öl des Heiles" und das „Chrisma unseres Herrn Jesus Christus[1]" in den Taufbrunnen fließen und die Täuflinge in heiliger Salbung das Pneuma (das heißt: das Leben) Gottes und Christi empfangen, das auf Erden seine Ruhstatt sucht und sie in der Arche der Ekklesia und in den Seelen der Getauften findet. Auch heute wird sich am Himmel der Kirche der schimmernde Friedensbogen wölben, die hohe Straße zum Vater, die Christus, der „große Brückenbauer", in dieser einzigen Nacht aus den Tränen und Todesleiden seines irdischen Daseins und dem Sonnenglanz seiner Auferstehung erbaut und als Erster beschreitet. Sie ist das Zeichen des Bundes, den Gott in Christus als dem lauteren Ja zum göttlichen Willen mit uns Menschen schließt.

Geschlossen aber wird jeder Bund „über Opfern[2]". Darum weist die nächste Lesung mit dem vorbildlichen Opfer Abrahams auf das wahre Opfer hin, das dem Neuen Bunde Gültigkeit gab und gibt, auf das Opfer Christi, der schon im voraus Isaak vom Opfertode löste und sich im Bilde des geheimnisvollen Widders als das „Gotteslamm" ankündigte, „das die

[1] Ben. Font. — [2] Ps 49, 5.

Sünde der Welt hinwegnimmt[1]". So erhebt diese Lesung als Haupt- und Kernstück der ersten Vierergruppe den prophetischen Finger zur eigentlichen Höhe der Paschafeier, dem Opfer des Altares, aus dem alle übrigen Mysterien dieser heiligen Nacht ihre Kraft ziehen.

Mit dem folgenden Stück aus dem Exodus kehrt die Kirche wieder zur Betrachtung des Taufmysteriums zurück. Im Durchzug durch das Schilfmeer führt sie uns das zweite typische Taufbild des Alten Bundes vor und lehrt uns zugleich das christliche Pascha im Vätersinne verstehen: als Durchzug und Übergang, als transitus. Wie das alte Israel unter Moses' Führung trockenen Fußes das Meer durchschritt und die Wüstenstraße zum Gelobten Lande erreichte, während die Ägypter hinter ihm in den Fluten versanken, so wird in dieser liturgischen Paschanacht das Meer der Taufe den höllischen Pharao begraben und wird das neue Israel Gottes, die Kirche, mit dem Herrn die Leidenswasser durchschreiten, aus seiner Todestaufe an die Ufer des neuen Lebens in Christus emporsteigen und in neuer Kraft den Wüstenweg dieses Erdenlebens zum Gelobten Lande der Ewigkeit wiederaufnehmen. In der Gewißheit dieser nahen Ankunft stimmt die Ekklesia als neue Mirjam in das alte Freuden- und Siegeslied ein, mit dem einst Moses und Mirjam dem Herrn für seine Wundertat am Schilfmeer Dank sagten. So spricht die römische Liturgie in verhüllter symbolischer Form aus, was offenbarer der Osterkanon des Johannes von Damaskus in der griechischen Liturgie sagt: „Pascha des Herrn! Pascha! Denn vom Tode zum Leben und von der Erde zum Himmel hat uns Christus, unser Gott, herübergeleitet, und wir singen das Siegeslied[2]."

Damit schließt die erste prophetische Bilderreihe

[1] Joh 1, 29. — [2] Morgenoff. d. Ostersonnt.

aus dem Pentateuch ab. Sie hat uns gelehrt, wie Gott „den Menschen wunderbar erschaffen und wunderbarer erlöst hat[1]", wie er „das Darniederliegende aufrichtet, das Altgewordene verjüngt und alles durch den zur Unversehrtheit heimführt, aus dem es seinen Ursprung nahm[2]". Wir sahen, daß Gott den Menschen nach dem Sündenfall „nicht verachtet und verlassen, vielmehr wie ein erbarmender Vater ihn erzogen[3]", in Noe den Bund mit ihm geschlossen, in Abraham diesen Bund bekräftigt und mit Verheißungen gesegnet und in Moses die Verheißung zu erfüllen begonnen hat. Und voll Freude erkennen wir nun, wie die gegenwärtige liturgische Wirklichkeit unmittelbar an das uralte Geschehen der Heilsgeschichte anknüpft; macht doch in dieser Nacht das „österliche Sakrament[4]" der Taufe in höherer Weise die Verheißung wahr, mit der einst Abrahams Gehorsam belohnt wurde: durch seinen Glauben ist er in Wahrheit der „Vater aller Völker[5]", die durch Glauben und Taufe zur Ekklesia versammelt werden. So erscheint die gegenwärtige Nacht erleuchtet von den „Wundern der Vorzeit[6]", die jetzt noch heller aufstrahlen als vordem, da nicht nur *ein* Volk, sondern Menschen jeder Nation, jeden Alters und Geschlechtes aus dem Frondienst Pharaos (das heißt: Satans) befreit werden und durch das „Bad der Wiedergeburt" die „ganze Welt" zu „Kindern Abrahams" und zur „Würde Israels" erhoben wird[7].

Die folgende Vierergruppe von Lesungen ist den Propheten entnommen. Sie preisen in hymnischen Worten und herrlichen Bildern die Erwählung Israels, seine einstige Wiederannahme, Neubelebung und endliche Herrlichkeit nach der langen Untreue

[1] Or. n. d. 1. Proph. — [2] Or. n. d. 2. Proph. — [3] Griech. Jakobuslit., Anaphora. — [4] Or. n. d. 3. Proph. — [5] Ebda. — [6] Or. n. d. 4. Proph. — [7] Ebda.

und den furchtbaren Strafgerichten. Unser inneres Auge, durch die Betrachtung der vorhergehenden Bilder bereits geübt, erschaut auch jetzt durch den prophetischen Schleier hindurch leicht die Wirklichkeit des Neuen Bundes. Alle diese Lesungen sind ein Lobgesang auf das neue Israel, die Kirche, und auf die Liebe Gottes, die ihm solche Herrlichkeit geschenkt hat. Von der Ekklesia gilt heute das Wort des Propheten, und den Täuflingen ist es gesagt: „Dies ist das Erbe der Knechte des Herrn und ihr Segen von mir — Spruch des Herrn[1]." Die Ekklesia ist das fruchtbare und bewässerte Land, wohin der Prophet die Hungernden und Dürstenden der Erde ladet, damit sie „ohne Entgelt[2]" Wasser des Lebens aus dem Brunnen der Taufe trinken und am heiligen Brot und Wein der Eucharistie sich sättigen[3]. An der Ekklesia haben sich die Verheißungen erfüllt, die David von Gott empfing; denn in ihr lebt der „Sohn Davids", der Christus Jesus, der „den Völkern zum Zeugen" der Herrlichkeit Gottes, zum „Fürsten und Herrscher" gegeben ist[4]. Durch ihn wird die Kirche selbst zur Zeugin Gottes unter den Fremden und Unbekannten, die von den Enden der Erde zu ihr hinströmen „um des Heiligen Israels willen", der sie verherrlicht[5]. Vor ihnen — Täuflingen und Getauften — bezeugt sie in dieser Nacht die Wunderwerke des „Logos Gottes", der vom Munde des Vaters ausgeht und nicht „fruchtlos" zu ihm zurückkehrt[6], hat sie ihn doch in der heiligen Jahresfeier der Liturgie, die jetzt ihre Höhe ersteigen soll, „alles vollbringen" sehen, wozu er gesandt wurde[7]: *ihr* Heil. Sie ist die wunderbare Neuschöpfung, die der menschgewordene Gott-Logos auf Erden hervorgebracht hat und in der heiligen Liturgie be-

[1] Is 54, 17; 5. Proph. — [2] Is 55, 1; 5. Proph. — [3] Vgl. ebda. — [4] Is 55, 4; 5. Proph. — [5] Is 55, 5; 5. Proph. — [6] Is 55, 11; 5. Proph. — [7] Vgl. ebda.

ständig neu erschafft: das „Haus Gottes" auf Erden, „groß, unendlich, erhaben und unermeßlich[1]", reich vom Schatze göttlicher Weisheit und ewigen Lebens. Inmitten gigantischer Weltreiche, kunstfertiger und wissensstolzer Völker, die alles kennen und alles können, aber „den Weg zur Weisheit nicht wissen[2]", lebt sie als die einzig Erwählte und Berufene, wie der Prophet Baruch sie erschaute, als der „Gottesliebling[3]", dem allein der Pfad der Weisheit kund geworden ist. Denn sie ist die Braut des Gottes, der „auf Erden geschaut worden und mit den Menschen umgegangen ist[4]". Sie hat den menschgewordenen Gott-Logos gesehen und die „Lebensgebote[5]" von ihm empfangen. Darum weiß sie als Einzige auf Erden um das Mysterium des Lebens: daß es nämlich nur gedeihen kann in steter Verbindung mit der göttlichen Weisheit[6].

„Wer an ihr festhält, erlangt das Leben[7]." Das weiß die Ekklesia; hat sie doch in Christus, der menschgewordenen Weisheit Gottes, ihr ewiges Leben ergriffen. An ihr hat sich das große Gesicht des Propheten Ezechiel erfüllt, das ihr jetzt in der siebenten Lesung vor Augen steht. Sie ist das Volk, das tot war und lebendig wurde, als Gottes Logos sprach und Gottes Pneuma wehte. Zerstreut und zerrissen, leblos und dürr wie Totengebein auf einem Leichenfeld war die Menschheit in ihrem Sündentode, bis der menschgewordene Gott-Logos sein schöpferisches Wort sprach: „Ich lebe, und auch ihr sollt leben[8]", und aus dem Munde des Auferstandenen der Lebenshauch Gottes die Toten anwehte: „Empfanget heiliges Pneuma[9]!" Da erfüllte sich das Gesicht des Propheten, die Ekklesia wurde geschaffen, die Toten

[1] Bar 3, 24, 25; 6. Proph. — [2] Bar 3, 23; 6. Proph. — [3] Bar 3, 37; 6. Proph. — [4] Bar 3, 38; 6. Proph. — [5] Bar 3, 9; 6. Proph. — [6] Vgl. Bar 3, 14; 6. Proph. — [7] Bar 4, 1. — [8] Joh 14, 19. — [9] Joh 20, 22.

und Zerstreuten fügten sich zusammen zu dem „Einen vollkommenen Menschen[1]". Die Wiederherstellung dieses Wunders erwartet die Kirche in der heutigen Nacht; zusammen mit dem Tode und der Auferstehung des Herrn wird es ihr Wirklichkeit werden. An ihren Täuflingen soll es sich von neuem erfüllen, und ihr selbst ist jetzt, wie einst dem Propheten, das schöpferische Gotteswort in den Mund gelegt, das dem Pneuma befiehlt und durch das Pneuma den Toten ewiges Leben gibt. Auf ihre Täuflinge blickt sie, und durch ihren Mund spricht Christus, der Eine und wahre Prophet, der menschgewordene Logos und Schöpfer: „Ich will eure Gräber öffnen und aus den Gräbern euch herausführen, mein Volk. . . Ich will euch mein Pneuma einhauchen, und ihr werdet leben . . .[2]" Und mit ihm spricht die Ekklesia, die Logosbraut, im Bewußtsein der ihr innewohnenden Macht: „Komm, Pneuma, von den vier Winden, und hauche diese Toten an, und sie werden wieder aufleben[3]!" So nimmt sie voraus, was sie in kurzem am Taufbrunnen sprechen wird: „Entsende das Pneuma deiner Kindschaft, um neue Völker zu schaffen, die der Taufbrunnen dir gebiert[4]!"

Dies also bedenkend, daß sie selbst aus dem Tode zum Leben gekommen ist und daß sie ihrerseits als Mund des Herrn fortwährend Tote zum Leben ruft, schöpft sie aus den vergangenen und gegenwärtigen Wundern die „feste Erwartung der zukünftigen[5]". Nicht nur auf ihr eigenes Werden und Wachsen, nicht nur auf die lebenspendende Wirkkraft ihrer Sakramente deutet sie das Gesicht des Propheten; es verbürgt ihr auch die künftige Auferstehung am Ende der Zeiten. Ohne Zagen blickt sie auf die ungeheuren Leichenfelder der Welt, auf das von Satan

[1] Hippolyt v. Rom, Üb. Christus u. d. Antichrist c. 3. — [2] Ez 37, 12, 14; 7. Proph. — [3] Ez 37, 9; 7. Proph. — [4] Ben. Font. — [5] Or. n. d. 7. Proph.

und seinen Knechten täglich hingemordete Leben. Mag auch das Sterben überhandnehmen, überschwenglicher ist ihre Gewißheit, daß keiner dem ewigen Leben sterben kann, der „in Jerusalem zum Leben eingezeichnet ist[1]", das heißt: der seinen Namen in das Taufbuch der Kirche eingetragen und ihn nicht freventlich daraus getilgt hat. Sie, das neue Jerusalem, birgt den „heiligen Rest" derer, die durch Glauben und Taufe „gerettet wurden aus Israel[2]". Herrlich herrscht in ihrer Mitte der „Sproß des Herrn", Christus; er ist ihnen „Wolke bei Tag", „Glanz und lohendes Feuer bei Nacht", und die Ekklesia schirmt sie als „Zelt und Schattendach gegen den heißen Tag, schützt und birgt sie vor Sturm und Regen[3]" dieser Weltzeit. Und was so wohlbehütet inmitten der Unbilden sündenkranker Zeitlichkeit lebt und wächst, wird bleiben in Ewigkeit. Wieder weist das prophetische Gesicht auf Gegenwart und Zukunft zugleich: es meint die Ekklesia in ihrem jetzigen irdischen ebenso wie in ihrem künftigen himmlischen Sein.

Im Weinberglied des Propheten Isaias klingt diese zweite Bilderreihe der prophetischen Lesungen aus. Im Munde der Ekklesia ist es ein danksagendes Bekenntnis zu ihrem eigenen blühenden und fruchtreichen Dasein, das ihr im Lichte der Prophetie als gesegneter „Acker und Weinberg" des Herrn[4] erschienen ist. Ihm, dem „Säer guten Samens" und dem „Winzer auserwählter Rebzweige[5]", bringt sie in dieser Stunde jubelnden Dank, weil aus seinem Tode und seiner Auferstehung all ihre Blüte und Frucht erwachsen ist; ihn ruft sie zum Segen ihrer neuen jungen Pflanzung, der Schar ihrer Täuflinge, damit sie, „frei vom Wust der Dornen und des Unkrauts, ertragreich werde an guter Frucht[6]".

[1] Is 4, 3; 8. Proph. — [2] Is 4, 2; 8. Proph. — [3] Is 4, 2. 5, 6; 8. Proph. — [4] Or. n. d. 8. Proph. — [5] Ebda. — [6] Ebda.

Etwas Lichtes, Blühendes, Frühlingshaftes liegt über allen Lesungen, Gesängen und Gebeten dieser zweiten Gruppe; sie atmen schon die Freude der nahen Auferstehung. In den folgenden herrscht wieder der große Paschaernst: das Ringen zwischen Tod und Leben. In dreifacher Gestalt erscheint der Paschachristus vorgebildet, wie er sich in seinem Tode und seiner Auferstehung die Ekklesia leidend und siegend erschafft. Als wahres Paschalamm zeichnet er mit seinem Blute das Haus der Ekklesia und bewahrt seine Gläubigen vor dem Würgengel Gottes[1]. Als neuer Jonas kehrt er aus dem „Bauche der Unterwelt[2]" zurück und ruft als Auferstandener die Heiden zur Umkehr und zum Leben für Gott[3]. Als wahrer Moses endlich hinterläßt er dem Gottesvolke der Getauften als Erbe das Gesetz des Neuen Bundes[4], das Freude statt Schrecken einflößt, die Sünde vergibt und vernichtet und Heil schenkt, statt Vergeltung zu üben[5]. Seine Stimme, die Stimme des Geliebten, sein Gesetz, das Gesetz der Agape, vernimmt die Ekklesia in den Worten des alten Mosesliedes[6], mit dem die Lesung aus dem Deuteronomium ausklingt.

Es ist die vorletzte dieser langen Nachtwache. Als letzte folgt die uns bereits von den Quatembersamstagen her als Schlußlesung bekannte Erzählung des Buches Daniel von den drei Jünglingen im Feuerofen, heute in ihrer vollen epischen Breite, die ein prächtiges Stück orientalischer Erzählerkunst darstellt[7]. Passender konnte der Lesegottesdienst dieser Nacht nicht zur eigentlichen liturgischen Handlung hinüberführen. Die Errettung der drei

[1] Ex 12, 1—11; 9. Proph. Vgl. die 2. Lesung d. Karfr. — [2] Jon 2, 3. — [3] Jon 3, 1—10; 10. Proph. — [4] Vgl. Deut 31, 22—30; 11. Proph. — [5] Vgl. die Or. n. d. 11. Proph. — [6] Vgl. Deut 32, 1—4; Trakt. n. d. 11. Proph. — [7] Vgl. Dan 3, 1—24; 12. Proph.

alttestamentlichen Martyrer aus dem Feuerofen ist einer der schönsten Typen der Auferstehung. „Christus ist auferstanden, der die drei Knaben aus dem Feuerofen befreite", lautet die österliche Antiphon zum Lobgesang der drei Jünglinge in den sonntäglichen Laudes. Hier ist die Beziehung zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem in kürzester Weise ausgesprochen: Der Gott-Logos, der ehemals den drei Zeugen im Feuer erschien und ihnen durch den Hauch seines göttlichen Pneumas Kühlung und Rettung brachte, befreit in der „Fülle der Zeit" als Menschgewordener sich selbst kraft seiner Gottheit aus dem Feuer der Todesleiden. Auf die nahe Wiederhinstellung dieses Geschehnisses im heiligen Opfer der Paschanacht blickt die Kirche durch den Schleier des typischen Bildes hin. Zugleich aber gibt dieses ihr auch die Gewißheit, daß in allen feurigen Prüfungen dieser Zeitlichkeit, vor allem in den Bedrohungen durch gottfeindliche Gewalthaber, der Auferstandene sie und ihre Kinder mit den kühlenden Schwingen seines Pneumas deckt und schirmt und sie am Ende der Zeiten heil aus den Flammen des diesseitigen Lebens in das ewige Refrigerium des Himmels hinüberführen wird.

In dieser frohen Gewißheit erhebt die Kirche sich aus ihrer nächtlichen Heilsschau, um in die eigentliche Mysterienhandlung einzutreten. Durch die ausgedehnte Schriftlesung ist sie in bester Weise für die rechte und würdige „Feier des Ostermysteriums[1]" vorbereitet worden. Sie hat einen tiefen Blick in den Liebesplan des Schöpfers getan und erkannt, „daß die Weltschöpfung im Anfang nicht erhabener war als die Schlachtung unseres Osterlammes Christus am Ende der Zeiten[2]", mit anderen Worten: daß die Erlösung nur Teil und Fortsetzung des Schöpfungswerkes, Heilung und Wiederherstellung der Anfangsschöpfung ist. Und so ist auch die „Feier des Ostermysteriums", das die Erlösung gegenwärtigsetzt, in Wahrheit Schöpfungstat, Neuschöpfung des im Anfang Gewordenen und durch die Sünde Versehrten, und die Kirche weiß, zu welch hohem Werk sie in dieser Stunde ihre Hände erhebt: mit Christus, ihrem Herrn und Bräutigam, geht sie an die Schöpfung des neuen Lebens.

[1] Or. n. d. 7. Proph. — [2] Or. n. d. 9. Proph.

IV.

Heilige Hochzeit und neue Geburt

Wenn diese Neuschöpfung des Lebens nun zunächst in der Taufe ihre sinnfällige Darstellung findet, so dürfen wir nicht vergessen, wo die eigentliche Quelle dieses reinigenden und lebendigmachenden Wassers zu suchen ist. Aus der durchbohrten Seite des gekreuzigten Herrn ist sie entsprungen. Wir hätten keine Taufe, wäre nicht der Herr für uns gestorben. Aus seiner Todeswunde floß das Wasser, das uns zum Bad der Wiedergeburt wurde. Der Tod des Herrn ist der Lebensquell seiner Gläubigen. Darum steht das Sakrament der Taufe (wie übrigens alle Sakramente) in innigstem Zusammenhang mit dem heiligen Opfer des Altares. Aus ihm, das Tod und Auferstehung des Herrn wiederhinstellt, zieht das Bad der Wiedergeburt seine reinigende und lebenspendende Kraft.

Deshalb gründet das österliche Werk der Neuschöpfung im heiligen Opfer der Paschanacht. Erst durch dieses heilige Opfer wird das Pascha des Herrn wirklich vollzogen. Seit dem Abend des Herrenmahles hat die Kirche das Mysterium der heiligen Messe nicht mehr gefeiert. Unter Fasten und Beten hat sie die Tage und Nächte durchharrt; auch die gegenwärtige Nacht war in ihrem bisherigen

Verlaufe nur ein verlangendes Sichausstrecken nach dem Pascha des Herrn. In gewisser Weise vorausgenommen schien es freilich schon durch Lichtweihe und Lobgesang zu Beginn der Nacht. Aber erst das heilige Opfer der Mitternacht gibt ihm volle Wirklichkeit. Die Stunde des Opfers ist die eigentliche, seit Wochen ersehnte Paschastunde. Das heilige Opfer ist der gegenwärtige Tod und die gegenwärtige Auferstehung des Herrn. *Jetzt* stirbt er und wird vom Kreuze und Grabe aus zum Vater erhöht. Darum fließt *jetzt* auch aus seiner Todeswunde das Heilbad der Taufe und der Lebenstrank der Eucharistie. Darum haucht *jetzt* der Mund des Auferstandenen „heiliges Pneuma"[1], das heißt: sündentilgendes göttliches Leben, in die sündenkranken und sündentoten Menschen. Der Paschachristus, der Sterbende und Auferstehende, kann nicht unter uns gegenwärtig sein, ohne die Fülle seines kreuzgeborenen Lebens mitzubringen, die sich in den Sakramenten verströmt. Sie sind, Taufe und Eucharistie vor allen, wahrhaft „sacramenta paschalia", Ostersakramente, Teile und Ausflüsse des einen großen „paschale sacramentum"[2]; das Erlösungsmysterium gipfelt daher im Opfermysterium, das als Gegenwärtigsetzung des Todes und der Auferstehung Christi *das* „Ostermysterium" im Vollsinn des Wortes ist und keiner Stunde mehr ziemt als der jetzigen.

Es möchte nun, wenn wir dies recht bedenken, wundernehmen, daß die Taufe, so sehr sie in die Paschanacht hineingehört, ihren Platz nicht an zweiter Stelle, nach dem heiligen Opfer, hat, da sie ja nur der Strom ist, der das Todesopfer zur Quelle hat. Aber man darf im liturgischen Bereich nicht mit dem Vor und Nach irdischer Zeit und Folge rechnen. Wir müssen vielmehr die Mysterien der Paschanacht als ein Ganzes sehen, eben als die sakramentale Ge-

[1] Joh 20, 22. — [2] Or. n. d. 7. Proph.

genwart des Herrentodes und der Herrenauferstehung, daraus wir Heil und Leben empfangen. Darum konnte die Taufe recht wohl dem Opfer vorangestellt werden, um den Täuflingen die Teilnahme am Opfer der heiligen Messe zu ermöglichen, und es brauchte dabei doch nicht vergessen zu werden, daß die Taufe, wie alle Sakramente, im Opfer Christi ihren letzten Grund hat. Sie ist der Lebensstrom, der diese Nacht durchrauscht; wir gehen ihm nach bis zu seiner Quelle und trinken doch zuvor schon am Strom das Wasser der Quelle, das heißt: wir empfangen in der Taufe schon die heilbringende Wirkung der Opfergegenwart.

Die Taufwasserweihe, der unsere Betrachtung sich nun zunächst zuzuwenden hat, läßt auf den ersten Blick erkennen, wie sehr die Kirche das „paschale sacramentum" als ein bräutliches Mysterium sieht. Wir deuteten schon am Gründonnerstag an, worin das seinen Grund hat. Der Herr wollte uns nicht ohne unser Zutun erlösen. Er wollte sich mit uns zum Werk der Neuschöpfung und Wiederbelebung verbinden. Wo aber zwei sich verbinden, um gemeinsam Leben zu geben, da ist solche Verbindung bräutlicher und hochzeitlicher Art. Darum ist das Mysterium der Erlösung und Neuschöpfung des Menschen, das Gott und Mensch gemeinsam wirken, gleichbedeutend mit dem, was Paulus „magnum mysterium[1]" nennt, das „große Mysterium", das in der irdischen Ehe von Mann und Weib abgebildet wird. „Dieses Mysterium ist groß, ich sage aber: in Christus und der Kirche[2]." Mit der erwählten Menschheit, der „Herausgerufenen", der Ekklesia, verbindet sich der menschgewordene Gott zur Neuschöpfung des göttlichen Lebens im Menschen. Die Gehilfin, die er sich zu seinem Heilswerk wählt, ist seine jungfräuliche Braut. Im Tode Christi am

[1] Eph 5, 32. — [2] Ebda.

Kreuze sehen die Väter den mystischen Entrückungsschlaf des neuen Adam; in Wasser und Blut, die seiner Todeswunde entfließen, sehen sie die beiden großen Sakramente der Kirche, Taufe und Eucharistie, und damit die Kirche selbst in ihrem lebenspendenden, bräutlich-mütterlichen Wesen abgebildet. Als neue Eva, Mutter des Lebens, geht sie aus der durchbohrten Seite des neuen Adam hervor und wird ihm in der Auferstehung vermählt. Aus dem Herzen des Sterbenden wird sie geboren, und aus dem Anhauch des Auferstandenen[1] empfängt sie sein göttliches Leben, das sie in weiblicher Weise durch ihre Sakramente weitergibt. Diese Vätertheologie müssen wir uns gegenwärtig halten, wenn wir die Liturgie der Paschanacht, insbesondere die Taufwasserweihe, voll verstehen wollen.

Die Paschanacht ist im recht eigentlichen Sinne das Brautfest der Ekklesia. Alle bräutlichen und hochzeitlichen Bilder, die uns seit der Feier der Epiphanie verheißungsvoll durch die Jahresliturgie begleiteten, finden heute ihre Erfüllung. Das Bild vom Jakobsbrunnen ist Wirklichkeit geworden[2]. Das Weib, das keinen Mann hatte, aber vielen gehörte, hat den einzigen, ihr von Anbeginn bestimmten himmlischen Gatten wiedergefunden. Endlich hat die Menschheit erkannt, wem allein der Gruß gilt, den sie allzu lange an einen Falschen und Verführer gerichtet hatte: „Bräutigam, sei gegrüßt! Sei gegrüßt, junges Licht[3]!" „Nur *ein* Licht gibt es, nur *einen* Bräutigam: Christus hat die Huld solcher Namen empfangen[4]." Hier, in der Osternacht, im Munde der Ekklesia, vor dem christusabbildenden Licht der Osterkerze erwacht der alte Mysterienruf zu seinem wahren Sinn. Nacht ist es, zugegen ist der

[1] Vgl. Joh 20, 22. — [2] Vgl. Joh 4, 5—42; Ev. am Freit. n. d. 3. Fastensonnt. — [3] Firmicus Maternus, Vom Irrtum d. heidn. Relig. 19, 1. — [4] Ebda.

Bräutigam. Zum Hause der Braut kommt er und findet sie wachend. Kein Schlaf ist auf ihre Lider gekommen, solange sie ihn draußen wußte in der Nacht des Grabes. Nun ist er ihr lebend wiedergekehrt. „Seine Locken triefen vom Tau der Nacht[1]": er trägt die Spuren des Leidens noch an sich. Aber ins Übermenschliche gewachsen, im Leibe der Verklärung, bekleidet mit der Gottheit, steht er vor ihrer Tür, „schaut durch die Fenster, blickt durch die Gitter[2]". Nur durch Fenster und Gitter, nur durch die Sprüche und Bilder der Propheten hat sie ihn bisher geschaut. Nun ist er aus dem Dunkel der Nacht hervorgetreten, und seine lebendige Gegenwart in der Herrlichkeit seiner Auferstehung überstrahlt jedes Bild und jede Weissagung.

Wunder der Gnade machen die göttliche Nähe kund. Der Brunnen der Taufe glänzt im Dunkel der Kirche auf, das Osterlicht leuchtet hinein. Heiliges Öl und Chrisam wird über ihn ausgegossen und mischt sich dem Wasser bei. Der Priester, an Christi Statt, steht und betet über den Brunnen. Der göttliche Logos in seinem Munde ruft das Leben Gottes in die Wasser hinein: „Allmächtiger ewiger Gott, sei zugegen bei den Mysterien deiner großen Güte! Sei nahe den Sakramenten! Entsende das Pneuma der Kindesannahme, um neue Völker zu schaffen, die der Taufquell dir gebiert! Laß, was durch den Dienst unserer Niedrigkeit zu geschehen hat, durch deine wirksame Kraft zur Vollendung kommen[3]!" „Schau in das Antlitz deiner Ekklesia" — dieses Antlitz ist Christus, dein Sohn! — „und mache zahl-

[1] Hohel 5, 2. Vgl. Paulin. v. Nola, Brief 23, 33: „Quae autem nox intellectu spiritali putanda nisi passio domini . . ." — [2] Hohel 2, 9. Vgl. Ambrosius, Üb. Isaak 4, 32. 33, wo die „Fenster" als die Propheten gedeutet werden, „per quos Dominus genus respexit humanum, priusquam in terras ipse descenderet". — [3] Ben. Font.

reich in ihr deine Wiedergeburten! Du erfreust deine Stadt mit dem Ansturm deiner strömenden Gnade und schließest auf dem ganzen Erdenrund den Taufquell als Jungbrunnen der Völker auf. Laß ihn jetzt auf Befehl deiner Majestät die Gnade deines Eingeborenen vom heiligen Pneuma empfangen! Durch seines Lichtes[1] geheime Beimischung befruchte es dieses zur Wiedergeburt der Menschen bereitete Wasser, auf daß es Kraft der Heiligung empfange und aus dem unbefleckten Mutterschoß der Gottesquelle ein himmlisches Geschlecht entspringe, als neue Schöpfung wiederum geboren. Und die Geschlecht dem Körper, Alter der Zeit nach unterscheidet, gebäre zu einer Kindheit neu die Mutter Gnade . . .[2]" „Sei du uns gütig nahe, allmächtiger Gott, da wir dieser deiner Vorschrift folgen! Hauche du liebend (dieses Wasser) an[3]!" „Weihe du mit deinem Munde diese Wasser, die nichts als Wasser sind! Gib ihnen über die natürliche Fähigkeit zu körperlicher Säuberung hinaus auch die Kraft zur Reinigung des Geistes[4]!" „Die Kraft des heiligen Pneumas steige herab in diesen vollen Brunnen und befruchte dieses Wasser ganz und gar mit der Kraft der Wiedergeburt[5]!" „Geheiligt und befruchtet werde dieser Quell durch das Öl des Heils, den aus ihm Wiedergeborenen zum ewigen Leben[6]."

So vollzieht sich im einfachsten symbolischen Wort und Tun die heilige Weihe des Wassers, das die Mutter Kirche darstellt. Im Ritus der Taufwasserweihe erscheint die symbolische Ausdruckskraft der Liturgie zur Vollkommenheit ausgebildet. Das Wasser, unentbehrlich und lieb dem Menschen, kostbar vor allem im heißen Süden — „das Herr-

[1] Nach der ursprüngl. Fassung ist luminis, nicht numinis zu lesen. — [2] Ben. Font. — [3] Ebda. — [4] Ebda. (beim dreimaligen Anhauchen d. Wassers). — [5] Ebda. (beim dreimaligen Einsenken d. Osterkerze). — [6] Ebda.

lichste ist das Wasser[1]", sagt Pindar, der Grieche, — mußte schon seiner Natur nach besonders geeignet erscheinen, „den Mysterien Gottes zu dienen[2]". Erdentsprungen und lebensträchtig, von fließender Unbestimmtheit, holder Anmut und leichter Empfänglichkeit, ist es, wie schon die Alten sagten[3] und die Kirche in der Taufwasserweihe bestätigt[4], das wahre Bild des Weiblichen. Dunkel aus sich, wird es strahlend durch das Licht. Ewig wechselnd in Gestalt und Farbe, formt es sich nach fremdem Willen und spiegelt die Farbe seiner Umgebung. Es gehorcht dem Hauch des Windes, den Gestirnen des Himmels und der Hand des Menschen. In einer geheimnisvollen Doppelhaftigkeit seines Wesens blickt es kindliche Unschuld und dämonische Lockung, gebiert Leben und tötet Leben, bringt Gefahr und Rettung, Schaden und Heilung, Herrschaft und Untergang. Immer ist es das, was Gott oder Mensch aus ihm machen, darin eins mit der ganzen Schöpfung.

Gott gehorsam und von Gott befruchtet, erscheint das Wasser darum in der heiligen Geschichte des Alten wie des Neuen Bundes[5]. Die Liturgie aber als Vergegenwärtigung des Heilswerkes setzt nur fort und bringt im Pneumatischen zur Erfüllung, was im Anfang, vorbildlich auf die Zukunft hinweisend, im Bereich des Natürlichen begann. Auch in ihr und vorzüglich in der Liturgie dieser heiligen Nacht erscheint das Wasser wie im Urbeginn der Schöpfung als von Gott gesegneter fruchtbarer Schoß des Lebens. „Das Pneuma Gottes", heißt es, „schwebte über den Wassern[6]." Dieser nämliche Gottesatem entweht heute dem Munde des Priesters und haucht seine göttliche Kraft dem Wasser des Taufbrunnens ein. Das

[1] Pindar, Erster olymp. Siegesgesang. — [2] Miss. Rom., 2. Gebet d. sonntägl. Wasserweihe. — [3] Varro: „Femina aqua". — [4] Vgl. oben die Zitate aus der Taufwasserweihe. — [5] Vgl. Ben. Font. — [6] Gen 1, 2; 1. Proph.

Licht flammte am ersten Schöpfungstage über die Wasser des Anfangs hin, und auch heute leuchtet junges Licht — das Osterlicht — in den Taufbrunnen hinein. Der Logos, das schöpferische Wort Gottes, rief einst die Erde, das trockene Land, aus der Urflut herauf[1], und ebenso heißt auch heute der allschaffende Logos durch das Wort des Priesters eine neue Schöpfung, ein „himmlisches Geschlecht" in neuer Kindheit aus dem Taufwasser heraufsteigen. Es ist ganz offenbar: Was im Anfang geschah, wiederholt und vollendet sich heute in einem höheren Bereich. Heute wie damals sind Licht, Hauch und menschliches Wort Bilder und Gleichnisse für die unsichtbar schaffende Gotteskraft. Das Wasser aber, damals wirklicher Schoß des natürlichen Lebens, ist heute der „unbefleckte Schoß göttlichen Quells", das heißt: des pneumatischen Lebens[2] der heiligen Kirche, Bild ihrer bräutlichen Empfänglichkeit und Fruchtbarkeit. Als Licht, Duft und Hauch verbindet und vermischt der auferstandene Herr sein göttliches Leben mit der irdischen Natur der Ekklesia und erzeugt in ihr das „himmlische Geschlecht" des neuen Menschen, des Christusmenschen, der in allem das Bild seines Vaters und Erzeugers ist: ein Getöteter und durch den Tod Lebendiger. Das Wasser der Taufe hat ihn getötet und belebt, ist ihm Grab des alten und Mutterschoß eines neuen Lebens geworden. *Ein* Grab hat ihn zugleich mit Christus als Toten aufgenommen und zu unsterblichem Leben wiedergeboren: das Grab des Wassers, das eins ist mit der Erde, der es entquillt.

[1] Vgl. Gen 1, 9; 1. Proph. — [2] Vgl. Ben. Font. u. dazu die Inschrift im Bapt. S. Giovanni in Fonte a. d. Lateran. Basilika in Rom (aus der Zeit Xystus' III., 432—440):
„Virgineo faetu genitrix ecclesia natos,
quos spirante deo concipit, amne parit."
„Als jungfräuliche Mutter gebiert die Ekklesia Kinder,
die sie vom Anhauch des Herrn liebend empfangen, im Strom."

So redet das Wasser in der Liturgie der heiligen Osternacht eine geheimnisvolle symbolische Sprache, die das Mysterium dieser Nacht als heilige Hochzeit und mystische Wiedergeburt offenbar werden läßt. Allerdings wird diese symbolische Sprache erst ganz verstanden, wenn an dieser Stelle, unmittelbar auf die Taufwasserweihe auch die Taufe selbst folgt, wie es im Lateran zu Rom heute noch üblich ist und auch bei uns wieder Brauch wird. Freilich, nur die alte Weise der Taufe durch Untertauchen spricht das Mysterium in ganz klarer Symbolik aus. Wenn der Täufling in das Wasser hinabtauchte, die Wellen ihn begruben, und er dann wieder aus dem Wassergrabe auftauchte — dreimal hinab und dreimal herauf —, dann gesalbt wurde und in weißglänzendem Kleide in die von hellem Osterlicht strahlende Kirche eintrat und sich der Gemeinde der Gläubigen als einer der Ihrigen beigesellte — dann war die Auferstehung für alle bildhafte Gegenwart geworden.

Und das gilt, wie damals, so heute noch, wenn auch das Symbol bei äußerlich gewandelten Formen an Ausdruckskraft eingebüßt hat[1]. Die Taufe ist und bleibt, wie zu jeder Zeit, so vor allem in der Osternacht das sprechende Bild des Todes und der Auferstehung Christi. Im Täufling sieht die Kirche Christus ihren Herrn, der lebend aus dem Grabe wiederkehrt. Zugleich aber erscheint uns dieser aus Wasser und Pneuma Wiedergeborene auch als „Sohn der Auferstehung[2]", Sprosse der heiligen Verbindung Christi und seiner Ekklesia, Kind des Wassers und des Lichtes, geboren aus der großen Mutternacht der Liturgie: der heiligen Osternacht. Er steht inmitten der Ekklesia als die strahlende Verkörperung des Ostermysteriums, das an ihm offenbar wird als *das Mysterium des Lebens aus dem Tode.*

[1] Nach dem Rituale ist übrigens auch heute noch die immersio erlaubt und ist im „baptizo" ausgesprochen. — [2] Lk 20, 36.

V.

Das verborgene Leben

Dieses Mysterium in seiner Fülle verwirklicht zu sehen, schreitet die Kirche nun vom Taufbrunnen an den Opferaltar. Jeder Bund wird bekräftigt durch Opfer, und auch der Bund dieser Nacht wäre nicht vollkommen, würde er nicht geweiht und besiegelt mit dem Blute des Opfers. Der hochzeitliche Bund Christi und seiner Ekklesia, der in der Taufwasserweihe seine rituelle Darstellung fand und sich in der Taufe schon lebenspendend auswirkte, erlangt jetzt in der heiligen Opferfeier seine Vollendung, ja er wird unter dem Siegel des Opfers erst recht eigentlich geschlossen. Denn aus dem Selbstopfer des göttlichen Bräutigams wird die Braut geboren, und aus der Todeswunde des Geopferten strömt das Leben, das sie von ihm empfängt und als Jungfrau-Mutter an die Gläubigen, ihre Kinder, weitergibt. Darum hatte die Taufhandlung — wir sagten es bereits — nur Sinn und Wirkkraft im Hinblick auf die nachfolgende Opferfeier, und nur weil das *Ur*-Opfer einmal in der Zeit geschehen ist und täglich im Kult wiederhingestellt wird, konnte es in der Tauffeier dieser Nacht vorausgesetzt werden und zum voraus sich auswirken.

Die Kirche weiß es, und wenn sie auch in der Sorge um ihre Täuflinge, die in ihrer Geburtsnacht die Speise der Lebendigen nicht entbehren sollten, die Taufe voranstellt, so sieht sie doch die Liturgie der Ostervigil als ein einheitliches Ganzes und vergißt nicht, wo diese *eine* Feier ihren Angelpunkt und jedes ihrer Mysterien seinen Ursprung hat. In dieser Nacht begreift sie die mystische Kraft und das Allumfassende des Opfers, das sie täglich vollbringt. Mit dem Tode macht es die Auferstehung gegenwärtig, das

ganze Heilswerk; mit dem Tode Christi die Geburt der Ekklesia, mit seiner Auferstehung ihre Vermählung und das Leben ihrer Kinder. „Über diesem Opfer[1]“ wird täglich neu der heilige Bund geschlossen. Von diesem geopferten Lamme gehen die Wasser des Lebens aus, die heute den Brunnen der Taufe füllen.

Darum wären auch alle Mysterien der Osternacht nichts ohne dieses Opfer, dessen Ausstrahlungen sie sind. Erst jetzt, da der Priester an den Opferaltar tritt, überkommt uns Harrende die Gewißheit: wir stehen im Pascha des Herrn. Bisher herrschten Trauer, Buße, Reinigung, Bereitung, Sehnsucht, Erwartung; nun beginnt das Fest, die Hochzeit, das Mahl, die Freude. Das lange Fasten findet sein Ende im Paschamahl, dessen Ritus der Gründonnerstag uns überlieferte. Jetzt ist die Stunde da, von dieser Überlieferung feierlichen Gebrauch zu machen. Was der Gründonnerstag vorausnahm, wird heute gefülltere Wirklichkeit. Der Herr steht in unserer Mitte und spricht: „Sehnlich verlangte ich, dieses Pascha mit euch zu essen[2].“ Schon hat er sich erhoben und gegürtet, um uns in seinem Blute reinzuwaschen[3], die einen durch Buße, die andern durch die Taufe; nun lädt er uns als Reine an seinen Tisch, und es beginnt das Mahl, das nach dem Willen des Herrn seinen Tod und seine Auferstehung verkündigt, sein Pascha zu mystischer Gegenwart bringt.

Jetzt wird der prophetische Schleier gehoben, und aus den Bildern tritt die Wirklichkeit hervor[4]. Jetzt wird die Schöpfung neu geschaffen, und alles ist wieder „sehr gut“. Jetzt wird es Abend und Morgen: ein neuer Tag. Jetzt entschläft der neue Adam im Tode des Kreuzes, und aus seiner Seite tritt die neue

[1] Ps 49, 5. — [2] Lk 22, 15; vgl. Gründonnerst. — [3] Vgl. Joh 13, 4—11; die symbol. Deutung s. Gründonnerst. — [4] Vgl. hierzu u. z. Folg. Abschn. III: Prophetie u. Erfüllung.

Eva ins Dasein. Jetzt begräbt das Wasser die Schuld, und nicht wenige Gerechte, sondern viele Sünder werden ins Schiff der Kirche gerettet. Jetzt fliegt die Taube mit dem Ölzweig und wölbt sich der Bogen des Friedens. Jetzt opfert der himmlische Vater den einzigen Sohn, und der „Widder Gottes" stirbt, damit der Sohn des Menschen verschont bleibe. Jetzt wird „unser Paschalamm Christus geopfert[1]", und sein Blut salbt und sichert das Haus der Ekklesia gegen den Zornesengel, der das Schwert trägt. Jetzt geht uns der neue und wahre Moses auf dem Paschawege voran und führt uns durch die Wasser seiner Leidens- und Todestaufe an die Ufer der Auferstehung. Jetzt trinken die Dürstenden umsonst vom Wasser des Lebens; jetzt erscheint die göttliche Weisheit auf Erden und geht mit den Menschen um; jetzt wachen vom Donnerruf des Logos Gottes und vom Anhauch seines Pneumas die toten Seelen auf; jetzt schaut der heilige Rest der Erwählten die Gegenwart des Herrn in der Wolke und im Feuer. Jetzt essen wir Hinübergehenden vom Fleisch des neuen Paschalammes, „das auf dem Altar des Kreuzes geröstet wurde", „kosten sein rosenfarbenes Blut und leben für Gott[2]". Jetzt ruft der göttliche Jonas, auferstanden „aus dem Bauche der Unterwelt", die Heiden zur Buße. Jetzt verkündet uns der wahre und ewige Moses das neue Gesetz der Agape. Jetzt tritt der geheimnisvolle Vierte zu uns in dem Feuerofen dieser Zeit Leidenden und kühlt uns mit dem rettenden Atem seines Pneumas. Jetzt leuchtet das wahre Osterlicht auf und fällt das neue Feuer vom Himmel, dessen schöner Schein uns zu Anfang der Nacht in symbolischen Bildern erglänzte. Feuer vom Himmel verzehrt das Irdisch-Unreine unserer Opfergaben, die wir in der Gestalt des Brotes zum Altare bringen,

[1] 1 Kor 5, 7; Ep. u. Com. am Ostersonnt. — [2] Brev. Mon., Vesp.-Hymn. d. Osterzeit.

um sie zusammen mit dem ungesäuerten Brote Christus dem Vater zu opfern; und mit göttlichem Lichte umleuchtet uns der Herr, der nun Besitz von uns ergreift.

Und hier nun, wo alles bisher Geschaute und Erlebte im Opfer seine letzte Wirklichkeit erhält, hier ist Zeit und Ort für das wahre Osterlied. Hier löst sich alles Leid der vergangenen Tage, alle Übermacht des nächtlichen Erlebens in einem ersten Freudenlaut, den nichts und niemand wiedergeben kann, der einmal mit eigenem Ohr gehört und womöglich mit eigenem Mund gesungen werden muß, damit das Herz auf ewig wisse, was die Auferstehung ist. Es ist das Alleluja der Ostervigil, das erste nach langen Wochen des Fastens und der stillen Einkehr, nach Tagen mystischen Leidens und Sterbens mit dem Herrn. Wer hier hallenden Jubel erwartet, hat das wahre christliche Ostern noch nicht begriffen. Dieses Alleluja steigt mit schwerem Flügelschlag auf. Es ringt sich empor aus dem Grabe Adams und trägt an seinen Schwingen die Blutstropfen Christi. Es ist das Hochzeitslied der Osternacht, die in der Umarmung des Auferstehungstages langsam hell wird. Aber das alles sind nur Worte. Das erste Alleluja der Osternacht ist ein Mysterium und unaussprechlich wie alle Mysterien.

So wie dieses Alleluja ist das ganze Christenleben: ein zartes, verhaltenes Freudenlied, das mitten in der Leidensnacht der Zeit den Aufgang des ewigen Tages grüßt. Was diese paar Silben und Intervalle aussprechen, sollte in unseren Herzen eingegraben sein: die Gewißheit der Auferstehung in dem beständigen Sterben dieses zeitlichen Lebens. Die Gewißheit, die in der Osternacht, unmittelbar vor dem Aufklingen des Alleluja, die kurze Lesung aus dem Kolosserbrief verkündet: „Brüder, wenn ihr mit Christus auferstanden seid, dann suchet das Oben,

wo Christus zur Rechten Gottes sitzt. Habt Geschmack am Oben, nicht an der Erde! Denn ihr starbet, und euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott. Wenn Christus, euer Leben, erscheinen wird, dann erscheint auch ihr mit ihm in Herrlichkeit[1]." Das ist die Summe des Paschaerlebens, das muß es in uns bewirkt haben wie in den Neugetauften der alten Kirche: Tod mit Christus, Leben mit Christus. Tod des alten Menschen, Tod des Sündenleibes; Auferstehung des neuen Menschen, Leben im Pneuma. Im Grabe dieser Nacht muß zurückbleiben, was in uns der Erde angehört, dem „Unten", soweit es verderbt, satanisch, sündhaft ist. Das ist ja der Sinn dieser Nacht, darum heißt sie die Paschanacht: In ihr müssen wir fortgehen von allem, was wir sündhaft lieben, fort von der Sünde, fort vom Ich, fort aus „Ägypten". Eilig, denn der Engel mit dem Schwerte tötet alles, was dem „Pharao" dient. Fort aus Ägypten und hinüber in die Wüste, wo Christus mit Fasten und Beten Satan besiegt. Hinüber in die Wüste, wo Gottes Herrlichkeit im heiligen Zelte der Kirche unter uns wohnt. Und durch die Wüste weiter nach Kanaan hinüber: aus der Wüste dieser Zeit in das Gelobte Land Gottes. Hinüber in das „Oben", „wo Christus zur Rechten des Vaters thront".

Jetzt geht er hinüber, jetzt, da die mystische Opferfeier seinen Tod und seine Auferstehung verkündigt. Jetzt ist das Pascha, der Übergang vom Tode zum Leben. Auf! jetzt gilt es: wir müssen mit ihm hinüber. Diese Nacht hat das Ich getötet, lassen wir es zurück in seinem Grabe! Es wäre eine zu schwere Bürde für den Übergang; auf der Flucht schleppt man keine Toten mit. Nur die Lebenden gehen hinüber in das Oben. Die Welt lacht über uns. Warum lebt ihr, sagt sie, als lebtet ihr nicht? Sie sieht nur unseren Tod, den Leichnam unserer Sünde, unseres

[1] Kol 3, 1—4; Ep.

Ichs. Sie sieht nur, was von uns hier im Unten ist, und das ist ein Grab. Sie sieht nicht, was von uns oben ist: unsere Auferstehung. Unser Leben ist verborgen im „Oben", „mit Christus in Gott". Einmal wird es allen sichtbar werden: wenn Christus wiederkehrt am Ende der Zeiten, in der Herrlichkeit seines auferstandenen Lebens. Dieses Leben ist unser Leben; sein Glorienleib ist unser Leib. Denn wir sind mit ihm der Sünde gestorben und haben unser Irdisches begraben im Grabe der Taufe. Darum sind wir Glieder geworden am Leibe seiner Auferstehung. Wir leben mit ihm im Oben, beim Vater. Wir sind wie er dem Unten, der Erde, tot und verborgen. Sie wird uns schauen mit ihm am Jüngsten Tage.

Das ist die Hoffnung, die sich am Osterlichte entzündet: die Hoffnung der Parusie. In der Osternacht erwarteten die alten Christen die Wiederkunft ihres Herrn. Wenn Mitternacht vorüber war, wußten sie: Er zögert noch, offenbar zu kommen. Dann feierten sie das heilige Opfer und gingen im Mysterium seines Todes und seiner Auferstehung aufs neue mit ihm und zu ihm hinüber in das Oben, zum Vater. Das ist der letzte Sinn des heiligen Opfers in der Osternacht: Es vollendet das Pascha, das Hinüber; es macht die Auferstehung an uns wahr und nimmt die Parusie, das Offenbarwerden der Auferstehung, voraus. Die wahre Höhe und Vollendung der Osternacht liegt über diese Zeitlichkeit hinaus im Aufgang des Jüngsten Tages und im Morgenrot der Ewigkeit.

Und das muß der Gewinn dieser Feier für uns sein, die durch nichts zu erschütternde Gewißheit: Wir sind Zeitlose, Ewige, hinübergegangen, zu Hause im Oben. Die Leiden dieser Zeit können uns im Tiefsten nichts mehr anhaben; denn sie treffen nur das an uns, was schon tot ist. Und wir haben nichts mehr mit der Sünde zu tun; denn wir sind der Sünde gestorben. Wir haben nur noch mit Gott zu tun; denn

unser Leben lebt verborgen in ihm. Von der Osternacht muß unser Christenleben geprägt sein; dann wird es seine Wurzeln im Oben haben und im Unten nicht wanken, sondern feststehen und Frucht bringen.

Am Grabe hat die Feier dieser Nacht begonnen. Nun aber wissen wir: Das Grab ist leer. Der Engel ist erschienen und hat die Auferstehung verkündigt[1]. Das Opfer ist vollbracht. Wir haben das Fleisch des Paschalammes gegessen, wir sind hinübergegangen. Und es gibt für uns nur noch eins zu tun: dem Auftrag des Engels zu gehorchen. Den Suchenden, Zweifelnden, Ungläubigen die Auferstehung zu verkünden: „Er ist nicht hier. Er ist auferstanden, wie er gesagt hat[2]." „Das Oben suchet, wo Christus zur Rechten Gottes sitzt! Habt Geschmack am Oben, nicht an der Erde[3]!"

[1] Vgl. Mt 28, 1—7; Ev. — [2] Mt 28, 6; Ev. — [3] Kol 3, 1—2; Ep.

DIE SELIGE PENTEKOSTE

AUFERSTANDEN BIN ICH UND BIN BEI DIR

(Ostersonntag)

„Die Nacht ist vorgeschritten, der Tag hat sich genaht[1]." Dieser apostolische Mahnruf ist der Morgengruß der Kirche an jeden neuen Tag. Mit dem Apostel sieht sie in der Nacht das Bild der Sünde und des Todes, im erwachenden Tag die Wiederkehr der Gnade und des Lebens. Stärker als sonst spricht dieser symbolische Wechsel von Licht und Finsternis am Morgen des Sonntags. Der erste Tag der Woche, nach altchristlichem Sprachgebrauch die „Kyriake", der „Herrentag[2]", ist durch das Alte wie das Neue Testament gleicherweise geheiligt. Nicht nur entspricht er dem ersten Tag der Schöpfung, der mit der Erschaffung des Lichtes ordnend in das Chaos der Urzeit hineinleuchtete; als Tag der Auferstehung vergegenwärtigt er auch die Wiederherstellung des Anfangs. So bezeichnet er zugleich Beginn und Vollendung der Schöpfung, und das macht ihn nicht nur der Zeit, sondern vor allem der inneren Bedeutung nach zum

„ersten aller Tage, da
die Welt geschmückt ins Dasein tritt,
der Schöpfer aus dem Grab ersteht,
als Todbesieger uns befreit[3]."

Von frühester Zeit an war darum dieser bedeutsame Tag durch eine besondere liturgische Feier ausgezeichnet, die durch ihre wöchentliche Wieder-

[1] Röm 13, 12; Kap. d. Laud. an d. Wochentagen d. Jahres. — [2] Lat. dies dominica. Vgl. Offb 1, 10. — [3] Brev. Mon., Hymn. d. Vig. an d. Sonntagen d. Winters.

kehr die Erlösung und Neuschöpfung zur beständigen Gegenwart machte, die Christen immer von neuem in das Pascha des Herrn hineinstellte und so ihr ganzes Leben österlich prägte. Neben diesem kleinen „Osterfest" am Beginn jeder Woche bildete sich die große jährliche Osterfeier aus, und auch in ihr nahm der Herrentag allmählich eine zentrale Stellung ein. Er beschloß die *Paschanacht* und damit die Buße, das Fasten, die Trauer, den Übergang vom Tode zum Leben, vom Weinen zur Freude, und er schloß auf die *Pentekoste*, das große Fünfzig-Tage-Fest, die eigentliche Oster*feier*, das liturgische Abbild des neuen, in Christus verborgenen Lebens der Kirche, des Lebens beim Vater, im neuen Aion. Der Herrentag wurde „deshalb für den Abschluß der Nachtwache gewählt", sagt O. Casel, „weil der ‚erste Tag der Woche' (dies der ältere jüdische Name dieses Tages) von Anfang an für die Christen der ‚Tag der Auferstehung' war; und die Auferstehung wird hier nicht im Sinne eines rein geschichtlichen Ereignisses genommen . . ., sondern als die Vollendung des Erlösungswerkes Gottes, als die Grundlage des Gottesreiches der Ekklesia, als Beginn des neuen Aions aufgefaßt . . . Die Kyriake ist geradezu *das* Symbol des neuen christlichen Lebens[1]". So führte der lange Streit um den rechten Ostertermin mit innerer Notwendigkeit zum endlichen Sieg der „Herrentagbegeher"; nicht die Nacht vor dem 14. Nisan, sondern die Nacht vor dem ersten Herrentag nach Frühlingsvollmond wurde zur Paschanacht der Kirche.

Weniger durch geschichtliche als vielmehr durch symbolische Gründe erschien unter allen Herrentagen des Jahres dieser eine für seine bedeutende Stellung in der jährlichen Osterliturgie der Kirche geradezu

[1] O. Casel, Art u. Sinn d. ältesten christl. Osterfeier. Jahrb. f. Lit. 14 (1934), S. 56.

vorherbestimmt. Der Frühling schmückte (nach dem Glauben der Väter) einst den Ursprung der Welt[1]; im Frühling vollzog sich das typische Paschaopfer des Alten Bundes und die vorbildliche Erlösung Israels aus Ägypten; im Frühling endlich wurde durch das Blut des wahren Paschalammes die wahre und allgemeine Erlösung der Welt aus Tod und Sünde besiegelt. Darum ist der Frühling die gegebene Zeit für die jährliche Paschafeier der Kirche und der erste Herrentag des Frühlings das sprechende Symbol für den frühlingshaften Neubeginn des durch Tod und Sünde verwüsteten irdischen Lebens. Auf der Grenze des Jahres zwischen Winter und Sommer öffnet er das glänzende Tor zur sommerlichen Entfaltung und herbstlichen Reife des aus dem Tode Christi neugeborenen Lebens und wirft zugleich die Türen des Abgrunds zu, in dem die eisige Winternacht der Sünde und des Todes sich selbst begraben hat.

„Die Nacht ist vorgeschritten, der Tag hat sich genaht." Das Wort gilt heute in einem besonderen und einzigen Sinne. Und auch der eschatologische Charakter, der ihm von der Schrift her anhaftet, bleibt dabei in voller Gültigkeit. Vom Tag der Parusie spricht der Apostel, und dieser Tag hat sich wahrlich genaht. Mit jeder liturgischen Paschanacht versinkt die alte Sünden- und Todesnacht tiefer in den Abgrund der verzeihenden Barmherzigkeit Gottes, und mit jedem Osterherrentag hebt sich der „Morgenstern, der keinen Untergang kennt[2]", die „Sonne der Gerechtigkeit[3]" und der „wahre Tag" Christus[4] strahlender aus dem abgründigen Meer der Gottesliebe.

[1] Vgl. z. B. Ambrosius, Exameron 4, 13. — [2] Miss. Rom., Ben. Cer. am Karsamst. — [3] Mal 4, 2. — [4] Cyprian, Üb. d. Herrengeb. 35. Vgl. hierzu d. 3. Weihnachtsmesse: Was Weihnachten vorausnimmt, vollendet Ostern.

„Hæc dies, quam fecit Dominus[1]." Dieser Tag ist Gottes Werk, der wahre „dies Domini[2]" und „dies Christi[3]", der „Tag des Kyrios", der „Tag Christi", der allen Tagen der irdischen Zeit ein Ende setzt, der letzte und jüngste Tag der Erde und zugleich der erste und einzige der neuen Welt Gottes. Nicht der erste im Sinne der alten Schöpfungswoche, der auf den siebenten, den Tag der Ruhe, zuläuft, vielmehr der erste oder richtiger der *achte* nach diesem siebenten, dem heiligen Sabbat, der das im Pascha Christi vollendete Schöpfungswerk krönt und den menschgewordenen Schöpfer-Logos in die Ruhe des Grabes bettet. Aus der Sabbatruhe des erfüllten Gotteswillens erwacht die lebendige Herrlichkeit der neuen, ewigen Schöpfung, aus dem siebenten der achte Tag, aus dem Grabe Christi der verklärte Kyrios des Alls.

Heilig war die Achtzahl den Vätern. Sie bedeutet ihnen die Reinigung von der Sünde, worauf die Beschneidung am achten Tage hinweist, und drückt die Vollkommenheit aus, denn acht Seligpreisungen verkündigte der Herr als Summe des vollkommenen Christenlebens. Vor allem aber ist sie die Zahl der Auferstehung, die am Tage nach dem Sabbat, dem achten, geschah und vollkommene Reinheit schenkte, nachdem die Menschheit sich die sieben Tage der alten Weltzeit hindurch mit vielen Sünden befleckt hatte[4].

So hat sich mit dem ersten Tag der Woche, an dem der Herr von den Toten auferstand, in Wahrheit schon der achte und letzte genaht, der Tag der Parusie und des neuen Gottesreiches: der *achte* im Rückblick auf die verflossenen sieben Tage der irdischen Zeit, aber der *erste* und *einzige* in der neu anhebenden zahl- und zeitlosen Ordnung der Ewigkeit. Jenseits

[1] Ps 117, 24; Grad. — [2] Is 13, 6, 9; 1 Thess 5, 2 u. ö. — [3] Phil 1, 10. — [4] Vgl. Ambrosius, In Ps 118, Prol. 2.

der Siebenzahl, die seit Urbeginn alle irdische Zeit nach dem Willen des Schöpfers ordnet, führt dieser achte Tag sein eigenes, fremdes, unirdisches Leben. „Hæc dies, quam fecit Dominus." Gott hat ihn gemacht, erzeugt aus dem Schoße der Nacht. Geboren wurde, wie aus dem Grabe Christi der neue Mensch, so der Ostertag aus der Paschanacht. Darauf deutete schon Moses hin, als er schrieb: „Abend ward und Morgen ward: ein Tag[1]." Nicht zuerst Morgen, sondern zuerst Abend; denn „Finsternis bedeckte den Abgrund[2]", und „Gott sprach: Es werde Licht[3]!" Die Schöpfung bildete das Heilswerk vor: Auch Christus leuchtet als Licht in die Finsternis[4]. Bei seinem Tode ward „Finsternis auf der ganzen Erde[5]"; aber den Auferstandenen fanden die Jüngerinnen, „als die Sonne eben aufgegangen war[6]". Prophetischen Geistes schaute Moses rückwärts auf das Werden der irdischen Zeit und vorwärts auf den Anbruch der Ewigkeit, und während er den ersten Schöpfungstag des Anfangs beschrieb, kündigte er zugleich den kommenden Tag der Auferstehung und des ewigen Lebens an: „Vespere et mane: dies unus — Abend und Morgen: der *eine* Tag", der da ist Christus der Herr, das Leben und das Licht der Menschen[7].

Ihn meint in tieferem Sinne das Evangelium der heutigen Messe: „Früh am Morgen des ersten Wochentages kamen sie zum Grabe; die Sonne war schon aufgegangen[8]." Erregend spielt der geheime Doppelsinn um die einfachen und scheinbar ganz eindeutigen Worte des Evangelisten. Am ersten Tage einer neuen Sabbatwoche meinen die Frauen hinauszugehen. Sie wissen nicht, daß dies in Wirklichkeit ein Tag ganz anderer Ordnung ist: der Tag der Auferstehung und der Ewigkeit, dessen Sonne — Chri-

[1] Gen 1, 5. — [2] Gen 1, 2. — [3] Gen 1, 3. — [4] Vgl. Joh 1, 5. — [5] Lk 23, 44. — [6] Mk 16, 2; Ev. — [7] Vgl. Joh 1, 4. — [8] Mk 16, 2; Ev.

stus — schon aufgegangen ist. Sie gehen, um den Toten mit irdischen Salben vor der Verwesung zu schützen, während er als Lebendiger ihrer wartet, um sie mit himmlischer Salbung unsterblich zu machen. Sie fragen sich sorgend, wer ihnen die Last des „sehr schweren" Steines vom Grabe wegwälzen wird, und wissen nicht, daß der viel schwerere Stein, der die Menschheit im Grabe des Sündentodes verschloß, in diesem Augenblick schon gehoben ist. Erst als sie den Engel sehen und die Botschaft hören, wird es auch für sie wahrer Tag. Sie hören und begreifen: „Er ist auferstanden; er ist nicht hier[1]." *Nicht hier*, am irdischen Ort und in der irdischen Zeit, sondern im Tage der Auferstehung und in der Ewigkeit Gottes.

Den wunderbaren Anbruch dieses Tages mitten in der scheinbar unveränderten Fortdauer der irdischen Zeit hat uns die Paschanacht vergegenwärtigt. Nun schauen wir frohlockend seine Herrlichkeit in der Liturgie des Osterherrentages. Mitten in der Nacht ist uns die „Sonne der Gerechtigkeit" aufgegangen, die jetzt den heiligen Raum der Mysterien füllt. In ihrem Lichte hat die Ekklesia sich, wie einst die frommen Myrrhenträgerinnen des Evangeliums, auf den Weg gemacht; nicht mit gefülltem, sondern mit leerem Salbgefäß, um den „Wohlduft Christi[2]", des Auferstandenen, darin zu bergen und die „Salbung vom Heiligen[3]" zu empfangen. Und nicht in Sorge wie jene, sondern in der freudigen Gewißheit der Auferstehung jubelt sie über das geöffnete Grab der Menschheit und verkündet der Welt: „Ich sah das Grab des lebendigen Christus und die Herrlichkeit des Erstandenen. . . Christus ist auferstanden, meine Hoffnung[4]!" „Preiset den Herrn, denn er ist gut! Ewig währt sein Erbarmen[5]!"

[1] Mk 16, 6; Ev. — [2] 2 Kor 2, 15. — [3] 1 Joh 2, 20. — [4] Ostersequenz. — [5] Ps 117, 1; Grad.

Und nun ist sie wirklich angekommen, mit diesem Lobpreis der Barmherzigkeit angekommen *beim Vater*. Mit dem Auferstandenen über Zeit und Grab hinausgeschritten, eingegangen ins ewige Leben. Der Herr „hat Sions Gefangenschaft gelöst", und einer „Träumenden" gleich[1] sieht die Ekklesia im Lande der neuen Freiheit staunend sich um. Sie erkennt den himmlischen Ort, über dem der neue achte Tag sein zeitloses Licht leuchten läßt. „Durch deinen Eingeborenen hast du uns die Pforte zur *Ewigkeit* aufgeriegelt[2]", spricht sie voll Dankbarkeit zum Vater. Unwirklich wie ein Traum erscheint ihr nun der Übergang der Paschanacht, unfaßbar im Erwachen dieses neuen Morgens. Im Tode war sie, im Grabe war sie, im Meere des Untergangs, und findet sich wieder — im Schoße des Vaters. Mit Christus beim Vater. In ihren sterblichen Gliedern noch unterwegs auf der Straße des Übergangs, aber in Christus, dem verklärten Haupte, angekommen beim Vater: „Auferstanden bin ich und bin bei dir[3]."

„*Adhuc* tecum — *nunmehr* bei dir." Zeit und Erde, Sünde, Tod und Grab und Hölle habe ich durchschritten — wie dein Sohn, mit deinem Sohne —, und nun bin ich bei dir. Wie im Traume bin ich gegangen und glaubte mich fern und verlassen von dir. Aber: „Posuisti super me manum tuam — du hast deine Hand auf mich gelegt[4]." Du hast mich nicht losgelassen. Deine Hand und dein Wille — die Vaterhand und der Liebeswille — haben mich mit allmächtiger Kraft auf den Weg getrieben und ans Ziel geführt: durch den Tod in das Leben. Deine Hand, lastend und lösend zugleich, hat dem Menschen aufgelegen von Stund an, da er sündigte und aus dem Paradiese der Gottesgemeinschaft verbannt wurde. Unter dem Fluch und der Gnade dieser Hand ist

[1] Ps 126, 1. — [2] Or. — [3] Ps 138, 18; Intr. — [4] Ps 138, 5; Intr.

Adam seinen Büßerweg gegangen, hat Christus den Sühnetod am Kreuze gelitten, haben wir, die Glieder seines Leibes, im mystischen Tode der Taufe und im kultischen Geschehen dieser heiligen Nacht sein Pascha mitvollzogen, sind mit ihm gestorben, hinübergegangen und beim Vater angekommen. Christus spricht, der Gottessohn zu seinem Vater; Adam spricht, der Mensch zu seinem Schöpfer; die Kirche spricht, die Gottesgemeinde der erwählten Adamssöhne und Christusglieder, die Braut zum Vater ihres Herrn: „Ich bin vom Tode auferstanden, und nun bin ich bei dir."

So faßt der Introitus der Ostersonntagsmesse das ganze Paschageschehen, ja mehr noch: das ganze Heilswerk und die heilige Jahresliturgie, die es gegenwärtig macht, in dieses kleine Sätzchen zusammen: „Auferstanden bin ich und bin bei dir." Die mystische Tiefe des vierten Choraltones gibt den Worten die jenseitige, göttliche Stille, die es unzweifelhaft macht: wir sind im „Oben". Christus hat „die Pforte zur Ewigkeit aufgeriegelt", und die Ekklesia ist eingetreten. Der Mensch ist heimgekehrt an das Herz seines himmlischen Vaters. Die Zwiesprache zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen dem ewigen Ich und seinem geschaffenen Du, die im Sündenfall jählings verstummte, hat heute ihre nieendende Fortsetzung, ihr letztes erfüllendes Wort gefunden. Endlich hat das Schlangengift, das die Zunge Adams lähmte, seine schädigende Kraft verloren. Das Blut Christi hat die Stummheit des sündigen Menschen geheilt. Endlich vermag er Antwort zu geben auf die alte Gottesfrage: „Adam, wo bist du[1]?" „Auferstanden bin ich und bin bei dir." Schmerzliches Erinnern an das Vergangene — die Sünde und das Bußleiden — zittert in den Worten nach. Aber das Glück der Erlösung, die Heimkehr-

[1] Gen 3, 9.

freude, der unendliche Dank für alles, was war und was ist — auch für das Leiden, für die Buße, für den Tod und das Grab —, triumphiert über den leidvollen Unterton, oder nein, zieht vielmehr aus ihm seinen Glanz und seine Süße. „Posuisti super me manum tuam." Schwer war deine Hand; aber es war die Hand des Vaters, und sie hat mich an sich gezogen für immer.

Wunderbar wächst nun aus der neuen Gottesgemeinschaft die Gnosis auf. Die Frucht, die der Mensch im Paradiese vor der Zeit und wider das Gebot des Schöpfers kosten wollte, schenkt sich dem Heimgekehrten von selbst durch die Güte des Vaters. Das zeitlose Licht des achten Tages gießt „wunderbares Erkennen[1]" in das Herz des Menschen aus. Staunend begreift er den ewigen Heilswillen Gottes, der in der Menschheitsgeschichte am Werk ist: „Du hast mich geprüft, Herr. Du kanntest (von Ewigkeit her) mein Darniederliegen (in der Sünde und im Sündentode) und mein Auferstehen[2]."

Symbol für diese neue Gottesgemeinschaft, dieses Kosten der Erkenntnisfrucht im Lichte der Ewigkeit, ist das Opfermahl in der Messe des Osterherrentages. Vom Osterbrote der heiligen Eucharistie ißt sich der zu Gott auferstandene Mensch die tiefe Einsicht in den Heilsplan der göttlichen Liebe. Darum gipfelt die Messe, die mit der stillen Zwiesprache zwischen Vater und Sohn begann, in dem lauten Freudenruf an die brüderliche Gemeinde der Miterlösten: „Unser Osterlamm ist geschlachtet worden: Christus. Darum kommt, laßt uns Mahl halten, essen vom ungesäuerten Brote der Lauterkeit und Wahrheit, alleluja[3]!" Was der Gründonnerstag vorausnahm, was die heilige Paschanacht auf ihrer Höhe zur Wirklichkeit machte, das wiederholt sich

[1] Ps 138, 6; Intr. — [2] Ps 138, 1—2; Intr. — [3] 1 Kor 5, 7—8; Ep. u. Com.

und setzt sich fort in der heutigen Festmesse. Der himmlische Vater, voll Freude über die Heimkehr des verlorenen Sohnes, lädt ihn zu Tische, und der ältere Bruder des Heimgekehrten, der ewige Gottessohn, ohne Neid auf die Liebe, die dem Sünder zuteil wird, bietet sich selbst als „jähriges Lamm" und „ungesäuertes Brot" zum Mahle dar.

Und mit dem Genuß dieses mystischen Osterbrotes erwächst in den Herzen der feiernden Mahlgenossen die himmlische „Eintracht[1]", die sie in der Agape des Vaters zum Einen Leibe Christi macht: zu der Einen Ekklesia Gottes, zu dem Einen bräutlichen Du des Einen ewigen Ich, zu dem Einen neuen Adam. In Wahrheit: wieder aufgeriegelt ist das Paradies — der Eine Gott mit seinem Einen Menschen. „Adam, wo bist du?" „Auferstanden bin ich und bin bei dir!"

BLEIBE BEI UNS, HERR, ES WILL ABEND WERDEN!

(Ostermontag)

Die Messen der Osteroktav tragen ein ganz einheitliches Gepräge: sie geben Zeugnis von der Auferstehung[2], sie besingen das Glück der Taufe und des neuen Lebens[3], sie leuchten von der wiederholten Erscheinung des auferstandenen Herrn[4]. Wie von der ganzen Osterzeit, der „seligen Pentekoste" insgesamt, so gilt von diesen sechs Tagen im besonderen, daß sie alle zusammen nur ein einziger leuchtender Festtag sind: der unsterbliche Tag, den die mütterliche Paschanacht geboren hat. „*Das* ist der Tag, den der Herr erschuf[5]": unser getauftes Sein, unser Paschaleben. „Auf! wir wollen uns freuen in

[1] Postc. — [2] Vgl. die Episteln. — [3] Vgl. die Gesänge. — [4] Vgl. die Evangelien. — [5] Ps 117, 24; Grad.

ihm[1]!" Denn es ist wirklich lebendig, dieses Leben; er ist wirklich aufgegangen, dieser Tag. Der Engel hat den Stein vom Grabe weggewälzt, in dem unser Leben tot lag[2], und „der Herr ist auferstanden und dem Petrus erschienen[3]". Petrus aber ist der Felsen, auf dem die Kirche erbaut wurde, und der auferstandene Herr ist der Tag, der ihr leuchtet. Welch ein Tag! Gott hat ihn gemacht. Niemals kann er untergehen; denn „Christus, der von den Toten Auferstandene, stirbt nicht mehr[4]".

Und dennoch: „Es will Abend werden", sagt das heutige Evangelium, „und der Tag hat sich schon geneigt[5]." Schon? der unsterbliche? Er hat sich geneigt, der kaum emporstieg? Es will Abend werden? und ist doch noch „früh am Morgen", und „die Sonne ging eben erst auf[6]?" Aber so steht es da und läßt sich nicht wegdeuten. Die Jünger sprechen zu dem auferstandenen Herrn. Zum „Tage" sagen sie: „Bleibe bei uns[7]", denn sie fürchten die Nacht. Tag war es, als sie sich auf den Weg machten, so meinten sie; aber in ihnen dunkelte die Nacht des Zweifels und des Unglaubens. Abend ist es jetzt geworden, wie sie sagen. Sie wissen nicht, daß in Wahrheit der Tag mit ihnen geht, ja daß er schon in ihren Herzen leuchtet, unsterblich und unvergänglich. Noch sind ihre Augen gehalten. Noch sehen sie den Tag wie halbe Dämmerung und wissen im Zwielicht ihres Zweifels nicht: geht es zum Abend oder zum Morgen? Sie klammern sich an die Gestalt, die sie sehen, und nicht an die unsichtbare Gegenwart, die in ihnen wirkt. Der Tag muß noch heller leuchten, um ihre Nacht für immer zu besiegen. Der fremde Pilger geht mit ihnen zu Tische, und da er das Brot bricht, erkennen sie den Herrn.

[1] Ebda. — [2] Vgl. Mt 28, 2; All.-V. — [3] Lk 24, 34; Com. — [4] Röm 6, 9; Com. am Ostermittw. — [5] Lk 24, 29; Ev. — [6] Mk 16, 2; Ev. am Ostermont. — [7] Lk 24, 29; Ev.

Im „Fremdling“ wird der Herr erkannt, und er wird erkannt „beim Brotbrechen“. Christus als der göttliche Fremdling, in dem wir Heimat haben, und die Mahlgemeinschaft mit ihm als Quelle des Lebens und der Erkenntnis — das sind die beiden Teilmysterien im Ganzen der großen Osterwirklichkeit, die aus dem schlichten Tatsachenbericht des heutigen Evangeliums aufleuchten und in der nachfolgenden Opferfeier für uns Leben werden. Die Jünger erkennen im „Fremdling“ nicht den Christus, weil sie den Christus noch nicht als „Fremdling“ erkannt haben. Noch halten sie ihn für einen Bürger dieser Welt, den Sohn und vorbestimmten König Israels, und fühlen sich in ihrer nationalen Hoffnung getäuscht, weil der Tod den Gottgesandten scheinbar hinweggerafft hat. Aber gerade darum kommt er nach seiner Auferstehung als Wanderer zu den Wandernden. Die Fremdlings- und Pilgergestalt soll ihnen das Gleiche sagen wie später die Deutung der Heiligen Schriften: „*Mußte* nicht der Christus dieses leiden und in seine Herrlichkeit eingehen[1]?“ *Mußte* er nicht, der im Himmel zu Hause ist und ewig im Schoße des Vaters ruht, als „Fremdling“ (peregrinus) und Wanderer dem Menschen nachgehen, um ihn, der durch die Sünde Gott „fremd“ geworden und „weit fort“ (peregre) von seiner Paradiesesheimat gezogen war[2], in die ewigen Wohnungen heimzuholen? Langsam erkennen es die Jünger, und in dem Maße, wie die Erkenntnis wächst, wird ihnen auch die Gestalt durchsichtig. Ihr Herz entbrennt von der großen Liebe, die den Herrn der Himmel zum Erdenpilger gemacht hat, und im Lichte dieser Liebe nimmt das Fremdlings- und Pilgergesicht die vertrauten Züge des Herrn an. Bleibe, bitten sie den nun schon nicht mehr Fremden, bleibe, damit das Feuer unserer Herzen brennend bleibe, das Licht der Heimat, die Agape!

[1] Lk 24, 26; Ev. — [2] Vgl. Lk 15, 13.

Antwort auf ihre Bitte ist das gemeinsame Mahl. Wieder ein Abendmahl. Nicht freilich jenem letzten gleich am Abend vor dem Leiden, und doch auf sonderbare Weise jenem ähnlich. Auch heute, auch diesen beiden, die damals nicht zugegen waren, *gibt* sich der Herr beim Mahl. Er gibt sich zu *erkennen*. „Ihre Augen wurden aufgetan[1].“ Das Wort klingt wie vom Anfang der Jahrtausende herauf. Das erste gemeinsame Mahl zweier Menschen, von dem wir wissen, ist das Essen der verbotenen Frucht im Paradiese, und auch davon heißt es: „Die Augen beider wurden aufgetan[2].“ Erkenntnis des Bösen und Tod aßen sich die Stammeltern von der Frucht des verbotenen Baumes; Erkenntnis Gottes und ewiges Leben essen sich die Jünger Jesu vom Brote, das der Herr ihnen reicht. Auf eine verlorene Heimat fiel damals der fahle Blitz der Erkenntnis und trieb den Menschen auf die Wanderschaft, weit fort von Gott; heute leuchtet neu und unverlierbar die wiedergefundene Heimat auf. Als Wanderer ist Gott zu den Wandernden gekommen, um als Heimat ihnen nahe zu sein.

Dieses glückselige Innewerden einer neuen Lebenseinheit mit Gott in dem auferstandenen Christus ist das Erkennen „beim Brotbrechen“, von dem der heilige Text spricht. Und daß die Jünger es als wahre Erfüllung ihrer Bitte auffassen, geht aus dem Folgenden hervor. Nach dem Mahle kümmert es sie nicht mehr, daß der Fremdling ihnen entschwindet. Sie sind seines „Bleibens“ auf eine neue Weise gewiß geworden. Das Brennen ihrer Herzen begreifen sie nun als die wahre Herdwärme der wiedergewonnenen Gottesheimat, das Licht ihres Innern als die stetig leuchtende Gegenwart des „Wanderers“. Und dieses Feuer ihrer Seelen drängt mächtig auf neue Wanderschaft in die Nacht hinaus, um den

[1] Lk 24, 31; Ev. — [2] Gen 3, 7.

Brüdern die frohe Botschaft von der wiedergefundenen Heimat zu bringen.

„Die Christusliebe drängt uns[1]", könnten auch sie sagen, wie nach ihnen Paulus und Hunderte und Tausende anderer; denn was sie erlebt haben, ist symbolisch für die wunderbare Erfahrung aller Jünger und Jüngerinnen des Herrn. Sie alle hat die Begegnung mit dem göttlichen Pilger zu unermüdlichen Wanderern gemacht, die nur noch *ein* Ziel kennen: der Welt zu verkünden, daß die himmlische Heimat uns armen Verbannten nachgewandert ist in das Elend der Sünde. Als Zeugen der Auferstehung bekennen sie sich zu dem „einzigen Fremdling[2]" in dieser Welt des Todes, dem von Gott ausgegangenen und zu Gott auferstandenen Christus Jesus. So hören wir heute Petrus bezeugen: „. . . Wohltaten spendend ging er vorüber . . . Sie haben ihn getötet, indem sie ihn am Holze aufhängten. Gott aber hat ihn am dritten Tage auferweckt und ihn offenbar werden lassen, . . . uns, die wir mit ihm gegessen und getrunken haben, nachdem er von den Toten auferstanden war[3]." Im Tode hat er das prophetische Wort des Psalmisten wahr gemacht: „Fremd ward ich meinen Brüdern, ein Fremdling bei den Söhnen meiner Mutter[4]." „Außerhalb des Lagers[5]", vor den Toren Jerusalems, als ein Geächteter und Ausgestoßener hing er zwischen Himmel und Erde am Kreuze, heimatlos, und in einem fremden Grabe fand er seine Ruhestätte. Aber durch seine Auferstehung hat er sich den Seinen als der im Himmel ewig Beheimatete erwiesen. Als leidender Mensch ist er ihnen Weg und Wandergefährte geworden, als Auferstandener Ankunft und Heimat. Er hat sie eingeführt in das „milch- und honigfließende Land[6]",

[1] 2 Kor 5, 14. — [2] Lk 24, 18; Ev. — [3] Apg 10, 38—41; Ep. — [4] Ps 68, 9. — [5] Vgl. Hebr 13, 11—14. — [6] Ex 13, 5; Intr.

in das Emmaus der Kirche, wo der Tisch des „Abendmahles" gedeckt ist und „beim Brotbrechen" der „Fremdling" erkannt wird.

„Beim Brotbrechen" — das ist das Entscheidende. Darauf gründet sich der Glaube der Jünger und das Zeugnis von der Auferstehung. Die Emmausjünger erzählen, „wie sie den Herrn beim Brotbrechen erkannt haben[1]", und auch Petrus betont: „Wir haben mit ihm gegessen und getrunken[2]." Immer wieder finden wir in den Evangelienperikopen dieser Woche bei den österlichen Begegnungen der Jünger mit dem Herrn das Mahl erwähnt. Gewiß hatte dieses gemeinsame Essen und Trinken zunächst den Sinn, die Jünger an die verklärte, aber ganz wahre Leiblichkeit des Auferstandenen glauben zu machen. Doch darüber hinaus hatte die österliche Mahlgemeinschaft mit dem Herrn die viel tiefere Bedeutung, Symbol der wiedergewonnenen Teilhabe an Gott und der neugeschenkten gnadenhaften Erkenntnis zu sein, die einst im Paradiese durch das Essen der verbotenen Frucht verlorenging. Diesen tiefen Sinn — wir erkannten es schon gestern — hat das Wort vom Erkennen „beim Brotbrechen" vor allem im Munde der Kirche. Sooft sie das eucharistische Brot bricht, begeht sie ja das Paschamahl, das feierliche Gedächtnis des Todes und der Auferstehung des Herrn, wodurch wir in ihn verwandelt, mit ihm geeint, seines Lebens und seiner Erkenntnis voll werden. Was könnte uns den Pilger von Emmaus besser offenbar machen als der Genuß dieses Mahles, das weit mehr noch als das vorbildliche Pascha Wanderspeise und Mahl des Übergangs, heilige Wegzehrung ist, „das Sakrament derer, die aus der Fremde aufgebrochen sind nach dem Vaterland, der Wanderer zwischen zwei Reichen, die herausgerufen und hinausgetrieben sind aus dem Weltreich und

[1] Lk 24, 35; Ev. — [2] Apg 10, 41; Ep.

nun wachend, wartend und eilend dem Gottesreich entgegengehen[1]".

Soweit ist die heilige Geschichte, die wir heute vernehmen, einleuchtend und wunderbar tröstlich. Wir verstehen, auf welche Weise sie für uns und an uns in der heiligen Liturgie Leben und Wirklichkeit wird, und begreifen es, wenn die Kirche ihre Freude über das Erkennen „beim Brotbrechen" bis in die dritte und vierte Osterwoche hinein in kleinen Antiphonen von großer mystischer Tiefe aussingt. Aber weniger durchsichtig ist, warum sie sich auch das andere entscheidende Wort des heutigen Evangeliums zu eigen gemacht hat. Täglich während der ganzen „seligen Pentekoste" wiederholt sie im Abend- und Nachtgottesdienst die Bitte der Emmausjünger: „Bleibe bei uns, Herr, es will Abend werden[2]!" Was soll dieses Wort in unserem Munde, die wir doch angekommen sind, eingetreten in das Gelobte Land, in das Emmaus der Kirche, die wir längst in den göttlichen Mysterien des Altares und eben erst von neuem in der heiligen Osterfeier des Herrn gewiß geworden sind, ihn erkannt haben als Fremdling um unsertwillen und zugleich als Heimat?

Die Verwendung im kirchlichen Abendgebet, der Vesper, kennzeichnet die Bitte als abendlichen Lichtruf, wie wir ihn aus vielen Vesperhymnen des Jahres kennen. Immer befällt die Kirche mit sinkendem Tage die Furcht vor dem „häßlichen Chaos[3]", und unwillkürlich wendet sich ihr Blick, wenn die „Sonne von Feuer[4]" niedergeht, zu dem „abendlosen Lichte[5]" — Christus. Es ist kein Zweifel an seiner immerwährenden Gegenwart, was sich in dieser

[1] Wilh. Vischer, Das Christuszeugnis des A. Test. I (München 1936), S. 214. — [2] Lk 24, 29; Vers. d. Vesp. u. d. Vig. d. Osterzeit. — [3] Brev. Mon., Vesp.-Hymn. d. Sonnt. — [4] Ebd., Vesp.-Hymn. d. Samst. — [5] Methodios v. Phil., Hymn. d. Jungfr. im Symposion 6.

Abendbitte der Liturgie ausspricht. Im Gegenteil: heller als je fühlt die Kirche sich gerade jetzt, in der Pentekoste, vom Licht, das keinen Abend kennt, umleuchtet. Aber um so finsterer sieht sie dagegen auch die Nacht dieses Säkulums dunkeln. Sie weiß, daß das Licht *bleibt*. Aber sie fürchtet die wandelbare und fehlbare Natur ihrer irdischen Glieder. Sie können der Versuchung der Nacht nachgeben, aus dem Licht des immer bleibenden Tages hinaustreten und in die lockende Finsternis der Sünde sich verlieren.

Dieser Gefahr bleibt die Kirche sich auch jetzt, mitten im Jubel der Pentekoste, bewußt. Offenen Blickes sieht sie die Zeichen der Zeit. Sie weiß: „Es ist die letzte Stunde[1]"; denn „das Mysterium der Gesetzlosigkeit ist schon wirksam[2]", und „weil die Gesetzlosigkeit überhandnimmt, erkaltet die Liebe vieler[3]". Im „Tage, den Gott erschuf", fühlt die Kirche die kalten Schatten des „Abends", die das neue Licht ihrer Kinder bedrohen. Sie sieht die glänzende Unschuld der Neugetauften; sie sieht die österliche „Neuheit" aller. Alle im „milch- und honigfließenden Lande" der Verheißung, und das „Gesetz Gottes[4]", die Agape, in aller Munde: „Gut ist Gott, und sein Erbarmen währt ewig[5]."

Daß sie *so* bleiben, daß wir alle *so* bleiben — darum ruft die Kirche allabendlich in der Osterzeit zum Herrn. Bleibe! beten wir und wollen sagen: Gib, daß *wir* bleiben! Dort bleiben, wohin die Osterfeier uns von neuem geführt hat: in Emmaus, dem Hause der Kirche und der „Gemeinschaft des Brotbrechens[6]". Denn allzeit sind wir unterwegs im Abend dieser Weltzeit, flüchtend vom Orte des Todes und des Grabes, aber zu Hause im Emmaus der Kirche, wo wir der Auferstehung gewiß werden. Daß wir

[1] 1 Joh 2, 18. — [2] 2 Thess 2, 7. — [3] Mt 24, 12. — [4] Ex 13, 5, 9; Intr. — [5] Ps 117, 1; Grad. — [6] Apg 2, 42.

dieses himmlische Zuhause in der irdischen Nacht nicht verlieren, ist unsere Osterbitte an den Herrn. Bleibe! bitten wir ihn und meinen: Laß deine Kirche bleiben! Laß deine Mysterien bleiben bis ans Ende! Bleibe! betet die Kirche und wünscht, das Wort zu hören, das dem Liebesjünger gesagt wurde: „Ich will, daß dieser bleibe, bis ich komme[1]." Bleibe! betet die Kirche täglich in dieser Osterzeit zur Stunde des „Abendopfers" Christi. Und täglich antwortet ihr der Herr am Morgen, zur Stunde der Auferstehung, „beim Brotbrechen" am Altare: Ja, ich will, daß diese — meine Kirche — *so* bleibe, bis ich komme: Haus des Brotes, Stätte der Erkenntnis, Gegenwart der Auferstehung, Bild des ewigen Bleibens.

ER TRÄNKTE SIE MIT DEM WASSER DER WEISHEIT

(Osterdienstag)

Bleiben und Erkennen — das war das Doppelthema der gestrigen Messe. Es ist *das* Thema der Osterzeit. Die Liturgie der Quadragesima spiegelt die zeitliche Wüstenwanderung des Christen, Kampf und Mühsal seines Erdenlebens; die freudige Quinquagesima nach Ostern ist Bild seines ewigen Bleibens im Hause des Vaters. Das Bleiben aber wird gesättigt mit der Schau, und dem Ruhenden leuchtet das Licht der Gnosis.

„Ich bin auferstanden und bin bei dir[2]", spricht der auferstandene Christus zum Vater. Und der Vater antwortet ihm: „Wunderbar ist deine Gnosis geworden[3]." Die Seligkeit des Heimgekehrten ist die Schau des verborgenen Wesens Gottes und

[1] Joh 21, 22. — [2] Ps 138, 18; Intr. am Ostersonnt. (vgl. dort). — [3] Ps 138, 6; vgl. Anm. 2.

seines Heilsplanes. „Niemand hat je Gott geschaut. Der eingeborene Gott, der im Schoße des Vaters ist, er hat Kunde gebracht[1]." Im Schoße des Vaters ruht der auferstandene Christus wie von Anbeginn und beschaut die Mysterien der göttlichen Liebe. Aus dieser himmlischen Schau fließen die Worte der Weisheit, mit denen der verklärte Herr die Herzen seiner Jünger erquickt, wenn er ihnen in den Tagen der „seligen Pentekoste" erscheint und „ihnen den inneren Sinn aufschließt, damit sie die Schrift verstehen[2]". Es ist auch heute noch das Entzücken der Kirche in den österlichen Tagen einer vorausgenommenen himmlischen Ruhe und Seligkeit, diesen Trank der Weisheit, diese Früchte gnadenhafter Erkenntnis aus dem Paradiese zu empfangen, wo der göttliche Geliebte nach seiner Auferstehung aufs neue Wurzel geschlagen hat. Nun ist er ihr in Wahrheit zum Baum des Lebens geworden, den sie mit den Frauen im Grabesgarten umfangen hält[3], um Frucht der Weisheit von ihm zu pflücken. Im Osteroffizium singt sie von ihm: „Aus dem Munde des Klugen fließt Honig hervor. Wabensüße birgt sich unter seiner Zunge. Honigseim enttr äufelt seinen Lippen. Weisheit ruht in seinem Herzen und Klugheit in der Rede seines Mundes[4]." Und wie vom auferstandenen Herrn, so gilt das in gleicher Weise von den Gliedern seines Leibes. Auch von dem heiligen Apostel singt die Kirche in der Osterzeit: „Weisheit ruht in seinem Munde", und von dem in Gottes Ruhe eingegangenen Martyrer: „Er speiste ihn mit dem Brote des Lebens und der Erkenntnis, und mit dem Wasser der Heilsweisheit tränkte ihn der Herr unser Gott[5]."

[1] Joh 1, 18. — [2] Lk 24, 45; Ev. — [3] Vgl. Mt 28, 9. — [4] Hohel 4, 11 u. Sprichw 14, 33; 6. Resp. d. Vig. d. Ostersonnt. — [5] Sir 15, 3; Kap. d. Sext a. d. Martyrerfest. d. Osterzeit.

Ja selbst von den noch auf Erden weilenden Christusgliedern glaubt die Kirche, daß sie Anteil haben an der süßen Frucht der Auferstehung, die ihr Herr und Haupt im Schoße des Vaters genießt. Was den Seligen die Anschauung Gottes schenkt, das gewähren uns noch im Fleische Wandelnden die Mysterien der heiligen Liturgie. Wir haben in der heiligen Taufe vom „Weisheitswasser" getrunken, und beim Opfermahle der heiligen Messe erkennen wir den Herrn. Soeben haben die Mysterien der heiligen Paschanacht uns aufs neue mit dem göttlichen Fremdling in die ewige Heimat hinübergeführt. Mit dem geweihten Osterlicht ist uns himmlische Gnosis geschenkt worden, und bei der Lesung der prophetischen Bücher hat der auferstandene Herr selbst uns den Sinn der Schrift erschlossen. Mit den Täuflingen sind auch wir wiederum an den Weisheitsbrunnen geführt worden, und beim heiligen Osteropfer hat uns das Essen der „ungesäuerten Brote" der Auferstehung gewiß werden lassen. Gestern noch hat sich uns das himmlische Emmaus aufgetan und ist uns „beim Brotbrechen" der Wanderer als der ewig Bleibende aufgeleuchtet. Jubelnd singt darum die Kirche im heutigen Introitus nicht nur von ihren Taufkindern, sondern von uns allen durch heilige Mysterien „Erleuchteten": „Sie wurden getränkt mit dem Wasser der Weisheit. Stark wird sie in ihnen, da gibt es kein Wanken. Die Weisheit wird sie erhöhen auf ewig[1]."

Der österliche Jubel des Liedes ist noch gespeist vom Mysterienglauben der alten Kirche. Das Tauferlebnis ist voll gegenwärtig. Die Wasser der Weisheit rauschen. Sie tragen den Duft des Paradieses mit sich, aber auch den bitteren Geschmack des Blutes, das zugleich mit ihnen dem durchbohrten Herzen des Erlösers entsprang. Gabe der Mysterien

[1] Sir 15, 3—4, 5; Intr.

ist das Ostergeschenk der heiligen Gnosis, und sie machen uns sein Wesen offenbar: Die Erkenntnis ist Frucht vom Todesbaum, wie der Tod die Frucht des Erkenntnisbaumes war. Der erste Mensch aß vom Baume der Erkenntnis und starb; das Todeswasser aus der Seite des sterbenden Gottmenschen ist zum „Wasser der Weisheit" geworden. Erkenntnis wider Gottes Willen brachte Tod über die ganze Welt; der Tod des einen Gehorsamen schenkt allen Weisheit.

Wir rühren hier an eine der tiefsten Wahrheiten des Christentums, wie denn überhaupt die heilige Osterliturgie in das Herz des Christentums hineinführt und sein innerstes Wesen offenbar macht. Bleiben und Erkennen — die Frucht der Auferstehung und die Ostermorgengabe Christi an seine Kirche — ist Ziel und letzte Bestimmung des Menschen. Nicht Tat und Leistung ist das Erste, sondern Bleiben und Erkennen, wie auch nicht der Mensch das Erste ist, sondern Gott. Denn Gott ist Leben und Logos, Sein und Erkennen; sein Wirken ist nicht Tat und Kampf im Sinne menschlicher Leistung. Aber auch der Mensch ist nicht ursprünglich und seinem Wesen nach Wanderer und Kämpfer, sondern als Ebenbild Gottes geschaffen zum „Sein-wie-Gott". Gott ruht in sich und beschaut sich selbst in allem Geschaffenen. Der Mensch aber ist bestimmt, in Gott zu ruhen und in Gott sich selbst und alles Geschaffene zu beschauen. Erst die Sünde des Stolzes führte zu prometheischer Tat und zum Kampf mit Gott. Dieser von Satan entfesselte Kampf aber führte auch Gott dazu, sich als Menschgewordener in den Kampf zu mischen, um ihn durch seinen Sieg ein für allemal zu entscheiden. Mit dem Kreuze und der Auferstehung ist der Kampf beendet; in dem auferstandenen Herrn ist die letzte Bestimmung des Menschen offenbar geworden.

Sie leuchtet in dem Ostergruß Christi: „Pax vobis — Friede mit euch[1]!“ Sie spiegelt sich in wunderbarer Reinheit und Ursprünglichkeit in den Begegnungen des Auferstandenen mit seinen Jüngern. Jetzt wandert er nicht mehr mit ihnen; die Redekämpfe mit den Pharisäern, die Leiden des Kreuzes sind vorüber. Er ruht mit den Seinen, er ißt mit ihnen; er beschaut mit ihnen in der Heiligen Schrift die Agape Gottes. Er bringt den Frieden mit sich und leuchtet als Licht der Herzen auf. Bleiben und Erkennen, Ruhen und Schauen ist das Wesen der Pentekoste. Sie erntet die Frucht des Kampfes und der Leiden Christi in der Rückkehr zur gottgewollten Bestimmung des Menschen. Der Kampfruf Michaels: „Wer ist wie Gott?“ findet in dem auferstandenen Christus seine Antwort. In ihm ist der Mensch „wie Gott“ geworden: ruhend und schauend, bleibend und erkennend.

Erkauft aber ist dieser neue Friede durch Kreuz und Kampf. „Denn so steht es geschrieben, und so mußte Christus leiden und am dritten Tage von den Toten auferstehen[2].“ „Aus dem Grabe auferstanden ist der Herr, der für uns am Holze hing[3].“ Die ewige Ruhe und das heilige Schauen, das Sein-wie-Gott und die wunderbare Weisheit sind erworben durch Kampf bis aufs Blut. Frucht des Todes ist die Erkenntnis. Dem Menschen wird sie geschenkt durch den Kampf und den Tod seines Gottes. Der Kirche wird sie geschenkt durch die Mysterien der heiligen Liturgie, die ihr am Kampfe und am Tode ihres Gottes Anteil geben. Christus, der die Frucht des Osterfriedens und der Osterweisheit geerntet hat, teilt sie mit den Seinen. Aber nur, wenn sie seinen Tod teilen. Erst wenn die Todeswasser der Christustaufe den Menschen begraben haben, schmeckt er das „Wasser der Weisheit“. Erst wenn

[1] Lk 24, 36; Ev. — [2] Lk 24, 46; Ev. — [3] All.-V.

er sein Ich an die Gemeinschaft des Christusleibes hingegeben hat und den mystischen Tod des ganzen Leibes mitleidet, kann er „beim Brotbrechen“ den Herrn erkennen. Denn die Frucht ist eins mit dem Baum, der sie trägt. Nur wer am Baume stirbt, pflückt seine Frucht. Das ist die Tat, die von dem Menschen gefordert wird, bevor er in den ewigen Frieden und die ewige Schau hinübergehen kann.

Sie wird gewirkt im Mysterium des Kultes durch die Kraft Christi. „Durch den Vollzug dieser gottgemäßen Liturgie gehen wir in die himmlische Glorie hinüber[1].“ Aber dieses friedenbringende und geisterleuchtende Sakrament, das wir „im Glauben empfangen“, müssen wir „im Leben festhalten[2]“. Wieder, wie gestern, wird das Bleiben in der „Gemeinschaft des Brotbrechens“, die „Fortdauer“ des Ostermysteriums in uns gefordert[3]. Und nunmehr wird offenbar, wie dieses Bleiben gemeint ist: Wir bleiben in den Mysterien und im Genusse der österlichen Frucht, die sie uns bringen, wenn wir sie „im Leben festhalten“, das heißt: wenn wir den Tod Christi, dessen Frucht wir im Mysterium ernten, in einem wahrhaft christlichen, einem der Welt abgestorbenen, mit Christus in Gott verborgenen Leben teilen.

ICH GEHE EUCH VORAUS NACH GALILÄA

(Ostermittwoch)

In der Wissenschaft von den göttlichen Dingen gibt es eine Art mystischer Erdbeschreibung, deren geheime Bedeutung sich aus der Heiligen Schrift ablesen läßt. Länder und Meere, Städte und Landschaften, Flüsse und Berge, mit denen das Heilswerk Gottes, soweit es im irdischen Raum und in der ir-

[1] Secr. — [2] Vgl. die Or. — [3] Vgl. die Postc.

dischen Zeit geschah, unlösbar verknüpft ist, erhalten in der liturgischen Gedächtnisfeier dieser Gottestaten einen neuen mystischen Sinn. Sie werden zum Transparent einer jenseitigen göttlichen Welt, in der das von Raum und Zeit gelöste Wirken des verklärten Christus sich vollzieht. Sie geben uns wie alle geschaffenen Dinge das Mittel in die Hand, die Wunderwerke Gottes zu „erzählen", Unsagbares mit Menschenworten anzusagen.

Alle Stationen des Christenlebens, der ganze Zeitenweg der Kirche ebenso wie der Jahresweg ihrer Liturgie werden durch solche wohlbekannten Namen der biblischen Geographie benannt und auf der mystischen Landkarte eingezeichnet, die dem Gläubigen der sichere Wegweiser auf der Wanderung zum Berge Gottes ist. Wer von uns wüßte nicht, daß er von „Ägypten", dem Lande des götzendienerischen Ichs, ausgezogen ist, das „Meer" der Taufe durchschritten hat und nun auf der Wanderung durch die „Wüste" des zeitlichen Lebens begriffen ist, unterwegs nach „Kanaan", dem „Gelobten Lande" der Ewigkeit? Und wer wüßte nicht auch, daß wir in Christus, unserem Haupte, dieses Land der Verheißung schon betreten haben? Was im natürlichen Bereiche unmöglich ist, das wird hier Tatsache: wir können an zwei Punkten dieser mystischen Landkarte zugleich weilen. Unser mühseliges Leben im Fleische verbringen wir in der „Wüste"; aber in der heiligen Liturgie überschreiten wir durch unser Mitsterben mit Christus beständig die Todesgrenze, die uns vom „Gelobten Lande" des Himmels noch trennt. Darum besingt die Liturgie dieser Woche das Osterglück der Neugetauften und aller in Christus Neugewordenen als den Eintritt in das „milch- und honigfließende Land" und den seligen Genuß seiner überreichen Frucht[1].

[1] Ex 13, 5; Intr. am Ostermont.

Aber die Kirche kennt noch einen anderen Namen für diese österliche Landschaft, wo der Auferstandene mit den Seinen wandelt. „Wenn ich auferstanden sein werde, gehe ich euch voraus nach Galiläa[1]", hatte Jesus am Abend vor seinem Leiden den Jüngern verheißen. Und nach seiner Auferstehung läßt der Engel sie durch die Frauen an diese Voraussage erinnern: „Geht, sagt seinen Jüngern und dem Petrus: Er geht euch voraus nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat[2]." Meint Jesus das irdische Galiläa? Es scheint nicht so. Die Evangelisten berichten nicht übereinstimmend von einer Wiederbegegnung des Auferstandenen mit seinen Jüngern in *Galiläa*. Manche sprechen nur von Jerusalem; so auch Markus, der doch die Verheißung des Herrn — „ich gehe euch voraus nach Galiläa" — mehrmals wiederholt. Das ist auffällig und mahnt uns, die Ortsbezeichnung nicht buchstäblich zu nehmen, sondern nach ihrem mystischen Sinn zu fragen.

Er ist offenbar. Bedenken wir nur, was Galiläa im irdischen Leben Jesu bedeutete. Es war die Stätte seiner friedlichen Kindheit und Jugend, der Schauplatz seiner ersten Wunder und seines vertrauten Umgangs mit seinen ersten Jüngern. In Galiläa lag Kana mit dem Hause der vorbildlichen Hochzeit, und Kapharnaum, *seine* Stadt. Galiläa war die Landschaft seines entbehrungsreichen, aber auch freudevollen Wanderlebens. Hier rauschte der See Genesareth zu den Worten seiner Frohbotschaft; hier sahen die Berge seine einsamen nächtlichen Gebete; hier nahten sich ihm die ersten Heiden in gläubiger Demut. Gewiß gab es auch in Galiläa Mißerfolge und Feindseligkeiten; auch Nazareth wollte den Herrn steinigen, auch über Bethsaida und Korozain

[1] Mt 26, 32; Mk 14, 28. — [2] Mk 16, 7; Ev. am Ostersonnt. Vgl. Mt 28, 7, 10.

mußte er sein Wehe sprechen. Aber im ganzen war doch Galiläa ihm Heimat und Zuflucht. Judäa dagegen war der Schauplatz seiner heftigen Redekämpfe mit den Pharisäern. Dort verfolgten ihn Haß und Mißgunst; dort umlauerte ihn beständig der Tod. Dort lag Jerusalem, die Stadt seiner Leiden, und Golgotha, der Ort seiner Kreuzigung. Darum sollte in der Stunde des Abschieds, im Angesichte des Todes, der Name „Galiläa" ein Trost für die Jünger sein. Wenn ihr nach meiner Auferstehung mich wiedersehet, will Jesus sagen, dann wird es in einem Lande sein, das in einer höheren Weise dem irdischen Galiläa gleicht. Dort werden wir miteinander sein wie in den ersten glücklichen Tagen eurer Berufung, ja noch ungleich seliger: fern allem Streit und Kampf, entrückt dem Tode und allem Leiden. Dort werden wir Mahl halten wie in Kana, und es wird die Stunde der wahren Hochzeit sein. Ihr werdet mir verbunden sein und meiner innewerden auf eine Weise, die ihr jetzt noch gar nicht ahnen könnt.

Die Erzählung des heutigen Evangeliums, die in Galiläa am See Genesareth spielt, bestätigt diese Deutung. Die Apostel sind fischend auf dem Meere wie in den alten Tagen. Und wieder, wie früher so oft, sind es lange, harte Nachtstunden voll vergeblicher Mühe. Hier enthüllt sich bereits die Symbolik des Geschehens. Die Jünger mühen sich noch in der Nacht der Zeitlichkeit und in einer gewissen Dämmerung des Geistes, die das Licht der Auferstehung nicht völlig zerstreut hat. Sie sind noch auf dem schwankenden Meere der Zeit und des Zweifels ihrer Herzen. Aber es geht gegen Morgen, und mit der aufgehenden Sonne steht Jesus am Ufer. Er ruft sie an, bringt ihnen Hilfe in ihrer irdischen Not und Klarheit in ihre zweifelnden Herzen. Auf sein Wort wiederholt sich das Wunder von einst,

der reiche Fischfang, und an diesem Zeichen erkennen sie ihn. Aber nun geschieht das Neue: Nicht er kommt zu ihnen, sondern Petrus wirft sich ins Meer und kommt zum Herrn. Das ist symbolisch für das neue Verhältnis des Auferstandenen zu seinen Jüngern. Einst ist er zu ihnen auf die unsichere Flut des zeitlichen Lebens hinausgeschritten. Nun erwartet er sie am Ufer der Ewigkeit, und sie kämpfen sich durch die Wogen der Zeit zu ihm hin.

Durch das Meer des Leidens und der Todestaufe werden die Jünger ihrem Meister auf das feste Land der Auferstehung folgen. Und dort wird sie, wie jetzt in der Morgenfrühe am See Tiberias, das Mahl des Himmels versammeln. Er wird mit ihnen zu Tische sitzen, und sie werden von dem „Fisch der Lebendigen" essen, der sich um ihretwillen dem Feuer des irdischen Todes überließ, damit er die Speise ihrer Unsterblichkeit würde. Die Sonne der göttlichen Gegenwart wird ihrem Mahle leuchten, und das Meer der ewigen Liebe wird dazu rauschen. Es wird alles sein wie an diesem Frühlingsmorgen im irdischen Galiläa: Sie werden des Herrn so gewiß sein, daß es keiner Frage mehr bedarf, und er wird sie „Kinder" nennen wie heute[1], weil dann ihre Neugeburt, die jetzt schon begonnen hat, zur Vollendung kommt und sie als vollkommene Kinder Gottes mit ihm das Erbe des Vaters antreten werden. Von dieser leuchtenden Zukunft fällt der unirdische Glanz auf das Morgenmahl am Galiläischen Meer. Und er ist mehr als nur sehnsuchtweckende Verheißung. Mit dem symbolischen Mahl dieser Morgenfrühe halten die Jünger in Wahrheit die künftige Herrlichkeit ihres Auferstehungsmorgens schon in Händen. Denn was die Seligkeit und die ewig-nährende Speise des Himmelsmahles ausmachen wird — die Gegenwart des verklärten Herrn, die Mahl-

[1] Joh 21, 5; Ev.

gemeinschaft und die durch sie verbürgte Lebenseinheit mit ihm —, das ist ja schon vorausgegebenes Geschenk in dieser Stunde. Der Herr, der jetzt zum Frühmahl lädt, ist der gleiche, der sie in Zukunft zur Mitherrschaft in seinem Himmelsreiche ruft. „Kommet, esset[1]!" — das will nichts anderes sagen als: „Kommet, Gesegnete meines Vaters, empfanget das Reich, das euch von Anbeginn der Welt bereitet ist[2]!"

Das ist der tiefe mystische Sinn dieses Geschehens am See Tiberias. Der heilige Augustinus deutet „Galiläa" als „revelatio", das heißt: Entschleierung, und setzt das Galiläa der Auferstehung gleich mit dem künftigen Leben im Jenseits[3]. Die Liturgie der Osterzeit aber umfängt dieses Künftige als ein schon Gegenwärtiges. Nicht nur in der Vorstellung, sondern in Wahrheit und Wirklichkeit. Wir sind in der Paschafeier mit Christus gestorben und auferstanden, hinübergegangen in das „Oben", in das himmlische „Galiläa". Wir haben das Gleiche erlebt wie die Jünger: den Tod und die Auferstehung des Herrn. Aber wie jene sind wir noch schwach im Glauben, des heilbringenden Übergangs und der völligen Verwandlung noch nicht bis ins Letzte gewiß. Noch nicht fest verwurzelt am Ufer der Auferstehung, lassen wir uns von den Tagessorgen und Weltnöten wieder hinaustreiben auf das Meer des Zweifels und in die Nacht der unfruchtbaren Ängste. Doch immer wieder kommt wie heute der Morgen: die Stunde des Wunders und der Neuschöpfung, die Stunde des Opfers und des Mahles. Die Sonne der Gottesgegenwart geht uns auf, da wir ins Heiligtum treten. Wir sehen wieder das Gestade, von dem wir in Wahrheit nicht fortkönnen, so weit uns auch Not und Mühe des zeitlichen Lebens hinauszuziehen scheinen. Und Jesus steht am Ufer und ruft uns.

[1] Joh 21, 12; Ev. — [2] Mt 25, 34; Intr. — [3] Augustinus, De consensu Evang. 3, 86.

Er sollte uns nicht rufen müssen. Wir sollten von selbst unser Schifflein immer wieder aus aller Not der Weltnacht dorthin lenken, wo wir in Wahrheit zu Hause sind. Aber er hat Erbarmen mit unserer Schwäche, er ruft uns. „Kinder", ruft er, um uns daran zu mahnen, daß wir einmal in der Taufe und eben wieder in der heiligen Osterfeier aus seinem Grabe neugeboren wurden zu Kindern Gottes, daß wir nun gereinigt sind vom „Greisentum" der Sünde und umgeschaffen zu einer „neuen, jugendfrischen Schöpfung[1]", unsterblich wie er, „der Auferstandene, der nicht mehr stirbt[2]". „Kinder", fragt er, „habt ihr nichts zu essen[3]?" Warum fragt er, wenn nicht, damit wir unseren Hunger bekennen sollen und unser Unvermögen, uns selbst die Speise der Unsterblichkeit zu verschaffen, die den neugeborenen göttlichen Menschen in uns nährt! Warum fragt er, wenn nicht er selbst uns den Tisch decken will mit dem eucharistischen Mahle, das vorgebildet ist im Morgenmahl der Jünger am Galiläischen Meer und selbst wieder das Mahl der Seligkeit im himmlischen Galiläa vorbildet! Seht, den großen Fisch hält er uns bereit, der auch dort unsere Speise sein wird, ihn, der für uns aus dem Meer der göttlichen Liebe aufgetaucht ist und sich von den Menschen hat greifen und töten lassen, um uns zum Morgenmahl der Auferstehung zu werden[4]! Das „Himmelsbrot" gibt er uns zu kosten, das die Engel nährt[5], die göttliche Gegenwart, die jenen unverhüllt, uns aber im Schleier der symbolischen Gestalt und doch nicht weniger wirklich leuchtet. Vom ewigen Ufer, vom Altar des Opfers aus ruft uns die

[1] Postc. — [2] Röm 6, 9; Com. — [3] Joh 21, 5; Ev. — [4] Der Fisch galt den alten Christen als Symbol Christi, weil die griech. Bezeichnung für „Fisch", *Ichthys*, die Anfangsbuchstaben der fünf Worte „Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser" (in griech. Sprache) enthält. — [5] Ps 77, 24—25; Off.

Stimme des Verklärten: „Kommet, esset!" Und auch für uns, wie für die Jünger, will das sagen: „Kommt, Gesegnete meines Vaters, empfangt das Reich, das euch von Anbeginn der Welt bereitet ist!" Denn mit dem auferstandenen Christus „essen", die Opferspeise seines heiligen Fleisches und Blutes teilen, das heißt ja: mit ihm „König sein im Leben[1]". Heißt nicht mehr auf dem Meere der Furcht hintreiben, heißt: mit ihm am Ufer sein, im Galiläa Gottes.

So fließt das Bild des Auferstandenen, wie wir es immer wieder in der Osterliturgie erfahren, mit dem Bilde des Wiederkommenden zusammen. Der Tag der Auferstehung wird zum Tage der Ewigkeit, und die österliche Landschaft, über der er aufgeht, ist sowohl der mystische „Ort", an dem wir in heiliger Liturgiefeier der Gegenwart des Auferstandenen gewiß werden, als auch das „Reich", das wir bei seiner Wiederkunft aus seiner Hand empfangen werden. Es ist Galiläa, der Ort der „Entschleierung", das Land der Auferstehung und Unsterblichkeit, in das Christus uns einführt: Gegenwart und Zukunft zugleich. Das Galiläa der Jünger: überall da, wo sie nach der Auferstehung dem Herrn begegneten und ihn beim Mahl erkannten. Das Galiläa der Kirche: überall da, wo sie in Opfer und Sakrament, Gebet und heiliger Schriftlesung das „ersehnte Antlitz[2]" Christi in österlicher Verklärung aufleuchten sieht. Das Galiläa der Ewigkeit, wo wir in offenbarer Herrlichkeit Den schauen werden, der uns auch jetzt schon in seiner symbolischen Verhüllung beim heiligen Opfermahl so gewiß wird, daß keiner zu fragen wagt: „Wer bist du?", vielmehr jeder von uns weiß: „Er ist es — der Herr[3]!"

[1] Röm 5, 17. — [2] Vesp.-Hymn. d. Apostelfeste in d. Osterzeit. — [3] Joh 21, 12; Ev.

DAS GRAB IM GARTEN

(Osterdonnerstag)

Wenn uns gestern die Osterwirklichkeit mit dem verheißenen Ende zusammenfloß, so offenbart sie sich heute als der wiederhergestellte Anfang. Wir sehen, wie ein Gebet der Ostervigil es erbat, „das Niedergeworfene wiederaufgerichtet, das Gealterte verjüngt und alles durch ihn, aus dem es seinen Ursprung nahm, zur Unberührtheit des Urzustandes zurückgeführt[1]". Die „wiederaufgeschlossene Ewigkeit[2]" erscheint als das Paradies des Anfangs. Das Verheißungsbild der Susanna-Messe in der Fastenzeit ist Wirklichkeit geworden: Wir sind *im Garten*[3].

Zwar birgt dieser Garten ein Grab; aber das Grab ist geöffnet, die Kammer ist leer. Morgenduft der Auferstehung durchweht sie statt des Verwesungsgeruchs, und Engel, unsterbliche Gottessöhne, hüten die Stätte, wo der tote Gottes- und Menschensohn von seinem Heilswerk ruhte.

In dem „verschlossenen Garten[4]" ein geöffnetes Grab. Statt des schreckenden Flammenschwertes, das den Zugang zum Lebensbaum sperrte, ladende Lichtboten, die den Weg zu dem auferstandenen „Lebensherzog[5]" weisen. Statt des Erkenntnisbaumes, der den Tod brachte, das Christusgrab, in dem das Leben der Welt wurzelt. Nicht sinkender Abend, sondern aufgehender Morgen. Nicht die Stimme des erzürnten Gottes, der den schuldigen Menschen vor sein Richterauge ruft, sondern das milde Wort des Versöhnten, der dem sündigen Weibe sein Gnadenantlitz zeigt. Und dieses Weib selbst nicht mehr von Schlangentrug verführt, viel-

[1] Or. n. d. 2. Proph. — [2] Vgl. die Or. am Ostersonnt. — [3] Vgl. den Samst. n. d. 3. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 346—355). — [4] Vgl. Gen 3, 24. — [5] Ostersequenz.

mehr von Engelmund getröstet. Nicht mehr hingezogen von der Todeslockung, vielmehr aufgenommen von der Gegenwart des Lebens. Nicht mehr im Ungehorsam nach der Frucht des vorbildlichen Baumes greifend, sondern demütig und liebeswillig den wahren Lebensbaum umfangend. Eva am Grabe Adams weinend, und getröstet von Christus, in dem Adam auferstanden ist.

„Nachdem er in der Morgenfrühe des ersten Wochentages auferstanden war, erschien er zuerst der Maria Magdalena, von der er sieben Teufel ausgetrieben hatte[1]." Mit diesen kurzen, vielsagenden Worten berichtet Markus die Begebenheit, die wir heute bei Johannes lesen. Das Weib im Garten war eine Sünderin; aber eben darum ist sie Bild jenes ersten Weibes, das im Garten des Anfangs zur Sünderin wurde. Das Grab im Garten hat sie selbst gegraben und mit dem schweren Steine ihrer Schuld ihr ganzes Gartenglück im Grab verschlossen. Von dieses Steines Last gedrückt, kommt Maria Magdalena zum Grabesgarten. „Wer wird uns den schweren Stein vom Grabe wälzen[2]?" Selbst ihrer jetzt gehorsamen und bußfertigen Hand ist er zu schwer. Den Stein der Menschenschuld vermag nur Gottes Kraft zu heben: die Agape.

Bild dieser Liebe war der Garten des Anfangs, und was konnte den Menschen schuldiger an Gottes Liebe machen als das Gottesgrab im Garten? Darum weint Maria Magdalena am Grabe Christi. Aber eben dieses Grab und diese Tränen geben Hoffnung. Denn als Samen hat die Liebe des göttlichen Vaters den toten Sohn in die Erde des Gartens eingesenkt, damit er als wahrer Lebensbaum aus ihr erwachse. Und geöffnet hat die Liebe das Grab, damit der neue himmlische Adam aus ihm hervorgehe als wahrer Gärtner seines Gartens, den er besser hüten wird

[1] Mk 16, 9. — [2] Mk 16, 3.

als der erste irdische Adam. Als Gärtner erscheint er der weinenden Maria, und mit Freuden sieht er ihre Tränen. Evas Sünde hat die Blüte des Gartens mit böser Glut versengt; Marias Tränen lassen ihn zu neuer Fruchtbarkeit erwachen.

So begegnen sie einander und erkennen sich im Garten: Christus, der auferstandene Heiland seiner Schöpfung, und Maria, die erlöste Sünderin. Welches Begegnen! Welche Zwiesprache! Maria spricht zu Jesus, die neue Eva zu dem neuen Adam, die Ekklesia (und jede Seele in ihr) zum Herrn wie die Braut des Hohenliedes zum Bräutigam: „Halten will ich dich und nicht lassen . . . Geh zum Vater! Aber verlaß Eva nicht, daß sie nicht wiederum falle! Führe sie mit dir, die jetzt nicht mehr Irrende, die sich am Lebensbaum hält! Entraffe sie, die sich an deine Füße klammert, daß sie mit dir emporfahre! Laß mich nicht los, daß die Schlange nicht abermals Gift verspritze, um Adam zu Fall zu bringen! . . . Nimm Eva auf, die nicht mehr mit Feigenblättern Bedeckte, vielmehr mit heiligem Pneuma und neuer Gnade herrlich Gewandete! Denn nicht mehr verbirgt sie sich jetzt in ihrer Entblößung; vielmehr mit strahlendem Glanz bekleidet, eilt sie herbei, da die Gnade selbst ihr Gewand ist[1]."

Gerne hört der Herr solches Bitten; gerne läßt er sich von der gereinigten, demütigen Hand umfassen. Im Bilde dieser entsühnten Sünderin sieht der auferstandene Christus, der Schöpfer des Alls, sein geschaffenes bräutliches Du, die mit ihm auferstandene Menschheit, zu seinen Füßen. „Christus, der Schöpfer des Alls, ist vom Tode erstanden und hat sich des Menschengeschlechtes erbarmt[2]." Endlich hat sein bräutliches Werben, das seit dem Sündenfall im Paradiese durch die ganze Menschheitsgeschichte geht

[1] Ambrosius, De Isaac vel anima 5, 43 (nach Hippolyt, Zu Hohel 3, 1—4). — [2] All.-V.

und sie zur Heilsgeschichte gestaltet, das Herz der treulosen Braut ergriffen und umgekehrt. Am Grab im Garten — im Garten, wo der Versucher sie von ihm trennte; im Garten, wo er der Gedemütigten und Gestraften die Verheißung künftigen Heiles gab; im Garten, wo er um ihretwillen gelitten hat und begraben wurde — im Garten findet er die Verlorene wieder.

Unsagbar liebliches Bild! Im Garten, das heißt: in Gottes ewiger Liebe, hat die zur Braut Geschaffene aufs neue Wurzel geschlagen. Kein Künstler, so viele ihrer sich daran gewagt haben, hat das voll auszusagen vermocht. Einzig die Väter der Kirche — Hippolyt und nach ihm Ambrosius — haben es mit Worten gemalt, dieses neue Wurzelfassen im heiligen Boden mit allen Fasern des entsündigten Seins, dieses pflanzenhafte Sichausstrecken, Umschlingen, Anklammern und Festhalten, dieses „adhærere Deo", das „Gott-Anhangen", von dem der Psalmist beteuert: „Es ist mir gut[1]." Dieses demütige, liebende Weib zu seinen Füßen, Bild der zu ihrem Schöpfer heimgekehrten Schöpfung, macht das Osterglück des Auferstandenen voll; denn um ihretwillen hat er gelitten, und nicht allein, sondern als Haupt seines Leibes, der Kirche, wollte er in die Herrlichkeit des Vaters eingehen. Und was sollte er — Garten, der ihr Wurzelgrund bietet, Lebensbaum, der ihr Halt gibt, Gärtner, der sie mit allmächtigen Händen hegt —, was sollte er nun mehr wünschen, als diese Erdenblüte mit sich emporzutragen, sie an das Herz des Vaters zu legen und sie ins ewige Leben zu verpflanzen? Aber nein, *ihre* Stunde ist noch nicht gekommen. Erlöst ist sie durch ihn, auferstanden ist sie mit ihm; aber noch muß diese Erlösung durch ihr fortgesetztes Mitsterben und Mitauferstehen in Sakrament und Leben ihr Eigen werden. „Halte

[1] Ps 72, 28.

mich nicht fest[1]!" mahnt er darum. Das will sagen: Greife nicht vor der Zeit nach der letzten Vereinigung, deren hochzeitliche Stunde noch aussteht! „Geh vielmehr zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott[2]!"

Das ist sein Auftrag an sie, die ihm nun in liebendem Gehorsam ganz wieder anhängt: Christi Auftrag an seine Ekklesia. „Halte mich nicht fest!" — ein hartes Wort für sie, die eben erst gebeten hat: „Bleibe[3]!" „Geh!" — ein schweres Gebot für sie, die eben erst Wurzel geschlagen hat. Als Gärtner ist er ihr erschienen, und schon zeigt er ihr wieder das Fremdlings- und Pilgergesicht, das sie vor wenigen Tagen erschreckte[4]. Aber so und nicht anders muß es sein. Der neue Adam sucht die ihm gleiche Gehilfin[5]. Nicht zur Gartenruhe lädt er die Braut — jetzt noch nicht —, sondern zur Gefährtin seines Pilgerweges. Und doch ist es keine Täuschung, wenn er ihr als Gärtner erscheint. Weglose Wanderin wäre sie in der Wüste dieser Welt, hätte sie nicht ihre Wurzeln im Garten des ewigen Lebens. So ist er ja auch um unsertwillen zum Pilger geworden, ohne den Schoß des Vaters zu verlassen. Wer seine Wurzeln im Himmlischen hat, geht nicht irre auf der Erde und wird zum sicheren Wegweiser für die pilgernden Brüder. Darum wird die Ekklesia vom Garten der Auferstehung ausgesandt, damit sie nicht Irrgängerin, verführte Verführerin zum Tode sei, sondern Führerin zum Heile, im Gehorsam belehrte und entsandte Botin der Auferstehung und des Lebens.

Aber vergessen wir in dem Großen und Allgemeinen nicht das Kleine und Einzelne. Es ist nicht nur die Ekklesia als Ganzes, es ist auch jede anima ecclesiastica, und es ist vorzüglich die Seele der Frau, die

[1] Joh 20, 17; Ev. — [2] Ebda. — [3] Lk 24, 29; vgl. Ostermont. — [4] Vgl. ebda. — [5] Vgl. Gen 2, 20.

heute im Bilde der Maria ihre österliche Sendung empfängt. Diese Sendung spricht sie frei von der Schuld des Anfangs, die sie in Eva auf sich lud. Sie, „die als erste den Tod kostete, schaut auch als erste die Auferstehung". „Und damit sie nicht vor dem Manne in der Schmach beständiger Schuld stehe, überträgt sie, die ihre Schuld auf den Mann übertrug, auch die Gnade und wiegt durch die Kunde von der Auferstehung des alten Falles Elend auf. Durch des Weibes Mund ging zuerst der Tod aus, durch des Weibes Mund wird das Leben wiederhergestellt[1]."

In dieser Gartenszene am Ostermorgen wird offenbar, was die Auferstehung für die Frau bedeutet und wie ihr erlöstes, auferstandenes Leben sich künftig zu gestalten hat. Die Frau, beweglicher als der Mann und darum leichter verführbar, kann nur in der Erlösung und Auferstehung verharren, wenn sie sich an Christus, dem wahren Lebensbaume, hält; wenn sie von ihm, dem zum Vater Auffahrenden, sich mitemportragen läßt: vom Irdischen zum Himmlischen, vom Bild zur Wahrheit, von der sichtbaren Gestalt und fühlbaren Gegenwart der Erde zu der unsichtbaren himmlischen Gegenwart und pneumatischen Einheit, die allein die ewige Verbindung mit Christus sichert. Mit dem einen Wort „Halte mich nicht fest!" wird hier der weiblichen Seele ihr Weg zu Gott vorgeschrieben. Sie, die stärker als der Mann am sinnlichen Eindruck, an Bild, Gefühl und Wort haftet, an Gestalt und Ort verklammert ist, muß darauf bedacht sein, ihre Wurzeln im Himmlischen zu haben. Von ihr wird nicht die Wanderung über die Erde gefordert, sondern nur das Hinausgehen über sich selbst, über ihr so leicht sinnlich und selbstisch in ihr eigenes Bild und Gefühl von Gott verhaftetes Herz, um den wahren Christus zu

[1] Ambrosius, Zu Lk 24, 5 (X 156).

finden, der zur Rechten des Vaters sitzt und das All beherrscht. Hat sie ihn einmal ganz erschaut, so ist sie wahrhaft von Evas Fluch erlöst, mit Christus auferstanden und fähig, ihre österliche Sendung zu erfüllen, diese spezifisch weibliche Sendung: Dienerin nicht nur des irdischen, sondern des himmlischen Lebens zu sein, indem sie die Botschaft von dem auferstandenen und erhöhten, dem pneumatisch uns verbundenen und geeinten Christus weiterträgt.

Nicht „in alle Welt hinaus[1]" — dazu wird der Mann gesandt —, sondern zu den „Brüdern" Christi[2]. Eindeutig wird hier die verschiedene Stellung und Aufgabe des Mannes und der Frau in der Gnadenordnung des neuen Lebens ausgesprochen: Das Weib wird als Botin der Auferstehung zum Manne gesandt, der Mann in alle Welt hinaus. Die Frau verkündigt den auferstandenen Christus durch ihr erlöstes Sein. In der Innigkeit ihrer pneumatischen Christusverbundenheit soll sie zum Spiegel der neuen Einheit zwischen Gott und Mensch werden. Des Mannes besondere Aufgabe dagegen ist es, durch sein Wort und Werk in der Welt die Menschen dieser neuen Einheit näherzuführen. Gott gegenüber aber sind beide — Mann und Weib — der Eine Mensch und damit das bräutliche Du des Schöpfers, das neue Weib des neuen Adam, die Ekklesia Gottes. Und sie nun, die Ekklesia als Ganzes gesehen, erscheint uns heute im Bilde der Maria Magdalena als Gesandtin Gottes, Botin der Auferstehung für die ganze Welt. In den Aposteln und Jüngern, in den kirchlichen Lehrern aller Zeiten vollbringt die Ekklesia das, was durch das symbolische Tun Marias vorgedeutet wurde. Die heutige Lesung aus der Apostelgeschichte[3] zeigt uns in der Person des Diakons Philippus die „ecclesia apostolica", die gehorsame Gehilfin des neuen Adam, unterwegs an

[1] Mk 16, 15. — [2] Joh 20, 17; Ev. — [3] Apg 8, 26—40.

ihrem Werk. Vom Grab im Garten führt ihr Weg — der Weg der Apostel und Jünger des Herrn — nach Jerusalem, von Jerusalem auf die Straße nach Gaza, und so fort über alle Straßen der Welt bis an die Grenzen der Erde. Sie wandert und predigt, lehrt und tauft. Sie verkündet die Auferstehung und das Leben; sie spendet es aus in Wort und Sakrament[1].

Und all dieses Leben hat Christus zum Vater und die Ekklesia zur Mutter. Auf der Straße nach Gaza, die „verlassen" war[2], zieht der getaufte Äthiopier „frohlockend" dahin[3], ein Erstling des zahllosen Geschlechtes derer, die der vom Propheten Beklagte, der kinderlos Hingeraffte[4], als Lohn seines Gehorsamstodes empfangen hat. Auf diesem Erstling des Christusgeschlechtes und allen, die ihm gefolgt sind, ruht heute das Auge der Ekklesia in mütterlicher Freude. Mit ihnen wendet sie sich danksagend zum Herrn: „Singet dem Herrn ein neues Lied! Wunder hat er gewirkt[5]." „Der Stein, den die Bauleute verwarfen, ist zum Eckstein geworden. Vom Herrn ist's geschehen, unsern Augen ein Wunder[6]." Zum Haupt- und Schlußstein des neuen Gottestempels, der das Gefüge der vielen lebendigen Steine krönt und hält, zum Stammvater eines unzählbaren Geschlechtes ist der „Verworfene" geworden. Die Verheißung der Weihnachtsliturgie ist erfüllt: Als „Vater der Zukunft[7]" erscheint heute der Auferstandene im Garten und die Ekklesia (im Bilde der Maria zu Füßen Jesu) als „Mutter des Lebens[8]".

Und wo ist dieser *Garten*, wenn nicht hier im geheiligten Raum der liturgischen Feier, wo der Name

[1] Wohlverstanden: immer die Ekklesia als Ganzes gesehen. Innerhalb des Ganzen der Kirche bleibt natürlich die Hierarchie dem Manne vorbehalten. — [2] Apg 8, 26; Les. — [3] Apg 8, 39; Les. — [4] Is 53, 8 (Vulg.!); vgl. Apg 8, 33; Les. — [5] Ps 97, 1; Intr. — [6] Ps 117, 22—23; Grad. — [7] Is 9, 6; vgl. die 2. Weihnachtsmesse (Das Herrenjahr I, S. 93—99). — [8] Gen 3, 20; vgl. Anm. 7.

des dreifaltigen Gottes unaufhörlich genannt wird und die Gegenwart seiner Liebe die Ekklesia mit neuem Gartenglück umfängt! Wo ist dieses *Grab im Garten*, wenn nicht hier, wo auf dem Opferaltar Christus mystischerweise stirbt und aufersteht, hier, wo der Brunnen der Taufe sich als lebenspendendes Grab für alle Adamskinder öffnet! Hier erschließt sich uns die heilige Intimität dieser Gartenszene, das unaussprechliche Gegenüber und Miteinander der entsühnten Seele und ihres Heilands und Versöhners; hier öffnet sich aber zugleich auch der weltweite Blick auf das wiedererwachte Leben der ganzen Schöpfung, auf die Riesenschar der aus dem Grab der Taufe Auferstandenen, die als Kinder Christi und der Ekklesia von dem „Grab im Garten" ausziehen und die „verlassenen" Straßen der Welt füllen. Da ziehen sie hin, „singende Pilger auf den Wegen Gottes", und preisen die „große Herrlichkeit des Herrn[1]". „Sie loben, Herr, deine Siegerhand; denn die Weisheit öffnet den stummen Mund und macht die Zungen der Kleinen beredt[2]." Und es freut sich die Mutter Ekklesia, da sie die Stimmen der „Kleinen" hört. Den Einen, den sie nicht „halten" konnte, „hält" sie nun in Tausenden und aber Tausenden seines Geschlechtes, und mit heiligem Stolze mahnt sie die aus Tod und Grab Gezeugten, den Ruhm des „Entrafften" und seines lebenspendenden Grabes zu singen: „Du Volk der Erwerbung" — erworben durch Blut, erworben durch Tod und Grab — „verkünde die Wundertaten Dessen, der euch aus der Finsternis (des Sündengrabes) in sein wundervolles Licht gerufen hat, alleluja[3]!"

So endet diese Meßliturgie — vielleicht die lichteste unter allen lichten Feiern dieser heiligen Woche — mit dem einzigen Worte, das die Osterwirklich-

[1] Ps 137, 5. — [2] Weish 10, 20—21; Intr. — [3] 1 Petr 2, 9; Com.

keit ganz auszusagen vermag: Gott führte uns ins Licht. Noch einmal offenbart sie so das Heilswerk als Wiederherstellung und Vollendung des gottgegebenen Anfangs, der mit der Schöpfung des Lichtes begann. Der Gottesgarten im Gotteslicht, und im Lichte dieses Gartens der wiedererwachte Mensch des Anfangs — „männlich und weiblich schuf ihn Gott[1]" —, das sind die Bilder, in denen sich heute die Osterherrlichkeit uns zeigt. Und wenn wir, durch das Transparent dieser Bilder blickend, das besondere Wesen dieses einen Tages in einem besonderen Namen aussagen wollten, so müßten wir ihn nennen: „Ostern der Frauen." Denn im erlösten Antlitz des Weibes spiegelt sich heute die österliche Erlösung der gesamten Schöpfung.

ICH BIN BEI EUCH

(Osterfreitag)

Der schöne Zusammenhang der Liturgie, der für ein aufmerksames Auge niemals zu übersehen ist, erfreut besonders in dieser heiligen Festwoche. Im Grunde nur *ein* Tag, selige Fortdauer des Ostertages, bietet sie uns durch alle ihre Tage hindurch unter leicht wechselnden Bildern immer den gleichen Anblick der österlichen Neuschöpfung: der auferstandene Mensch bei Gott, seinem Erwecker. Und wer zu hören versteht, hört das durch den siebenfachen Tag fortdauernde Zwiegespräch dieser beiden, Gottes und seines Menschen, Christi und seiner Kirche: „Auferstanden bin ich und bin bei dir!" — „Bleibe, es will Abend werden!" — „Ich gehe euch voraus nach Galiläa." — „Kommet, esset!" — „Kommet, Gesegnete, empfanget das Reich!" —

[1] Gen 5, 2.

„Halte mich nicht fest!" — „Geh zu meinen Brüdern!" Nur scheinbar ist der Widerspruch in dieser Wechselrede: „Bleibe!" — „Geh!" — „Kommet!" — „Halte mich nicht!" In Wahrheit, so erkannten wir, gibt es jetzt in der Pentekoste, nach dem Pascha, nur noch eins: Bleiben und Besitz. Der Mensch ist bei Gott, die Kirche beim Herrn. *Er* bleibt, und ihre einzige Sorge ist, daß auch *sie* bleibe, auch in ihren irdischen Gliedern ohne Wanken und Schwanken beim Herrn bleibe. Er sendet sie in alle Welt hinaus; aber sie ist nicht allein auf ihrem Apostelwege: er selbst geht mit ihr. Heute sagt er es mit aller Deutlichkeit: „Seht, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Weltzeit[1]." Alle Worte des heiligen Wechselgespräches dieser Woche werden durch den abschließenden Charakter dieses Herrenwortes einleuchtend. Jedes nimmt wie von selbst seinen Platz ein; der scheinbare Widerspruch löst sich, das lichte, klare Grundthema trägt sich in schöner Einfachheit vor. Die Kirche (und die Seele) spricht zum Herrn: „Ich bin bei dir", und der Herr bestätigt ihr: „Ich bin bei euch."

Die österliche Liturgie ist hier der getreue Spiegel der Osterbegegnungen Christi mit seinen Jüngern und Jüngerinnen, wodurch diese langsam in die völlig neugeartete Lebensgemeinschaft mit ihrem auferstandenen Herrn hineinwachsen. Aber auch das Ostererleben späterer Zeiten hat sich in dieser Liturgie niedergeschlagen. Die Kirche muß ja, ihren sterblichen Gliedern nach, immer wieder von neuem begreifen lernen, was es um die Verbindung mit ihrem auferstandenen Herrn und Haupte ist, und daß sie wahrheitsgemäß mit nichts verglichen werden kann, was wir an menschlicher Gemeinschaft kennen. Es ist vor allem die Erfahrung der Neugetauften, die hier spricht. Wie die Jünger und von den Worten

[1] Mt 28, 20; Ev.

geleitet, die einst jenen gesagt wurden, fassen sie langsam und mit wachsender Seligkeit das große Mysterium einer bis dahin unvorstellbaren Gottesgemeinschaft und Teilhabe am Ewigen. Mit ihnen suchen auch wir neu und tiefer zu begreifen, was uns in der Paschanacht neuer und tieferer Besitz geworden ist.

„Ich gehe euch voraus nach Galiläa", „ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater", läßt der Auferstandene seinen Aposteln sagen (er sagt es gleicherweise durch den Mund seiner Kirche auch uns), und der Jüngerin befiehlt er: „Geh zu meinen Brüdern!", den Zwölfen: „Gehet, macht alle Völker zu Jüngern und taufet sie[1]!" Das bedeutete Trennung, Abschied, verschiedene Wege für den Herrn und die Seinen, wäre nicht das heutige Wort: „Ich bin bei euch bis zur Vollendung der Weltzeit." In Verbindung mit dem Gebot: „Gehet!" kann das nur heißen: „Ich gehe mit euch." Aber *wie* ist das möglich, wenn er „*vorangeht*" in das Galiläa des Himmels, wenn er „auffährt zum Vater?" Hier hilft uns das Wort: „Halte mich nicht fest!" Der Herr spricht es, der Herr in seiner verklärten, aber leibhaftigen, sicht- und tastbaren Menschlichkeit. Nicht in dieser leiblichen Gestalt, an die Maria sich noch klammert, will er mit ihnen gehen, sondern wie die Jünger von Emmaus es erfahren haben: im „Brennen ihrer Herzen". „Halte mich nicht fest!" Es gibt eine innigere, wesenhaftere Berührung als dieses äußere Umfangen, will er sagen. Wem das Feuer meiner göttlichen Gegenwart im Herzen brennt, der verlangt nicht mehr meine menschlichen Füße zu umfassen. Der ist mit mir aufgefahren; der ist mir nachgefolgt „nach Galiläa" und sieht mein „ersehntes Antlitz" mit dem Auge des Herzens; der sitzt mit mir beim Mahle der Seligkeit und ist mit mir König im Reiche meines Vaters. Denn wo ich bin, ist der

[1] Mt 28, 19; Ev. u. Com.

Vater. Mit mir, dem Sohne, ist auch der Vater bei euch. Die Liturgie der ganzen Pentekoste ist im Grunde nichts anderes als eine fortschreitende göttliche Unterweisung über dieses geheimnisvolle Bei-uns-Sein des auferstandenen Christus, von dem wir heute zum erstenmal ausdrücklich hören. Wir werden das, vor allem an den Herrentagen der Pentekoste, wieder und wieder erkennen.

Gehen wir heute nur den ersten Schritt in das Mysterium hinein! Die Liturgie weist uns die Richtung. Wie kann der auferstandene Herr so eins mit uns werden, daß wir ihn in uns tragen und von ihm „brennen?" „Gehet", sagt der Herr, „macht alle Völker zu Jüngern, taufet sie, ... und sehet, ich bin bei euch." Hier ist der Hinweis: Daß man Jünger ist, das eint mit dem Herrn. Jünger aber wird man durch die Taufe. Sie ist das Bild des Todes, des Grabes Christi. In diesen Tod und dieses Grab muß man hinabsteigen, um eins zu werden mit dem aus Tod und Grab auferstandenen Christus. Die Taufe, das *Sakrament*, bewirkt das Bei-uns-Sein des Herrn. Nicht ein süßlich-sentimentales Schwelgen im Herrn ist dieses Mit-ihm-Sein der Getauften. Vielmehr sind wir mit ihm wie Getötete mit dem Toten und wie vom Tode Erweckte mit dem Erwachten. Wie die „acht Menschen" der Urzeit mit Noe in der Arche[1]: gebunden an das Holz des Kreuzes, eingeschlossen in das Schiff der Kirche, das allein uns heil durch die große Todestaufe der sündigen Menschheit hindurchretten kann. Wie die Israeliten mit Moses, als sie die vorbildliche Taufe im Wasser und in der Wolke empfangen hatten: herausgeführt „in der Hoffnung" auf ein neues Leben im Gelobten Lande Gottes, voll Schauder und zugleich voll heißen Dankes gegen den Herrn zurückblickend auf die „Feinde" unseres Heiles, die das „Meer" der Taufe „begraben" hat[2].

[1] Vgl. 1 Petr 3, 20; Ep. — [2] Vgl. Ps 77, 53; Intr.

So sind wir mit Christus, dem wahren Noe, dem Moses des Neuen Bundes. Ein Miteinander voll tiefen Ernstes ist das: gemeinsames Pascha, Opfer- und Todesgemeinschaft, und nur darum auch Gemeinschaft ewigen Lebens. Das „Ostermysterium", das heißt: unsere Lebenseinheit mit dem auferstandenen Herrn, gründet in dem „Bund", der die Menschen mit Gott versöhnt hat[1]. Und dieser Bund ist geschlossen „über Opfern[2]". „Christus ist einmal für uns gestorben, der Gerechte für die Ungerechten, daß er uns Gott zum Opfer brächte[3]." Als Opfer in der Hand des Hohenpriesters und Bundesmittlers, der Gottes Zorn durch das Opfer seines eigenen Lebens versöhnt, — *so* sind wir beim Herrn. Und *so*, als unser Opferer, ist der Herr bei uns. „Tot dem Fleische (das heißt: dem alten, irdischen Menschen) nach", aber „lebendig dem Pneuma (das heißt: dem neuen, himmlischen Menschen) nach[4]", legt er sich selbst und uns zugleich als Opfergabe auf den Altar des Himmels nieder, um dem Vater darzubringen, worauf er seit Anbeginn der Welt wartet: die lebendige Liebeshingabe seiner Schöpfung.

Ein großes heiliges Opferfest also ist es, zu dem der Herr sich bei seiner Auferstehung mit uns vereint hat, eine Opfergemeinschaft mit dem „Gotteslamm" und „ewigen Hohenpriester nach der Ordnung Melchisedeks", das Pascha des Neuen Bundes. Und ein tägliches, ein immerwährendes Opfer, weil er bei uns bleibt „alle Tage bis zur Vollendung der Weltzeit". „Einmal" ist das Opfer gebracht, das Pascha vollzogen worden: im Tode Christi und in unserer Taufe. Aber täglich müssen wir uns von neuem zu diesem Opfer bekennen, das in Ewigkeit vor dem Angesichte Gottes bleibt. Auf eine doppelte Weise geschieht das. Unsere Opfergemein-

[1] Vgl. die Or. — [2] Ps 49, 5. — [3] 1 Petr 3, 18; Ep. — [4] 1 Petr 3, 18; Ep.

schaft mit dem Herrn ist ebenso Kultgemeinschaft wie Lebensgemeinschaft. Den im Meere Getauften und Herausgeführten des Alten Bundes wurde ein doppeltes Gebot gegeben, das die Kirche heute auf uns anwendet: „Dieser Tag (des Auszugs und des Paschaopfers) soll euch *Gedächtnis* sein. Ihr sollt ihn als Festtag begehen . . . Als ewige Einrichtung sollt ihr ihn feiern[1]", und: „Mein Volk, hör mein Gesetz[2]!" Also das Pascha feiern und die Gebote halten — im Kult wie im Leben sich als Gottes Volk bekennen. Das gilt im höheren, christlichen Sinne auch für uns. Auch der Herr befiehlt seinen Jüngern nicht nur: „Taufet sie!" sondern fügt hinzu: „Lehrt sie alles halten, was ich euch geboten habe[3]!" Und ebenso betet die Kirche heute: „Gib unserem inneren Menschen, auch wirklich in der Tat nachzuahmen, was wir in (äußerem) Bekenntnis feiern[4]!" „Alle Tage bis zur Vollendung der Weltzeit" müssen wir in feierlichem Opfer*gedächtnis* in das Grab Christi hinabsteigen und unsere Taufe in einem neuen mystischen Tode wahrmachen. „Alle Tage bis zur Vollendung der Weltzeit" müssen wir aber auch als Getaufte, das heißt als Geopferte, Getötete und aus Gnade Wiedererweckte, im Gehorsam gegen Gott leben. Nur dann werden wir die Wahrheit des Herrenwortes an uns erfahren: „Ich bin bei euch, alle Tage . . ." Bei euch in der Opfergemeinschaft des Altares, bei euch im Opferleben eures Christendaseins. Bei euch alle Tage in Leben und Sakrament, bis im Leben und im Sakrament die Welt vollendet ist, das heißt: bis der letzte Christ im „Gehorsam bis zum Tode" zum Vater eingegangen ist, bis der letzte Erwählte zum Jünger geworden und der letzte Berufene getauft ist „in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti".

[1] Ex 12, 14; Off. — [2] Ps 77, 1; Intr. — [3] Mt 28, 20; Ev. — [4] Or.

LOBET, IHR KINDER, DEN NAMEN DES HERRN!

(Ostersamstag)

Es liegt über der heutigen Messe etwas von einer geistlichen Frühlingsfrische, wie sie reiner und süßer nicht gedacht werden kann. Die Tauffreude der alten Kirche, für uns Spätere unter den sehr veränderten kirchlichen Verhältnissen kaum mehr ganz nachzufühlen, schwingt und singt in diesen Texten und Gesängen. Wir müssen uns zurückdenken in eine altchristliche Basilika am Ostersamstag. Noch einmal, wie allmorgendlich in dieser Woche, leuchten die weißen Kleider der Neugetauften im Kirchenraum. Ein letztes Mal. Heute noch werden sie diesen äußeren Unschuldsschmuck ablegen. Nichts wird sie mehr von den übrigen Christen unterscheiden. Sie reihen sich völlig ein in die große Miliz des Herrn, deren ganze Schönheit und Kraft im Innern ist. Darum bewegt Freude und Sorge zugleich das Herz der Mutter Kirche. Daß doch, wenn das symbolische Kleid nun abgelegt wird, um so strahlender und beständiger das neue Gewand der Seele erglänze und mit seiner Schönheit den Leib durchleuchte! Das ist ihr Wunsch und Gebet, ihre mütterliche Mahnung an die Neugetauften.

Und nicht an sie allein. Auch uns gilt das Wort: „Ihr alle, die ihr in Christus getauft seid, habt Christus angezogen[1].“ Damit knüpft die Kirche an das Mysterium an, dem wir gestern nachsannen. Mit uns ist der Herr, weil wir in der Taufe „unseren alten Menschen mit seinen Werken ausgezogen[2]“ und „den neuen Menschen angezogen haben, der nach Gott geschaffen ist[3]“, das ist der Mensch Jesus Christus in seiner Auferstehungsherrlichkeit, das

[1] Gal 3, 27; Com. — [2] Kol 3, 9. — [3] Eph 4, 24.

„Bild des unsichtbaren Gottes[1]“. Abermals sehen wir den Anfang wiederhergestellt und österlich vollendet. Der Mensch, den die Sünde ausgeplündert und seines Gnadenkleides beraubt hatte, so daß er nackt vor Gottes Augen sich verbergen mußte, erscheint nun durch Gottes Erbarmen neu gewandet: nicht mehr in Tierfelle, die ein Zeichen des Todes sind, sondern in die Schönheit Jesu Christi, des Auferstandenen, die Leben aus dem Tode ist. Durch seine Nacktheit am Kreuze hat er unsere selbstverschuldete Blöße bedeckt, und erst so, gedeckt durch Christus[2], dürfen wir es wagen, Gott als „heilige Priester“ zu nahen und uns selbst ihm als „pneumatische Opfergaben darzubringen“, Gaben, auf die er freilich von Beginn der Welt an gewartet hat, die seinen Augen aber erst „annehmbar“ werden konnten durch diesen Einen, Jesus Christus[3], der unsere Blöße mit seiner Liebe deckt. Er, der ewige Hohepriester, ist das heilige Gewand, das uns würdig zum Opferdienst vor Gott bekleidet und uns so in unserer menschlichen Bestimmung als „königliche Priesterschaft[4]“ des Herrn vollendet.

Erhaben-lieblich ist der Anblick dieser Neubekleideten. Er ruft uns das Bild des Osterdonnerstags zurück. Es ist die Frucht der heiligen und himmlischen Verbindung des neuen Adam und der neuen Eva, es sind die Kinder Christi und der Ekklesia, die heute im reinen Kleide ihrer Neugeburt frohlocken. Weiß gewandet, kindlich und priesterlich zugleich, erscheinen sie wirklich mit Dem bekleidet, der sie aus seinem Tode gezeugt hat, wahres Bild Christi, der als *Kind* des Vaters bei seiner Auferstehung das Wort vernehmen durfte:

[1] Kol 1, 15. — [2] Zum Begriff der „religiösen Deckung“ durch „Opfer“ vgl. Wilh. Vischer, Das Christuszeugnis d. Alten Testaments I (München 1936), S. 82. — [3] Vgl. 1 Petr 2, 5; Ep. — [4] 1 Petr 2, 9; Ep.

„Du bist mein Sohn", der als Hoherpriester nach der Ordnung Melchisedeks „durch sein eigenes Blut ein für allemal ins Heiligtum eingetreten ist und einen ewigen Loskauf erwirkt hat[1]." Als sein „erwähltes Geschlecht[2]", ihm ähnlich als Söhne und Priester Gottes, verkünden sie den Ruhm ihres Erzeugers. Das Lob der Weisheit im Munde der Kleinen klingt fort. Und wieder, wie am vergangenen Donnerstag, ist es die Mutter Ekklesia, die als neue Mirjam den Chor ihrer Kinder anführt: „Lobet, ihr Kinder, den Herrn! Lobet den Namen des Herrn[3]!" „Verkündet die Wundertaten Dessen, der euch aus der Finsternis in sein wundervolles Licht geführt hat! Ihr, einst Nicht-Volk, nun aber Volk Gottes, einst Gnadenlose, nun aber Gnadenvolle[4]!" „Preiset den Herrn und nennt seinen Namen! Verkündet sein Werk unter den Heiden[5]!"

Das ist nun die österliche Verwirklichung jenes Bildes, das am Mittwoch der großen Skrutinien in der Prophetie des Ezechiel verheißungsvoll aufleuchtete: Das „junge und neue Volk[6]", das aus dem Meer der Taufe heraufgestiegen ist an die Ufer des Lebens und sich in priesterlichem Zuge, mit Opfern und Lobgesang auf den Weg macht, um die Wüste der Welt zu durcheilen und das Kanaan Gottes zu finden. „Aus Jungen besteht dieses neue Volk im Unterschied zum alten Volke (Israel), aus solchen, die die neuen Güter kennengelernt haben. Und wir besitzen den Lebensabschnitt, dem strotzende Fülle zu eigen ist, diese nicht alternde Jugendzeit, in der wir immer jugendkräftig für die Erkenntnis sind, immer jung und immer zart und immer neu; denn neu müssen die sein, die an der neuen Lehre Anteil bekommen haben. Was aber an der

[1] Hebr 9, 12. — [2] 1 Petr 2, 9; Ep. — [3] Ps 112, 1; All.-V. — [4] 1 Petr 2, 9—10; Ep. — [5] Ps 104, 1; Intr. — [6] Klemens v. Alex., Der Erzieher I 14, 5.

Ewigkeit Anteil bekommen hat, pflegt dem Unvergänglichen ähnlich zu werden, so daß für uns die Benennung mit dem Kindesalter den Frühling des ganzen Lebens bedeutet, weil die Wahrheit in uns ewig jung und unser ganzes Wesen von der Wahrheit durchflutet ist[1]." „Und die Weisheit ist immer blühend; sie bleibt immer sich selbst gleich und verändert sich niemals. ‚Ihre Kinder', so heißt es, ‚sollen auf den Schultern getragen und auf den Knien getröstet werden; wie wenn einen seine Mutter tröstet, so will auch ich euch trösten.' Die Mutter zieht die Kinder freundlich zu sich heran; und wir suchen die Mutter, die Kirche[2]."

Das ist das Selbstzeugnis der ersten Christen, so sahen sie sich selbst: ein junges und neues Volk; Kinder, die die Mutter suchen, die Kirche. Und wahrhaft Kinder dieser Mutter durch die Neugeburt aus dem Wasser der Taufe, die der reine Mutterschoß der Kirche ist. Aus ihr sind sie geboren, ihr zur Ernährung und Erziehung anvertraut. Aber wie das Leben, das sie gibt, nicht das ihre ist, so ist auch die Nahrung, die sie reicht, Gottes. Denn „diese Mutter allein hatte keine Milch, weil sie allein nicht Weib geworden ist, sondern Jungfrau zugleich und Mutter ist, unberührt wie eine Jungfrau, liebevoll wie eine Mutter; und sie ruft ihre Kinder zu sich und nährt sie mit heiliger Milch, mit dem kindlichen Logos. Deswegen hatte sie keine Milch, weil Milch der Logos war, der dieses gute und ihm zu eigen gehörende Kind, den Leib Christi, die junge Schar ernährte . . .[3]" Durch seine jungfräuliche Braut, die Ekklesia, unsere Mutter, schenkt sich uns der Herr selbst zur Nahrung, und nur so, da er in die mütterliche Milch ihrer Lehre und Sakramente verwandelt erscheint, vermögen wir ihn, das „Brot der Engel", die übermächtige Speise

[1] Klemens v. Alex. a. a. O. I 20, 2—4. — [2] Klemens v. Alex., a. a. O. I 21, 1. — [3] Klemens v. Alex. a. a. O. I 42.

der Unsterblichkeit, zu genießen. An der Brust der Mutter Kirche trinken wir als „neugeborene Kindlein“ die „unverfälschte Milch[1]“, das Blut des Logos, und kosten, wie „lieb der Herr ist[2]“, der uns „selbst in fleischlichen Wehen“, das heißt: in seinem Leiden am Kreuze, „geboren hat[3]“.

So, in den mütterlichen Armen der Ekklesia, an der trefflichen Nahrung ihrer heiligen Worte und Mysterien, „wachsen wir zum Heile[4]“. Wachsen und werden auferbaut auf dem „lebendigen Steine“, dem „von Menschen verworfenen, von Gott aber erwählten und ausgezeichneten“, dem „Stein des Anstoßes und dem Felsen des Ärgernisses“, den Gott zum „Haupt- und Schlußstein“ seines Hauses gemacht hat[5]. Denn Gottes Wohnung auf Erden sind wir, das königliche Haus und der heilige Tempel, in dem er als Herrscher thront und als Hoherpriester opfert. Auch hier läßt uns die heilige Liturgie ein Bild in österlicher Erfüllung schauen, das uns vom Advent an in wachsender Herrlichkeit begleitet hat. Endlich ist es erbaut, im Blute des Lammes zu Ende gebaut, das „Haus auf dem Berge“, ganz sichtbar geworden auf dieser Erde, das „Jerusalem von oben“, und erfüllt von der Gegenwart dessen, den es in allen vergangenen Tagen und Wochen der heiligen Jahresliturgie erwartete. „In seinen Tempel ist der Herrscher gekommen, den wir suchten, und der Engel des Bundes, nach dem wir verlangten[6]“, und wir singen das Preislied auf seine österliche Ankunft, wir, die „lebendigen Steine“ seines Hauses[7]: „Gesegnet der Kommende im Namen des Herrn! Segen euch allen vom Hause des Herrn! Gott ist der Herr! Er leuchtet uns auf[8]!“

[1] 1 Petr 2, 2; Ep. — [2] 1 Petr 2, 3; Ep. — [3] Klemens v. Alex. a. a. O. I 42. — [4] 1 Petr 2, 2; Ep. — [5] Vgl. 1 Petr 2, 4—8; Ep. — [6] Mal 3, 1. — [7] 1 Petr 2, 5; Ep. — [8] Ps 117, 26—27; Off.

Leuchtet uns auf aus dem Grabe. Leuchtet uns auf zu österlicher Gnosis, daß wir „in seinem Lichte das Licht erkennen[1]“, uns selbst nämlich, die wir in der Taufe und in dieser österlichen Erneuerung unserer Taufe Licht geworden sind. Wir erkennen unsere christliche Würde: königlich ist sie und priesterlich. So lehrt es uns die heutige Lesung aus dem ersten Petrusbrief. Einst wurden im Anschluß an diese Lesung die Neugetauften in das Mysterium der heiligen Eucharistie als Opfer eingeweiht, an dem sie von heute an als mündiggewordene Kinder der Kirche voll teilnehmen sollten, indem sie selbst die Opfergaben zum Altare brachten[2]. Wie vordem jene Neueingeweihten, so erfüllt auch uns heute Jubel und Dank wegen der hohen Würde, die uns in der Taufe geschenkt wurde und deren wir uns jetzt in der heiligen Osterfeier neu bewußt geworden sind. Ein „Königreich von Priestern“ sind wir, mit kostbaren königlichen Opfergaben in unseren Händen: unseren eigenen gereinigten und geheiligten Leibern und Seelen, den von Gott bewohnten und von Christus durchleuchteten. Ein „heiliges Volk“, ein „erwähltes Geschlecht“, das „Volk der Erwerbung[3]“, das Gott „unter Frohlocken“ aus Ägypten führte[4], aus der Sündenfinsternis in das Gnadenlicht, durch die „österliche Feier“ der Liturgie hindurch auf den geraden Weg zu den „ewigen Freuden[5]“. Wohin uns alle, die wir von Beginn der Fasten an bis heute diesen Weg in Treue verfolgt und nun durchschritten haben, heimführen wolle der Herr unser Gott! Nicht weil wir es uns verdienen und erlaufen — denn jener, der lief und zuerst ankam, ging doch erst als zweiter hinein[6], wie auch die Ekklesia der Synagoge zuvorkam und

[1] Ps 35, 10. — [2] Vgl. dazu den „Weißen Sonntag“. — [3] 1 Petr 2, 9; Ep. — [4] Ps 104, 43; Intr. — [5] Or. — [6] Vgl. Joh 20, 1—9; Ev.

das „Nicht-Volk" an die Stelle des „Volkes" trat —, sondern weil Gott gnädig ist, wem er gnädig sein will[1], durch seinen Sohn Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, in dem sein Name, die Agape, sichtbar unter den Menschen erschienen ist. „Lobet, ihr Kinder, den Namen des Herrn!"

Mit diesem kindlichen Blick auf das Welt- und Heilsgeschehen, der vom Lichte Christi leuchtet — denn er ist das große „Ja" zu allen Gotteswerken[2] — schließt heute die Osterfeier im engeren Sinne ab. Und nichts könnte mehr kundtun, daß sie den Anfang wiederhergestellt hat, als dieser Kindesblick des erlösten Menschen, der alles liebt, was Gott tut, weil er in allem die Liebe des Vaters erkennt. Der siebenfache Tag der Osterfeier geht zu Ende, und wir sind wie ein Kind, dem viel geschenkt worden ist, am Abend des Festes, ein Kind vor Gott unserem Vater. Das Lob der Agape Gottes im Munde der Kinder Gottes ist die einzige Antwort, die wir geben können auf alles, was der Herr uns getan hat: „Lobet, ihr Kinder, den Namen des Herrn!"

WIE EBEN GEBORENE KINDLEIN

(Weißer Sonntag)

Noch umweht uns die geistliche Frühlingsfrische des gestrigen Tages. Wie der „Weiße Sonntag" seinen Namen, den er zu Unrecht trägt, vom „Samstag der (abgelegten) weißen Kleider" entlehnt hat, so bewegt sich auch seine Liturgie in den gleichen lieblichen Bildern fort. Voll geistlicher Mutterfreude verharrt die Kirche im Anblick des aus ihrem Schoße neugeborenen Menschen. Sie kann sich nicht satt sehen an der Jugendfrische seiner neuen Kindheit.

[1] Vgl. Ex 33, 19 u. Röm 9, 15. — [2] Vgl. 2 Kor 1, 19.

Aber wieder, ja mehr noch als gestern, mischt sich der Freude eine innige Sorge bei. Zum erstenmal seit der Taufnacht erschienen die jungen Christen heute wieder in der gewohnten Gewandung des täglichen Lebens, Erwachsene unter den erwachsenen Brüdern, sie, die eben noch Kinder waren. Zum erstenmal auch nahmen sie heute (in manchen Kirchen wenigstens) als Vollchristen an der heiligen Opferfeier teil; sie schlossen sich beim Opfergang der Schar ihrer älteren Brüder an und brachten mit eigener Hand die Gabe zum Altare, an dem sie bisher noch als geliebte Kinder der Kirche zu Gaste gewesen waren und von den Gaben der anderen mitgezehrt hatten. Dieser erste Opfergang hatte die tiefe Bedeutung, die Verantwortung des neugeschenkten Lebens in den Getauften erwachen und zum ersten Male sich auswirken zu lassen. Opfernd legten sie das neue Leben in die Hände des himmlischen Erzeugers zurück mit der vollen Bereitschaft, das österliche Sein oder, wie die Tagesoration sagt, die „österliche Feier" im „Wandel und Leben" festzuhalten.

Wenn dieser Tag heute mancherorts für die Erstkommunion der Kinder gewählt wird, so hat auch das einen schönen Sinn. Auch sie sind ja junge Christen, Kinder im Hause der Kirche. Heute erneuern sie ihr Taufgelöbnis und nehmen zum ersten Male in vollkommener Weise am Opfer der Kirche teil, indem sie auch die Opferspeise genießen. Ihnen gilt heute, wie ehedem den Täuflingen, die mütterliche Freude und liebende Sorge der Kirche. Kinder sind sie; ihr Leben mit und in Christus hat erst begonnen. Nun muß es wachsen: Christus muß stark und groß in ihnen werden. Sie zum Vollalter Christi und zur Fülle seines Lebens zu führen, ist das hoffnungsvolle Gebet der Kirche: „Nimm auf, wir bitten, Herr, die Gaben der frohlockenden Kirche!

Du hast ihr die Ursache solch großer Freude geschenkt; gib ihr auch die ewige Freudenfrucht[1]!"

Und wie gestern sind auch wir als „eben geborene Kindlein[2]" in dieses Sorgen, Hoffen und Beten der Kirche miteingeschlossen. Die Osterfeier hat Christi Auferstehung zur Gegenwart gemacht. Mit ihm sind wir selbst auferstanden. Unser Christusleben, das seit der Taufe in uns lebt, ist neu geworden. „Vom Tode zum Leben . . . hat Christus, unser Gott, uns hinübergeleitet[3]." Wie lange auch unsere Taufe zurückliegen mag — im Mysterium gilt nicht Zeit und Raum. Jetzt ist es geschehen, jetzt haben wir den neuen Menschen angezogen. Das ist die große Freude des Osterfestes: unsere Jugend ist neu geworden wie Adlerjugend[4].

Dem Wunder dieser neuen Kindheit sinnt die Kirche heute noch weiter nach. Kinder sind und bleiben die Getauften, nicht im Sinne eines infantilen Nicht-zur-Reife-Kommens, sondern im Sinne einer göttlichen Ursprünglichkeit und Einfachheit. Sie haben Christus angezogen, und wie es sein Wesen ist, Sohn zu sein, so haben auch sie durch die Teilhabe an ihm ihr Wesen gewandelt und sind Kinder des Vaters geworden. Nichts von der verderblichen Kompliziertheit und unfruchtbaren Vielfältigkeit der Welt kann in dem durch Christus neugewordenen und zu göttlicher Jugend auferstandenen Menschen zurückbleiben. Sein Denken ist einfach geworden wie das eines Kindes, weil er mit Gott über der Zersplitterung der Welt steht in einer zweiten, ewigen Kindheit. „Wer das Reich Gottes nicht aufnimmt wie ein Kind, wird nicht hineinkommen[5]", hat Christus gesagt.

Diese göttliche Kindheit aber kann alt werden und hinwelken, wenn sie nicht die ihr gemäße Nahrung findet. Wieder sehen wir uns mitten im symbolischen Bilderkreis der gestrigen Messe und hören den mütterlichen Mahn- und Lockruf der Ekklesia: „Wie eben geborene Kindlein verlangt nach der geistlichen unverfälschten Milch[1]!" Kindliche und männliche Nahrung zugleich bietet uns die Mutter Kirche: das heldische Blut ihres gekreuzigten Gemahls, des Siegers über Tod und Hölle, das auch uns unüberwindlich macht, kindlich und stark zugleich, stark weil kindlich. Milch scheint es und ist Blut. Kinder und Sieger schafft diese Nahrung. Zu ihr sollen wir uns drängen.

Schon wissen wir um das Wesen dieser göttlichen Speise, die unsere neue Kindheit nährt. Christus, das menschgewordene Wort des Vaters, — Christus, die Opferspeise des Neuen Bundes, — Christus, der durch Gottes Pneuma in uns Wohnende — das ist die Milch der Mutter Kirche, mit der sie ihre Kinder aufzieht, nicht zum falschen Erwachsensein der Welt, sondern zur bleibenden und ewigen Kindheit der Kinder Gottes. Dieser heiligen himmlischen Milch gilt der hymnische Lobpreis des Alexandriners Klemens am Schluß seines Paidagogos:

„O Jesus Christus, du himmlische Milch,
die der süßen Brust der holdseligen Braut,
deiner eigenen Weisheit, drängend entquillt:
deiner Kinder Einfalt sammle um dich,
daß sie heilig preisen in lauterem Sang
mit unschuldigem Mund
dich, Christus, den Führer der Jugend."

Unverfälschte Nahrung ist diese Milch. Kein Surrogat der Welt ist ihr beigemischt. Ganzes, starkes Christusleben ohne schwächende Beimischung welt-

[1] Secr. — [2] 1 Petr 2, 2; Intr. — [3] Griech. Lit. — [4] Ps 102, 5. — [5] Lk 18, 17.

[1] 1 Petr 2, 2; Intr. (rationabiles steht irrtümlich statt rationabile).

licher Art erwächst in denen, die sich einzig dieser Nahrung bedienen. Eine große göttliche Einseitigkeit oder besser Einfachheit unterscheidet sie von den am Vielerlei weltlicher Speise genährten Menschen. Sie sind Kinder inmitten der viel zu Klugen. Ungebrochen fließt die Kraft ihres Handelns aus der göttlichen Einfalt ihres von Christus ernährten Lebens. Eine ferne Ahnung dieser erhabenen übernatürlichen Kindlichkeit mag in Goethe gewesen sein, als er „kindlich" und „unüberwindlich" im Reim zusammenband:

„Nur wo du bist, sei alles, immer kindlich,
so bist du alles, bist unüberwindlich."

Die göttliche Einfalt, die von der Milch der Kirche ernährt wird, ist der Glaube. Er ist die kindliche, unüberwindlich machende Kraft, die den Christen zum Herrn der Welt prägt und in dem sterbenden Martyrer, der unfruchtbaren Jungfrau, dem verachteten Mönch Triumphe des Lebens feiert, nach denen die von der Welt Gesättigten sich vergeblich sehnen. „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet — unser Glaube[1]."

Und was ist der Inhalt dieses Glaubens? „Wer", sagt Johannes, „überwindet die Welt, wenn nicht der, welcher glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist[2]?" Der Glaube an die Erlösung der Welt durch den menschgewordenen Sohn Gottes, der Glaube an Kreuz und Auferstehung, der Glaube an den in seiner Kirche fortlebenden Herrn, an das uns innewohnende göttliche Leben, mit einem Wort: der Osterglaube — das war und ist die unüberwindliche Kraft der Kirche und ihrer Kinder. Die göttliche Einfalt dieses Glaubens löst jedes Problem, überwindet jede Not und umgibt den nach menschlicher Sicht schmählich Untergehenden mit der Glorie eines ewigen Aufgangs in Gott.

[1] 1 Joh 5, 4; Ep. — [2] 1 Joh 5, 5; Ep.

Christus ist der einzige Inhalt unseres Glaubens. Wie er die göttliche Nahrung ist, so auch das aus ihr wachsende Leben. Wo Christus im Menschen lebt, da hat der Mensch den lebendigen Glauben. Wo Christus noch nicht im Innersten des Menschen zur lebendigen Gewißheit geworden ist, da bedarf der Glaube noch der Stütze durch äußere Zeichen. So mußte Thomas zuerst seine Hände in die Wunden Christi legen, um zum Glauben zu kommen. Der Herr aber sagt: „Selig, die nicht sehen und doch glauben[1]!" Wenn wir wie Kinder, begierig und ohne Aufhören, von der heiligen Milch kosten, so wird Christus groß und stark in uns, und wir sind seiner so gewiß wie des irdischen Blutstromes, der uns durchkreist. Er ist das göttliche Blut in uns. Wir brauchen ihn nicht zu sehen — wir leben ihn. Die Communio ist darum eine Aufforderung an die den göttlichen Mysterien noch Fernstehenden. Sie sollen herbeikommen und von der geistlichen Milch, von der heiligen Opferspeise genießen, damit Christus in ihnen wachse und sie in lebendigem Glauben seiner gewiß werden wie Paulus, der an die Korinther schreibt: „Und wenn wir auch Christus dem Fleische nach gekannt hätten, jetzt kennen wir ihn nicht mehr so[2]."

Dieser lebendige Glaube, das heißt: der gegenwärtige Herr in uns, wirkt den Frieden. „Pax vobis[3]", lautet der Ostergruß des Herrn. Wer glaubt, daß Christus auferstanden und sein göttliches Leben in uns ist, der hat den Frieden. Denn Christus ist unser Friede mit dem Vater. Für die Sünde der Welt, zur Versöhnung der Sünder ist er gestorben. Seine Auferstehung ist das gewisse Zeichen dafür, daß der Vater das Opfer angenommen hat. Christus lebt als

[1] Joh 20, 29; Ev. — [2] 2 Kor 5, 16. — [3] Joh 20, 26; Ev.

der wirkliche, personhafte Friede mit dem Vater. Seiner Kirche haucht er sein Leben ein[1], und dieses Leben ist in ihr Vergebung der Sünde und Friede; Friede mit dem Vater und Friede auch der einzelnen Glieder der Kirche untereinander. Denn wie kann Unfriede zwischen ihnen sein, da in jedem von ihnen der lebendige Friede — Christus — lebt! Christus ist das Band des Friedens, das die Steine der lebendigen Gottesstadt aneinanderbindet.

Das Kindsein hatte der Herr als Bedingung gestellt für den Eintritt in sein Reich. Seine Auferstehung hat die Menschen zu Kindern des Vaters gemacht. Heute ergeht die Einladung an sie, von der geistlichen Milch, das heißt: von den Mysterien der Mutter Kirche, reichlich zu kosten und sich zu nähren, damit das Leben der neuen Kindheit erstarke. Lebendiger Glaube und wesenhafter Friede wachsen in der Kirche Gottes, und dadurch kommt nicht nur der einzelne zur Vollendung seines Menschseins in der Kraft einer unvergänglichen Kindheit, sondern auch das Ganze steht in fester, unlösbarer Fügung (pax) als ewiges Reich des Herrn.

Der neue, kindhafte Mensch des neuen Reiches steht im Mittelpunkt dieses Herrentages als leuchtende Osterwirklichkeit, als Beute gewissermaßen des Siegers Christus und als Ostergabe der erlösten Erde an den Vater im Himmel. Er öffnet seine Arme bei der Mutter, der Kirche[2], und drängt hin zu ihr, wo die Nahrung der neuen Kindheit seiner wartet. Für die Kinder des Reiches ist die Communio Ladung zu immer neuem Kosten und Trinken der heiligen Milch (Christus), damit sie immer mehr dem falschen Erwachsensein der Erde entwachsen und immer mehr in die göttliche Kindheit hineinwachsen. „Lege deine Hand hierher, und erkenne die Wundmale, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!

[1] Vgl. Joh 20, 22; Ev. — [2] Tertullian, Über d. Taufe 20.

Alleluja[1]!" Die ganze Seligkeit der mystischen Sättigung in den Armen der Kirche und der neuen Kindheit in Christus singt sich in diesem freudigen Alleluja aus. Der von dem auferstandenen Christus neugezeugte Mensch jubelt erkennend seinem Führer und Hirten zu:

„O führe der geistigen Schafe Getrab!
O Heiliger, führ uns,
du König der lauteren Jugend[2]!"

ICH BIN DER GUTE HIRT

(Zweiter Sonntag nach Ostern)

Die Frühzeit der Kirche ist eine rechte Osterzeit. Alles ist Jubel, Freude und Dank im Leben dieser ersten Christen. Eben war ja die Erlösung erst geschehen. Eben waren die Menschen wiedergeboren worden aus dem Wasser der Taufe. Das Blut Christi war sozusagen „noch warm auf der Erde". Darum ist das junge Christentum ganz durchzittert von Freude und Dank; und das gibt ihm seine unvergleichliche Anmut. Nicht umsonst bedeutet das gleiche griechische Wort „Charis" in der Sprache der Christen Gnade, Freude, Dank und himmlische Gnadenanmut; und nicht umsonst wird Christus selbst „Charis" genannt, er, der Urheber alles dessen, was Charis besagt, er — die wesenhafte Gnade, Freude und Danksagung[3].

Die Osterliturgie der Kirche ist das getreue Spiegelbild dieser freudigen Frühzeit des Christentums. Auch sie trägt das Gepräge der „Charis".

[1] Joh 20, 27; Com. — [2] Klemens v. Alex. a. a. O. — [3] Vgl. Didache 10, 6; dazu: Wetter, Charis. Unters. z. NT Heft 5 (Leipzig 1913); s. auch: F. J. Dölger, Sol salutis. Liturgiegesch. Forsch. 4/5 (Münster 1925), S. 206 ff.

In ihr wird die Erlösung allen Zeiten und Menschen zugänglich. Eben haben wir sie erlebt. Eben hat das Blut des Lammes als mächtiges Siegel uns vom Tode befreit und als Milch unser neues Leben gespeist. Aufgeblüht sind wir in einer neuen Kindheit. Jedes Alleluja der österlichen Zeit ist ein Dank- und Jubelruf des erlösten, sündefreien Lebens.

Auf Christus, den Herrn, geht der dankbare Jubel und Lobpreis der Kirche. Mächtig flammt die Liebe zu ihm auf. Er hat die Erlösung gebracht. In ihm ist Gottes Liebe Mensch geworden und hat das Werk der Erlösung unter vielen Schmerzen zu Ende geführt. Er ist der Führer des neuen Lebens. Zum Vater führt er den Reigen der Erlösten. Darum erfüllt er das ganze Denken und Leben der Kirche. Unter immer neuen Bildern sieht sie ihn, ihren Heiland. Er ist der Sieger, der Held und Triumphator, der Tod und Hölle besiegt und der Schlange den Kopf zertreten hat. Er ist der Bräutigam, der die gefangene Braut — die sündige Menschheit — erlöst hat. Er ist die kostbare Frucht am neuen Lebensbaum des Kreuzes: der neue Apfel, der nicht Tod und Verwesung zu kosten gibt, sondern von Auferstehung und Unsterblichkeit duftet. Er ist die göttliche Milch, das ungesäuerte Brot, der Wein des neuen Lebens. Er ist der Herr der Hochzeit und das festliche Mahl der Geladenen. Er ist der Widder, der zur Erlösung der Schafe geschlachtet wurde — „das Lamm (der Widder) erlöste die Schafe[1]" —, und er ist auch der Hirte der Seinen. In der wundervollen Einheit aller irdischen Bilder, die in der alles umfassenden Gottheit des Urbildes zusammenfallen, sind Hirt und Widder eins.

Christus ist der letzte Sinn aller Bilder und Gleichnisse. Die Schönheit der Menschen und Dinge ist es, daß sie Christus spiegeln. Christus aber ist das

[1] Wipo, Ostersequenz.

Spiegelbild des Vaters. Liebend ging die Frühzeit der Kirche diesen Abbildern und Spuren ihres Herrn nach. Lieb vor vielen war ihr das Bild des *Hirten*. Immer wieder begegnen wir ihm in den Katakomben, in den Mosaiken der alten Basiliken, in der frühchristlichen Literatur. Es erfüllt Leben und Denken der Christen. Die Martyrin Perpetua sieht in einer Vision das Paradies als weiträumigen Garten- oder Weideplatz und auf ihm den Herrn in der Gestalt eines Hirten, der die Schafe weidet und melkt und vom Gemolkenen ihr zuteilt, so daß sie es süß in ihrem Munde spürt, als sie aus der Vision erwacht. Und in einer alten christlichen Grabinschrift heißt es: „Ich bin ein Schüler des heiligen Hirten, der die Schafe auf Bergen und Ebenen weidet[1]."

Die Vorliebe für dieses Bild ist begreiflich. Die Christen übernahmen es vom Herrn selbst. In der Heiligen Schrift des Alten wie des Neuen Bundes offenbart sich die göttliche Liebe unter dem Bilde des Hirten. Sie paßt sich in unendlicher Güte und Herablassung den Vorstellungen der Menschen an, wie sie aus ihrer täglichen Umwelt erwachsen. Uns, die wir in Städten und im Zeitalter der Technik leben, ist dieses Bild nicht mehr geläufig. Selten nur sehen wir einen Hirten mit seiner Herde. In alter Zeit und besonders im Morgenland war dieser Anblick das Alltägliche und Gewohnte. Überall sah man die Hirten mit ihren Herden weidend umherziehen. In Palästina wußte man, was gemeint war, als Christus von sich bezeugte: „Ich bin der Gute Hirt[2]."

Oft hatte Gottes besonderer Segen auf den Hirten geruht. Der unschuldige und Gott wohlgefällige Abel war ein Hirt. Abraham, der durch seinen Glauben zum „Freunde Gottes" wurde, war ein Besitzer großer Herden, und gleich ihm auch die

[1] Grabinschrift des Aberkios (Anfang d. 3. Jh.). — [2] Joh 10, 11; Ev.

übrigen gottgesegneten Erzväter. Von der Herde weg rief der Herr den David zum Königtum. Als Hirt seines Volkes lebte Gott in der Vorstellung der Israeliten. „Der Herr ist mein Hirte, mir mangelt nichts[1]", singt David. Und anderswo: „Wir sind sein Volk, die Schäflein seiner Weide[2]", und wieder: „Du Hirte Israels, hab acht, du, der den Joseph wie ein Schäflein führt[3]." Umgeben von Schmähsüchtigen ruft Jeremias aus: „Sie brachten mich nicht in Verwirrung, denn ich folgte dir, meinem Hirten[4]", und bei dem Propheten Ezechiel verheißt der Herr: „Ich selbst will meine Schafe suchen. . . . Was verloren war, will ich suchen, . . . was verwundet ist, verbinden, das Schwache kräftigen . . .[5]"

Eine starke, männliche Vorstellung erweckt das Wort vom Hirten. Mut mußte der Hirt auf den Weiden des Morgenlandes haben. Wie oft griffen wilde Tiere die Herde an! „Dein Knecht", sagt David, als Saul an seiner Stärke zweifelt, „weidete die Herde seines Vaters, und oft kam ein Löwe oder ein Bär und riß einen Widder hinweg aus der Mitte der Herde — ich aber verfolgte sie, schlug sie und entriß das Tier ihrem Rachen[6]."

Wie paßt dieses Bild von dem tapferen jungen Hirten zu dem österlichen Sieger Christus, der heute unter uns steht und spricht: „Ich gebe mein Leben für meine Schafe[7]!" In ihm sind alle Bilder des Guten Hirten aus dem Alten Testament erfüllt. Er selbst bekennt sich als die Erfüllung des Verheißenen: „Ich bin der Gute Hirt." Und nun wird auch klar, warum dieses Bild vom Hirten vor allem in die Osterzeit hineingehört. Mehrmals an dem langen Paschawege der Kirche, vom Beginn der Fastenzeit an bis zur großen Leidenswoche hin, leuchtete es verheißungsvoll auf. Aber erst die Passion hat den

[1] Ps 22, 1. — [2] Ps 94, 7. — [3] Ps 79, 2. — [4] Jer 17, 16. — [5] Ez 34, 11, 16. — [6] 1 Kg 17, 34 f. — [7] Joh 10, 15; Ev.

Herrn recht eigentlich als guten Hirten seiner Schafe offenbar gemacht.

Ein gemieteter Hirt, dem die Schafe nicht zu eigen gehören, hat nicht den Todesmut der Liebe. „Es liegt ihm nichts an den Schafen[1]", sagt der Herr. „Wenn er den Wolf kommen sieht, läßt er die Schafe allein und läuft davon[2]." Es geht ihm ja nur um den Lohn, nicht um die Tiere. Was liegt ihm daran, wenn der Wolf ein paar davon raubt und zerreißt! Solche schlechten Hirten waren die Führer Israels, die der Prophet Ezechiel anklagt und die Christus auf den Sitzen der Ältesten fand, da er als guter Hirt sein Volk heimsuchte.

Christus ist der *gute* Hirt, das heißt: der echte, der wahre Hirt. Ihm gehören die Schafe; denn durch ihn sind sie geschaffen. Er ist ja der Logos Gottes, durch den alles gemacht ist[3]. Sein sind sie; von ihm sind sie abgefallen, und dennoch liebt er sie. Denn seine Liebe ist nicht wie die der Menschen. Er sucht das Verirrte und erbarmt sich des Schlechten und Fehlerhaften. In Sünden waren die Menschen; aber Gott liebt sie. Als Hirt kommt er und schlägt sich für diese armselige Herde. Mit den wilden Tieren — Hölle, Sünde, Tod und Satan — kämpft er und entreißt die armen irregeführten Schafe dem Rachen des Bösen. Er tut mehr als irgendein menschlicher Hirt. Er wirft sich sozusagen selbst den wilden Tieren hin anstatt seiner Schafe. Er läßt sich von ihnen aufzehren.

Aber der Vater ist mit ihm; er erweckt den Hirten vom Tode. Glorreich leuchten nun die Male seiner Wunden. In göttlicher Schönheit steht er auf der Weide des neuen Lebens, die er seiner Herde erkämpft hat: der starke Sieger, der *schöne* Hirt.

Wieder, wie in der Weihnachtsoktav, versinkt die

[1] Joh 10, 13; Ev. — [2] Joh 10, 12; Ev. — [3] Vgl. den Mittw. n. d. Passionssonnt. (Das Herrenjahr I, S. 426 ff.).

Kirche in der Betrachtung der Schönheit Christi. Er ist ihr der *schöne* Hirt. In der Epistel zählt sie mit Petrus die Schönheiten des Herrn auf wie eine liebende Braut: „Er hat keine Sünde getan, und in seinem Munde fand sich kein Trug. Er ließ sich schmähen und schmähte nicht wieder. Er litt, aber er drohte nicht . . . Er trug unsere Sünden an seinem Leibe auf das Kreuzesholz. . . Durch seine Wunden wurdet ihr heil[1]." Seine Wunden sind die Juwelen, sind der leuchtende Purpur, mit dem er sich für seine Braut geschmückt hat.

An dieser Leidensgestalt erkennt die Kirche ihren wahren, ihren guten Hirten. Die Wunden des Kampfes am Leibe ihres Hirten offenbaren ihr die Schönheit der ewigen Liebe, die als Hirt in diese Welt gekommen ist, um sie loszukaufen und in Ewigkeit zu hüten. Die Demut seiner gekreuzigten Menschheit ist die Schönheit ihres Hirten, von der die Kirche gefesselt ist: „O Gott, durch die Niedrigkeit deines Sohnes hast du die darniederliegende Welt aufgerichtet . . .[2]" Wieder ist es das Staunen über das — menschlich gesprochen — Paradoxe in der Offenbarung der göttlichen Liebe, das hier laut wird. Wehrlos und unbewaffnet hat der Hirt die Herde von ihren reißenden Verfolgern befreit. Demut ist seine Schönheit; im Schweigen des scheinbar Unterliegenden vernimmt die Kirche beglückt die Stimme ihres wahren Hirten und erkennt ihn als den Sendling der Agape.

Um dieses Erkennen geht alles in der heutigen Messe. Erkenntnis, heilige Schau ist das Ostergeschenk, wie es die Messen der Osteroktav wieder und wieder offenbarten. Die Erkenntnis des Vaters ist vollkommen geworden in dem bis zum Tode gehorsamen und vom Tode auferstandenen Christus Jesus. Unsere Erkenntnis Gottes aber geht durch

[1] 1 Petr 2, 22 ff., Ep. — [2] Or.

diesen Christus Jesus. Die Herde muß ihren Hirten erkennen, damit er sie in das ewige Weideland führen kann, wo sie im Vater alles Lebens ruhen wird. Sie erkennt ihn an seiner Demut; denn nur Gott konnte sich so tief erniedrigen. Sie erkennt ihn an seinem Schweigen, das für sie die Stimme der höchsten Liebe ist. Denn er schwieg aus der Fülle seiner Macht heraus und tat seinen Mund nicht auf vor seinen Henkern, um sich als Opferlamm für seine Schafe hinzugeben — er, der gute Hirt.

In seiner Passion erkennt die Herde ihren Hirten. Darum ist jetzt die Zeit der Erkenntnis; jetzt, da wir die heiligen Mysterien des Leidens und Todes Christi begangen haben; jetzt, da wir sie im Opfer der Messe wiederum begehen. „Die Jünger erkannten den Herrn Jesus beim Brotbrechen[1]", singt der Alleluja-Vers, den immerwährenden Anteil der Kirche an dem Geschehnis von Emmaus bekundend[2]. In der Feier der heiligen Eucharistie, bei der Gegenwärtigsetzung der Passion, erkennen wir unseren Hirten, der sein Leben für seine Schafe gab. Darum ist die Osterzeit voll vom Jubel dieser Erkenntnis; denn jetzt haben wir ja in ausgedehnterer Jahresfeier die heiligen Mysterien begangen, die uns täglich beim „Brechen des Brotes" gegenwärtig sind.

Nicht alle erkennen den Hirten. Immer wieder steht heute in der Messe sein Wort vor uns auf: „Ich kenne meine Schafe, und die meinen kennen mich." Wenn in den gemeinsamen Hürden des Morgenlandes die Hirten am Morgen ihre Tiere locken, so folgen aus der großen Menge jedem Hirten nur die ihm gehörigen Schafe[3]. So spricht auch der Herr: „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich[4]."

[1] Lk 24, 35; s. 1. All.-V. — [2] Vgl. den Ostermont. (S. 116). — [3] Vgl. Fr. M. Willam, Das Leben Jesu im Lande u. Volke Israel (Freiburg i. Br. 1933), S. 308. — [4] Joh 10, 14; Ev.; 2. All.-V.; Com.

Wer aber sind die Seinen? Hat er nicht alle geschaffen? Gehört ihm nicht jeder als sein Eigentum? Die Sünde kann doch nicht unbedingt vom Hirten trennen; denn er sucht ja das Verirrte. Hier rühren wir an das große Mysterium der göttlichen Liebeswahl. Die Liebe Gottes schaut den Menschen an — das ist der Ruf des guten Hirten. Wer sich der Liebe öffnet, sich bedingungslos ihr hingibt, der ist Eigentum des Hirten, der gehört zu den „Seinen". Der Liebesblick Gottes erkennt unter den Geschaffenen die Seinen, und die antwortgebende Liebe des Menschen erkennt Gott. Das ist das tief geheimnisvolle Liebesspiel des gegenseitigen Erkennens zwischen Gott und Mensch. Es vollzieht sich im Innersten der Seelen und wird offenbar in den Mysterien der Kirche, in den Sakramenten, beim „Brechen des Brotes". Die Erwählten, von der göttlichen Liebe Erkannten, werden in der Taufe mit dem Blute Christi und mit dem Siegel des Kreuzes als Schafe des guten Hirten gezeichnet. Sie empfangen in der Firmung die starke, treibende Kraft, das göttliche Lebensprinzip, das sie in Ewigkeit nur dem einen Hirten folgen läßt. Die Schafe haben den schwächsten Orientierungssinn unter allen Tieren — der gefallene Mensch hatte die Richtung auf Gott verloren. Die Liebe Gottes ersetzt den Mangel in göttlicher Freigebigkeit: der Zug zum Hirten gibt den irrenden Schafen die fehlende Richtung in anderer, gnadenhafter Weise zurück. Führung ersetzt das eigene Finden, und die Liebe zur Führung sichert das Heil.

Alles ist Gnade. Nur der Ruf des Hirten — das Erkanntwerden von der göttlichen Liebe — entscheidet über die Zugehörigkeit zur Herde. Hören und der erkannten Stimme folgen — das ist alles, was vom Menschen verlangt wird. Nicht Leistung, nicht Gerechtigkeit. „Denn alle haben gesündigt und sind der Herrlichkeit Gottes verlustig gegangen.

Sie werden aber gerechtfertigt ohne Verdienst, durch seine Gnade, durch die Erlösung in Christus Jesus[1]." Die Verirrten, die Sünder sind die ersten unter den *Erkannten.* Ihr Jubel erfüllt die Osterzeit. Sie umdrängen den auferstandenen Hirten, den in seinen Wunden und im Purpur seines Blutes, im demütigen Kleide seiner Menschheit *schönen.* Sie sind selig auf seiner Weide. „Gute Weide sind die göttlichen Mysterien . . . Gute Weide sind auch die Worte der Heiligen Schrift[2]." Da nährt der gute Hirt seine Schafe mit dem Fleisch und Blut des geopferten Lammes, das er selbst ist, damit sie stark und kräftig werden. Da tränkt er sie mit dem reinen Wasser seines göttlichen Wortes, mit der Milch seiner Mysterien.

Ruhig können wir ihm folgen. Er tut alles für uns. Auch wenn er über rauhe Wege führt, es geht zuletzt immer wieder auf gute Weide. Nicht im irdischen Sinne gut. Ein Erdenparadies hat Christus nicht gebracht, aber Frieden und ewiges Leben der Seele. *In* uns liegen besiegt die wilden Tiere — Haß, Zorn, Neid und jede Sünde —, besiegt von dem kraftvollen Arm des Hirten. *In* uns wächst das freudige Leben, das auf guter Weide ernährt wird. Darum bekennt die Kirche heute danksagend gleich im Eingangspsalm: „Die Erde ist voll der Barmherzigkeit Gottes[3]!" Und das Opferungslied ist die beglückte Ganzhingabe der *erkannten* Seele an die Führung des Hirten: „O Gott, mein Gott! Zu dir erwache ich beim Morgenlicht! In deinem Namen heb' ich meine Hände auf[4]."

O freudige österliche Wirklichkeit! Wir sind erkannt vom Hirten, und wir haben ihn erkannt. Was das Mysterium der österlichen Feier, was die Mysterien unserer Eingliederung in die Herde des

[1] Röm 3, 23 f. — [2] Ambrosius, Zu Ps 118, 105 (XIV 2). — [3] Ps 32, 5; Intr. — [4] Ps 62, 2, 5; Off.

Herrn gewirkt haben, wird vollkommen werden in der Kraft der täglichen Gefolgschaft auf dem Wege des Hirten. Zwischen Weide und Weide liegt der Weg der treuen Hingabe im sittlichen Tun. Ein Wüstenweg vielleicht, aber mit dem Herrn leicht zu gehen. Und immer wieder warten unterwegs die Oasen der heiligen Mysterien, die guten Weideplätze. O Herr, du hast uns als die Deinen erkannt und in der Taufe uns mit deinem Blute gezeichnet. Wir gehörten nicht zum fetten Teil der Herde, wir waren schwach und fehlerhaft. Aber du hast uns als die Deinen erkannt; du hast uns geliebt. Gib, daß wir immer auf deiner guten Weide bleiben, an deinen Mysterien uns nähren und dir auf dem Wege durch die Wüste dieses Lebens hin folgen, bis deine Liebe uns heimführt in die Hürde des Vaters!

DIE KLEINE WEILE

(Dritter Sonntag nach Ostern)

Der Eingangspsalm der heutigen Messe ist noch einmal ein Jubellied auf die österliche Erlösung: „Jubelt Gott, alle Lande, alleluja! Lobsinget seinem Namen, alleluja! Lasset sein Lob herrlich erschallen, alleluja, alleluja, alleluja! Sprechet zum Herrn: Wie furchtbar sind deine Werke, o Gott! So groß ist deine Macht, daß deine Feinde heuchlerisch dir huldigen[1]!" Die Kirche preist den Vater im Himmel ob des Wunderwerkes der Erlösung, ob der Menschwerdung, des Todes und der Auferstehung Christi, wodurch die Welt erlöst und geheiligt worden ist. Sie preist ihn ob der Teilhabe an diesem wunderbaren Erlösungswerke in ihrer heiligen Jahresfeier. Aus der Erfahrung des Heiles

[1] Ps 65, 1—3; Intr.

bricht ihr Jubel. Vor ihr steht der Hirte mit den frischen Wunden des Kampfes. Unter seinem tropfenden Blute sproßt kräftig die heilige Weide der Mysterien. Wie Schafe werden ihre verirrten Kinder zurückgeführt in die Hürde des Herrn. Springend in der Freude neuen Lebens umdrängen sie den gegenwärtigen Hirten. Alle Erlösten auf der ganzen Erde scheinen sich zu finden in dem einen großen Jubelchor des Introitus.

Im Offertorium aber löst sich *eine* Stimme aus dem unendlichen Chor. *Eine* erlöste Seele, *unsere* Seele singt ihren Dank aus vor dem Herrn, weil er sie von der Herrschaft der Sünde und der Welt befreit hat: „Du, meine Seele, lobe den Herrn! Ja, loben will ich ihn mein Leben lang, lobpreisen meinen Gott, solang ich bin[1]." An dieser Stelle der heiligen Messe, bei der Opferung, hat das Danklied einen tiefen Sinn, dem wir nachgehen müssen. Der Wille zu lebenslänglichem Lobpreis des Herrn ist ein Bekenntnis zu Christus und zum Leben in seinen Mysterien. Denn wie können wir Gott lobpreisen, wenn nicht in und durch Christus? In Christus aber den Vater preisen, durch den Sohn zum Vater beten kann nur, wer Christi Leben in sich trägt. Und lebendiges Christusleben wiederum kann nur in sich haben und bewahren, wer aus den Mysterien lebt, wer sich immer wieder in die Gegenwart des Opfers Christi stellt und seinen Tod mitstirbt.

Das Leben lebt aus beständigem Tod. Hinter dem mystischen Tod der täglichen Opferfeier muß, damit er ganz wirken kann, was er zu wirken imstande ist, die Opferhingabe des täglichen Lebens stehen. Wie der Freitag der Osterwoche es uns lehrte: *Das Pascha feiern und die Gebote halten* ist das Doppelgesetz des Christenlebens. Dieses Leben ist geboren aus dem Opfertod Christi. Darum muß es ein kreuz-

[1] Ps 145, 2; Off.

tragendes Leben mit Christus sein. In Gehorsam und Liebe, in Demut und Geduld, in Armut und Verachtung muß es seine Abstammung erweisen, seine Einheit mit dem Erzeuger — Christus. Nur dann kann die heilige Opferfeier immer kräftigeres Wachstum in uns wirken, wenn der Vater uns ganz und gar als seinen gekreuzigten Sohn erkennt. Den Gekreuzigten erweckt er zum Leben; den vor dem Kreuze Fliehenden läßt er im Tode.

In dieser Weise entwerfen Oration und Epistel das Lebensprogramm des echten Christen. „Ausspeien" muß er alles, „was diesem Namen (dem Namen des Christen) feindlich ist, und suchen, was ihm entspricht[1]." „Wie Fremdlinge und Pilger" — dem Fremdling und Pilger von Emmaus gleich — müssen wir in dieser Welt leben, wie Menschen, die in einem fremden Lande sind und um dessen Gebräuche und Sitten sich nicht kümmern, sondern nach der Gewohnheit ihrer Heimat ihr Leben führen. Unsere Heimat ist bei Gott und dem verklärten Christus im Himmel. Nach seiner Art müssen wir also leben und „von fleischlichen Begierden uns enthalten[2]". Unserem Wandel muß man anmerken, daß wir nicht zur Welt gehören, daß wir Christusmenschen sind. „Macht die Freiheit nicht zum Schleier der Bosheit[3]", mahnt der heilige Petrus. Frei sind wir geworden von der Sünde durch Christi Tod und Auferstehung. Aber frei von der Sünde bleibt nur, wer sich bindet an das Kreuz Christi. Wer so lebt — gekreuzigt der Welt und ihrer Lust —, den gebiert das Opfer Christi in der heiligen Messe immer von neuem zur Freiheit.

So ist uns das Offertorium ganz offenbar geworden als ein Bekenntnis zu dem leidenden Herrn, als eine Verpflichtung auf Kreuz und Tod. Es ist eine geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen der österlichen Freude der Mysterien, die Leben und Lob-

[1] Or. — [2] 1 Petr 2, 11; Ep. — [3] 1 Petr 2, 16; Ep.

preis wirken, und dem Kreuze täglicher Christusnachfolge, das für den mystischen, lebengebärenden Tod der Opferfeier vorbereitet.

Dieser scheinbare Gegensatz von Tod und Leben, Trauer und Freude, der das ganze Christenleben kennzeichnet, geht auch durch das Evangelium der heutigen Messe. Mit ihm beginnt die Reihe der österlichen Sonntagsevangelien, die den Abschiedsreden des Herrn entnommen sind. Es hat einen tiefen Sinn, wenn die Kirche diese Herrenworte gerade in der Osterzeit liest. Sie sind alle auf den Ton der Verheißung gestimmt, und Ostern hat diese Verheißung erfüllt. Die Vorhersage des Herrn, für die Jünger am Vorabend der Passion noch dunkel und schwer verständlich, erleuchtet nun die Kirche und enthüllt ihr die letzten Tiefen des Ostergeschehens.

Alles in dieser Verheißung geht ja um das, was wir als die eigentliche Osterwirklichkeit erkannten: um das neue Leben in Christus und seine Blüte, die Gnosis. Mit großer Eindringlichkeit wiederholt der Herr in den letzten Gesprächen mit seinen Jüngern immer wieder: „Ihr werdet sehen . . ., ihr werdet erkennen . . .", und begründet sein Versprechen mit der Verheißung: „Ihr werdet leben." Dieses Sehen — Schauen sagten wir vielleicht richtiger — erscheint im heutigen Evangelium als Grund der österlichen Freude: „Eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen . . . Jetzt habt ihr zwar Trauer; aber ich werde euch wieder*sehen*, und euer Herz wird sich *freuen*, und eure Freude wird euch niemand wegnehmen[1]." Wenig später — im Kapitel 20 — kann Johannes die genaue und buchstäbliche Erfüllung dieser Verheißung berichten: „Gavisi sunt discipuli viso Domino — die Jünger *freuten* sich, da sie den Herrn *sahen*[2]." Das bezieht sich auf die Begegnung des Herrn mit seinen Jüngern am Tage

[1] Joh 16, 16, 22; Ev. — [2] Joh 20, 20.

der Auferstehung. Unverkennbar greift der Evangelist mit seinen Worten auf die Verheißung der Abschiedsreden zurück: „Ihr werdet sehen", und „sie sahen"; „euer Herz wird sich freuen", und „sie freuten sich". So wird, von Verheißung und Erfüllung eingeschlossen, die dazwischenliegende Spanne Zeit und alles, was sich in ihr ereignete, deutlich als die „kleine Weile" der Traurigkeit und des Nicht-Sehens gekennzeichnet. Leiden und Tod des Herrn, sein Verschwinden von der Erde und sein scheinbarer Untergang, der in Wirklichkeit ein Übergang ist, — das ist die „kleine Weile", von der unser Text spricht. Und wirklich nur eine kleine Weile, ein Hinübergehen nur, ein Pascha, wie ja auch der Herr selbst sagt: „Ich gehe zum Vater[1]." Während er hinübergeht, durch den dunklen Engpaß des Todes hindurch, ist er unsichtbar für die Seinen. Aber wenn das Pascha vollendet ist, wenn die Welt des Vaters ihn aufgenommen hat, dann — nach dieser kleinen Weile — werden sie ihn sehen, und ihr Herz wird sich freuen.

Aber nicht alle, die den Herrn in seinem irdischen Dasein sahen, werden ihn auch nach seinem Pascha sehen können. „Noch eine kleine Weile", sagt er zu seinen Jüngern, „und die Welt wird mich nicht mehr sehen. Ihr aber werdet mich sehen; denn ich lebe, und auch ihr werdet leben[2]." Solange der Herr noch den um unsertwillen angenommenen „Sündenleib[3]" trägt, sehen ihn alle, wie eben das körperliche Auge körperliche Gegenstände wahrnimmt. Aber sobald er bei seinem Durchgang durch den Tod die Sterblichkeit abgestreift hat und mit verwandeltem, verklärtem Leib aus seinem Pascha hervorgegangen ist, genügt der Blick des körperlichen Auges nicht mehr, um ihn zu sehen. Nur wer ihm als Glaubender durch sein Pascha hindurch in das neue, göttliche Leben gefolgt ist, nur wer an diesem Leben teilhat und mit

[1] Joh 16, 16; Ev. — [2] Joh 14, 19. — [3] Röm 6, 6.

dem Herrn „beim Vater" ist, nur der *sieht* den Auferstandenen. Die Welt kann ihn nicht sehen; denn sie ist nicht im Glauben mit ihm verbunden. Sie bleibt spottend an seinem Kreuze und an seinem Grabe stehen; sie folgt ihm nicht in den neuen Lebensbereich, in den er hinübergeht. Die Jünger aber folgen ihm, zaghaft zwar, ungewiß, ängstlich — aber sie folgen. Mit ihm gelangen sie durch die „kleine Weile" des Todes hindurch an das Ufer einer neuen Welt, die ganz von göttlichem Leben durchatmet ist. Das Pascha ist vollendet. Die Pentekoste beginnt: das herrliche Fest der fünfzig Tage, „währenddessen die Auferstehung des Herrn wiederholt unter den Jüngern begangen, die Gnadengabe des heiligen Pneumas geschenkt und die Hoffnung auf die (zweite) Ankunft des Herrn angedeutet wurde[1]".

Was nun geschieht, vollzieht sich nicht mehr im irdischen Raum und in der irdischen Zeit. Der auferstandene Christus lebt beim Vater, im zeitlosen Bereich des göttlichen Lebens, und in dieses Leben zieht er die Seinen, die ihm als Glaubende gefolgt sind, hinein. Er haucht ihnen sein Leben — das Pneuma Gottes — ein. Von diesem Pneuma hat Johannes früher gesagt: „Pneuma war noch nicht da; denn Jesus war noch nicht verherrlicht[2]." Zuerst mußte die sündige menschliche Natur durch den Tod hindurchgegangen sein und alles Unreine abgestreift haben, bevor sie den göttlichen Lebensatem, das Pneuma, in sich aufnehmen konnte. Das war nun durch den Tod des Herrn geschehen. Darum haucht Christus gleich nach seiner Auferstehung die Jünger an und sagt: „Empfanget heiliges Pneuma[3]!" Die Welt kann dieses göttliche Leben, dieses Pneuma, nicht empfangen, „weil sie es nicht sieht und nicht kennt[4]". Und der Grund, warum sie den Herrn nicht

[1] Tertull., Ü. d. Taufe 19. Zur Übers. vgl. O. Casel im Jahrb. f. Lit. 14 (1934) 18. - [2] Joh 7, 39. - [3] Joh 20, 22. - [4] Joh 14, 17.

sehen kann, ist eben der: sie lebt nicht das Leben, das der Herr lebt. Die Jünger leben es, darum sehen sie. Ihr Leben berührt sich mit seinem Leben, und daraus springt der Funke des Erkennens auf; ein gegenständliches Erkennen, ein inneres Schauen, das ihnen beim Anblick der sichtbaren äußeren Erscheinung bezeugt: „Dominus est — es ist der Herr[1]."

Aus diesem Sehen quillt die Freude, von der es im heutigen Evangelium heißt: „Eure Freude wird euch niemand nehmen[2]." Die Freude bleibt. Sie vergeht nicht mit dem Entschwinden der sichtbaren Gestalt. Diese hat ja nur dazu gedient, das Zeugnis der inneren Gegenwart aufzurufen. So zeigt es sich bei dem Begebnis von Emmaus, so bei den Erscheinungen des Auferstandenen in Jerusalem und Galiläa. Während der Herr sichtbar vor ihnen steht, vernehmen die Jünger in ihrem Innern seine Stimme, die ihnen bestätigt: „Ich bin es, fürchtet euch nicht[3]." Dadurch kommt ihnen zum Bewußtsein, daß sie nun auf eine neue Art mit dem Herrn leben, daß er als göttliches Pneuma in ihnen lebt und atmet. So hatte der Herr es ihnen verheißen: „An jenem Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch[4]." Und dieses Leben bleibt, ob auch die äußere, sichtbare Gegenwart schwindet. Sie erkennen, daß es keine Trennung mehr gibt, daß sie unauflöslich mit dem Herrn vereinigt sind. Diese Erkenntnis ist ihre große Freude: „Gavisi sunt discipuli viso Domino." Sie flammt auf beim Erscheinen des Herrn; aber sie wächst bei seinem Entschwinden. Darum heißt es von dem letzten Kommen und dem endgültigen Gehen des Herrn: „Indem er sie segnete, entfernte er sich von ihnen und fuhr in den Himmel auf. Da warfen sie sich anbetend nieder; dann kehrten sie *voll Freude*

[1] Joh 21, 7. — [2] Joh 16, 22; Ev. — [3] Lk 24, 36. — [4] Joh 14, 20.

nach Jerusalem zurück und lobten und priesen Gott beständig im Tempel[1]."

Diese Freude ist lebendig geblieben bis auf den heutigen Tag; denn in die Freude der Jünger ist die Kirche als Erbin eingetreten. Auch sie steht ja in der unsichtbaren, aber ganz wirklichen Gegenwart des Herrn; auch in ihr atmet sein göttliches Leben. Sie ist der Leib des Herrn, der von seinem Pneuma belebt wird. Mit voller Sicherheit darf sie sagen: „Beständig sehe ich den Herrn vor meinen Augen[2]." Darum hat sie das Johanneswort „Gavisi sunt discipuli viso Domino" in ihre Osterliturgie aufgenommen und wiederholt es beständig als Ausdruck ihrer eigenen Freude. Mit diesen paar Worten spricht sie ganz aus, was ihr eigentliches Wesen und die Fülle ihrer Existenz ausmacht: ihr Leben in der Gegenwart des verklärten Herrn und sein Leben in ihr.

Man darf nicht meinen, daß mit der kultischen Gegenwärtigsetzung des Ostergeschehens, wie sie sich in der jährlichen liturgischen Feier der Pentekoste vollzieht, deren ganze Bedeutung für die Kirche erschöpft sei. Vielmehr muß man sagen, daß die Kirche eine wesenhaft österliche Seinsform besitzt, daß ihr Leben eine beständige Pentekoste ist. Was während jener fünfzig Tage nach der Auferstehung den Jüngern geschah, das geschieht noch täglich der Kirche: Sie begegnet dem verklärten Herrn, und er haucht ihr sein Pneuma, sein österliches Leben, ein. Er naht sich ihr in geringer Gestalt (wie einst den Frauen und Jüngern, die ihn für einen Gärtner und Wanderer hielten) unter den kultischen Symbolen; sie aber erkennt ihn, weil sie sein Pneuma in sich trägt. Sie schaut ihn in den Mysterien, erkennt ihn „beim Brotbrechen", und jede Mysterienfeier vermehrt sein Leben in ihr, macht sie seiner beständigen Gegenwart in ihr lebendiger bewußt. Darum be-

[1] Lk 24, 51—53. — [2] Ps 15, 8.

gleitet das österliche Freudenlied der Pentekoste, das Alleluja, sie durch alle Tage des liturgischen Jahres. Darum grüßt sie jeden Morgen mit dem Ruf des Frohlockens: „Am Morgen sind wir voll deines Erbarmens. Wir jubeln auf und freuen uns[1]." Ihr Herz freut sich, weil sie den Herrn sieht und von ihm lebt. Und die Freude bleibt, weil das Leben bleibt. „Eure Freude wird euch niemand nehmen" — dieses Wort erfüllt sich beständig an der Kirche, der es in der Person der Jünger als Verheißung gegeben wurde.

Aber dennoch ist es nicht so, als ob die Kirche in ihrer Freude nicht mehr um die „kleine Weile" der Traurigkeit wüßte. Vielmehr ist sie ihr in der Freude beständig gegenwärtig, weil die Freude aus der Traurigkeit geboren wurde. Diese „kleine Weile" ist ja das Pascha des Herrn, ist sein Tod, durch den er die menschliche Natur in das neue, göttliche Leben hinüberführte. Darum ist die „kleine Weile" des Todes Christi die Geburtsstunde der Kirche. Sie kann sich ihres göttlichen Lebens nicht freuen, ohne voll Liebe dieser „kleinen Weile" ihrer Geburt zu gedenken. Darum lebt sie ebensosehr im Pascha des Herrn wie in der Pentekoste. Darum taucht sie täglich in der Feier des heiligen Opfers von neuem in den Tod Christi hinab, um aus ihm neues Leben, neue Erkenntnis, neue Freude zu schöpfen. Darum begeht sie jährlich vor der liturgischen Feier der Pentekoste das Gedächtnis des Pascha und wird sich dadurch immer neu bewußt, daß sie zwar ihrem ganzen Wesen nach Leben und Freude ist, und daß ihr Lebensbereich die Pentekoste (das heißt: die Gegenwart des verklärten Herrn) ist, daß aber ihr Leben aus dem Tode Christi geboren wurde und beständig neu geboren wird und daß ihre Freude kreuzgeborene Freude ist, weil „Christus leiden und in seine Herrlichkeit eingehen mußte[2]".

[1] Ps 89, 14; tägl. Vers. d. Laud. — [2] Lk 24, 26; All.-V.

Und wie sehr sie sich dessen bewußt ist, zeigt die heutige Messe, in der die Freude des Eingangs- und Opferungsliedes vom Ernst der Lesungen getragen wird, in der das österliche Alleluja sich mit dem ernsten Hinweis auf die Notwendigkeit der Passion verbindet und in der das Kommunionlied zwar die Freude über das „Sehen" verkündet, aber der „kleinen Weile" des „Nicht-Sehens" eingedenk bleibt. Die Kirche weiß, daß sie, die in ihrer Liturgie Pascha und Pentekoste nicht trennen kann, auch in ihrem Leben, solange es noch auf dieser Erde sich vollzieht, beständig durch das Pascha zur Pentekoste gehen muß. Zwar lebt sie schon das Leben Gottes; aber weil ihre Glieder noch den irdischen Leib der Sünde tragen, darum muß die Kirche die große bleibende Freude der Erlösung immer wieder durch die „kleine Weile" irdischer Anfechtungen und Betrübnisse hindurchtragen, um sich immer mehr zu reinigen, alles Irdische und Vergängliche mehr und mehr von sich abzustreifen, das Christusleben in sich zu stärken und ihr irdisches Sein ganz mit dem in ihr atmenden Gotteshauch, dem Pneuma, zu durchdringen. So lebt die Kirche beständig im Pascha des Herrn, wie sie beständig in der Pentekoste lebt. Die „kleine Weile" der Traurigkeit und die Freude, die niemand ihr nehmen kann, sind gleicherweise ihr Anteil. Und eben diese Gewißheit, daß alle irdischen Leiden, die über sie kommen, immer nur eine „kleine Weile", nur ein Pascha sind, durch das sie in immer lebensvollere Tiefen des Christusbereiches „hinübergeht", eben diese Gewißheit läßt sie um so sicherer und freudiger in der Pentekoste stehen, „traurig, aber doch immer voll Freude[1]", bis das letzte Pascha, der Tod alles Geschaffenen, sie für immer in die „beata Pentecoste" der Ewigkeit hinüberführt.

[1] 2 Kor 6, 10.

ICH GEHE ZUM VATER

(Vierter Sonntag nach Ostern)

Auch der heutige Sonntag hallt wider vom Jubel über die Erlösung der Welt: „Singet dem Herrn ein neues Lied, alleluja! Denn Wunder hat der Herr gewirkt, alleluja[1]!" Die Zwischengesänge nach der Epistel verkünden noch einmal die große Tatsache der Auferstehung: „Christus, der von den Toten Auferstandene, stirbt nicht mehr! Der Tod hat keine Macht mehr über ihn, alleluja[2]!" Der verklärte Herr selbst jubelt: „Die Rechte Gottes hat Wunder gewirkt, die Rechte Gottes hat mich erhöht[3]", und im Opferungslied klingt der Dank der weltumfassenden Kirche in dem ganz persönlichen Dank jeder einzelnen durch Christi Tod und Auferstehung erlösten Seele aus: „. . . kommt her und hört, ich will euch allen, ihr Gottesfürchtigen, erzählen, wie Großes mir der Herr getan hat, alleluja[4]!"

Aber die Kirche erschöpft sich nicht in Jubel und Dank. Sie vertieft sich auch liebend in das große Wunder, das geschehen ist. Mit den Jüngern läßt sie sich von dem auferstandenen Herrn belehren. Sie will ganz verstehen, was es heißt: Christus hat uns erlöst; wir sind mit ihm auferstanden, wir haben ein neues Leben in uns.

In diesem Besinnen wie auch in dem jubelvollen Dank und Lobpreis ist der heutige Sonntag eigentlich nichts Neues, für sich Bestehendes. Er ist die gerade Fortsetzung, besser noch Verlängerung, des vorigen. Und auch dieser ruhte nicht in sich. Alle Herrentage der Pentekoste sind, wie wir es schon von der Osteroktav sagten, ein einziges Fest, ein Weiterblühen des „Tages, den der Herr gemacht hat". Besonders in den letzten Abschnitten dieses einen großen, durch so viele Wochen währenden Tages scheinen sich die gleichen Gedanken ständig zu wiederholen. Und doch ist es kein Wiederholen, vielmehr die eigentümliche Art betenden Nachsinnens über die Mysterien, in die Mysterien hinein, das ebenso zum Wesen der Liturgie gehört wie die rituelle Handlung. Denn das Sinnen der Kirche ist nicht wie das subjektive Gedankenspinnen eines einzelnen Menschen. Es geschieht in der Gegenwart des in seinen Mysterien wirkenden Gottes. „Meditatio cordis mei in conspectu tuo semper — das Sinnen meines Herzens", sagt sie, „ist immerdar vor deinem Antlitz[1]." Sie lauscht auf die Stimme des göttlichen Logos, der im liturgischen Wort zu ihr spricht, und dadurch kommt ihr Klarheit über Gottes Heilswerk.

[1] Ps 97, 1; Intr. — [2] Röm 6, 9; 2. All.-V. — [3] Ps 117, 16; 1. All.-V. — [4] Ps 65, 16; Off.

Wenn der Pentekoste dieser Charakter liebender Beschauung und wachsender Gnosis in besonderer Weise zukommt, wie wir schon wiederholt sahen, so hat das seinen eigenen Grund. Die Pentekoste ist ihrem Wesen nach die Entfaltung des einen großen Geschehens, das wir Pascha nennen. Dieses Geschehen ist von unendlichem Reichtum. Es umfaßt Tod und Auferstehung des Herrn, sein Hinübergehen aus dieser Welt zum Vater, seine Verklärung und Erhöhung, sein Sitzen zur Rechten des Vaters und die Mitteilung seines göttlichen Lebens an die Gläubigen. Dies alles aber nicht in dem Nacheinander historischer Abfolge wie die Taten und Ereignisse seines Erdenlebens, sondern in einem göttlichen Zugleich und Ineinander, wie es der ganz anders gearteten, zeitlosen Welt Gottes entspricht, in die der Herr durch sein Pascha hinübergegangen ist. Tatsächlich war mit dem Tod und der Auferstehung alles vollendet, die Erlösung vollkommen. Wenn

[1] Ps 18, 15.

die Heilige Schrift von dem öfteren Erscheinen des Herrn unter seinen Jüngern, von seiner Himmelfahrt am vierzigsten und von der Pneumaausgießung am fünfzigsten Tag der Pentekoste, also von einem zeitlichen Nacheinander der österlichen Geschehnisse berichtet, so sehen wir darin die liebevolle Anpassung Gottes an die menschlich beschränkte Fassungskraft, die das göttliche Zugleich nur im irdischen Nach- und Nebeneinander begreifen kann. Das göttliche Leben, das der Herr den Jüngern gleich nach seiner Auferstehung einhauchte, weitet langsam ihren Geist und erhellt ihr inneres Auge, während Gott ihnen durch äußere Ereignisse die Osterwirklichkeit immer tiefer offenbart, bis sie zuletzt ganz in sie hineingezogen sind und — dem inneren Menschen nach — mit dem Herrn in der zeitlosen göttlichen Welt des Vaters leben. Den gleichen Sinn hat für die Kirche, die ja ebenfalls aus Menschen mit begrenztem menschlichem Fassungsvermögen besteht, die liturgische Feier der Pentekoste mit ihren Sonntagen und Festen. Auch sie bedeutet, wie die Pentekoste der Jünger, ein wachsendes „Sehen", wachsende Gnosis, immer tieferes Eindringen in die österliche Wirklichkeit. Jedes ihrer Feste, jeder ihrer Sonntage stellt eine bestimmte Seite des Ostergeschehens heraus, um den Gläubigen das ganze Gotteswerk zu erschließen und ihnen die Fülle von Pascha faßbar zu machen.

Heute ruht der Blick der Kirche besonders auf dem, was der Herr in seinen Abschiedsreden das „Gehen zum Vater" und die Sendung des „Parakleten" nennt. „Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat[1]", heißt es in der Perikope, die dem gleichen sechzehnten Kapitel bei Johannes entnommen ist wie die des vorigen Sonntags. Der Herr spricht zu seinen Jüngern. Es ist der Abend vor seinem Leiden;

[1] Joh 16, 5; Ev.

er spricht von seinem Pascha, vom „Hinübergehen". Aber die Jünger denken nur an das *Fort*gehen, nicht an das *Hinüber*: „Keiner aus euch fragt mich: Wohin gehst du? Vielmehr ist euer Herz voll Trauer, weil ich euch dies gesagt habe[1]." Das ist menschlich; sie denken nur an das Nächstliegende, und das ist das Weggehen. Daß es hinter diesem dunklen Grenzstrich der Trennung noch eine andere, helle Zone des Lebens und des Wiedersehens geben kann, in die der Herr hinübergeht, — daran denken sie nicht. Und doch müßten ihnen die Worte und Wunder des Herrn und alles, was sie mit ihm erlebt haben, ein Fingerzeig dafür sein, daß sein Weggehen nur ein Hinübergehen sein kann. Aber sie sind ganz befangen in der sichtbaren, körperlichen Welt. Darum sagt der Herr: „Es ist euch gut, daß ich gehe[2]." Sein Weggehen soll sie aufschauen, hinüberschauen und schließlich auch hinüber*gehen* lehren. Sie sollen begreifen lernen, woher er gekommen ist, wohin er geht und wo sein wahres Reich ist, und sollen ihm dahin folgen. Und dort werden sie auch sein Wort und ihre Sendung erst ganz verstehen: „Vieles noch habe ich euch zu sagen; aber ihr könnt es jetzt noch nicht ertragen[3]." Die menschliche, irdische Nähe Christi hat ihnen das letzte Verstehen der liebevollen Absichten Gottes nicht geben können. Vielmehr sind sie dadurch gehemmt. Sie hängen mit ihrem menschlichen Denken an der äußeren Erscheinung fest und dringen nicht in das Mysterium Christi, in den Heilsplan Gottes ein. Immer noch erwarten sie ein irdisches Königtum Christi; immer noch hoffen sie von seiner sichtbaren Führerschaft alles. Darum sagt der Herr: „Es ist euch gut, daß ich gehe."

Und die Kirche weiß, daß es gut ist. Mit Freude, nicht mit Trauer hört sie heute den Herrn von seinem Hinübergehen sprechen. Denn es ist ja geschehen: das

[1] Joh 16, 5 f.; Ev. — [2] Joh 16, 7; Ev. — [3] Joh 16, 12; Ev.

Pascha ist vollendet. Christus ist hinübergegangen, und sie weiß wohin. Denn sie ist mit ihm hinübergegangen: mit ihm zum Vater. Schon der Introitus vom Ostersonntag ließ uns diesem Wunder nachsinnen: Der erste Mensch hat heimgefunden in den Schoß des Vaters; Adam ist an sein Ziel gekommen, das ihm von Anbeginn bestimmt war; Christus ist hinübergegangen zum Vater.

Gut ist das für uns, denn er zeigt uns den Weg. Auch wir sind ja vom Vater ausgegangen und müssen zu ihm zurückkehren. „Er hat uns durch das Wort seiner Wahrheit" gezeugt, belehrt uns heute der Apostel Jakobus[1]. Wohl ist die menschliche Natur als solche in Christus schon zum Vater heimgekehrt; wohl lebt die Kirche durch ihr Haupt Christus im Vater. Aber ihre sterblichen Glieder müssen noch durch Leiden und Tod aus ihrer Sterblichkeit vollends in das unsterbliche Leben Gottes hinübergehen. Insofern wir durch die Taufe mit unserm göttlichen Haupte lebendig vereint sind, leben wir schon im Vater; insofern wir noch dem vergänglichen Leben der Erde verhaftet sind, gehen wir erst hinüber. So sind wir beständig im Hause des Vaters und zugleich auf dem Wege.

Der Weg aber ist Christus, wie er auch die Ruhe im Vater ist. „Heimat ist das Leben Christi, Weg ist der Tod Christi. Heimat ist das Bleiben Christi, Weg ist das Leiden Christi[2]." Durch Gehorsam bis zum Tode hat er die Glorie verdient. Auf diesem und keinem anderen Wege geht auch die Welt, gehen auch wir zum Vater. „Gib deinem Volk", fleht darum das Tagesgebet heute, „das zu lieben, was du befiehlst, das zu ersehnen, was du versprichst, damit im irdischen Wandel und Wechsel unsere Herzen

[1] Jak 1, 18; Ep. — [2] Patria est vita Christi, via est mors Christi. Patria est mansio Christi, via est passio Christi (Augustinus, Zu Joh 28, 5).

dort festgekettet bleiben, wo die wahren Freuden sind." Darum ermahnt auch der Apostel Jakobus, daß wir uns nicht von menschlicher Unvernunft, übereilter Rede und Zornestat hinreißen lassen, sondern still und geduldig in uns hineinhorchen auf Gottes Wort und Willen, die unseren Herzen wie ein Same „eingesät" und eingepflanzt sind.

Wer aber ist dieses „eingepflanzte Wort" Gottes[1], das in uns redet und uns sagt, was gut und recht ist, um zum Vater zu kommen? Ist das nicht jener Anwalt, der Paraklet, von dem der Herr sagt: „Gut ist es euch, daß ich gehe. Denn wenn ich nicht gehe, wird der Paraklet nicht zu euch kommen. Wenn ich aber gehe, sende ich ihn euch[2]." Von ihm verheißt Christus: „Er wird euch alle Wahrheit lehren[3]." Und nicht nur das! Er wird lebendig in euch sein und aus euch reden. Denn er ist der Anwalt, er führt Gottes Sache in der Welt. Durch euren Mund wird er die Welt ihrer großen Sünde überführen — es ist nur eine: der Unglaube, das Fernbleiben von Gott und seinem Christus. Der Paraklet wird euch zu einem Gericht machen für die Welt. Denn indem er euch die Wahrheit lehrt, werdet ihr selbst Wahrheit. Euer lauterer Wandel, die Wahrheit eurer Rede wird die Welt richten, wie mein Leben und meine Lehre, mein Tod und meine Auferstehung Satan und Welt gerichtet haben.

So enthüllt sich uns das Wesen des Parakleten, des Anwalts, mehr und mehr. Er ist etwas Geistiges und Lebendiges, ein eingesätes, im Menschen redendes Wort, eine treibende Kraft, die zum Guten lenkt, etwas Göttliches, das heilig und gerecht macht und Gericht hält über das Böse. Christus sendet ihn, und er verkündet, was Christus den Seinen während seines Erdenlebens noch nicht enthüllte. Eins ist er mit Christus, der das Wort des Vaters ist. Die ver-

[1] Jak 1, 21; Ep. — [2] Joh 16, 7; Ev. — [3] Joh 16, 13; Ev.

heißene Ankunft des Parakleten ist im Grunde nichts anderes als jene Wiederkunft des Herrn selbst, von der wir am vergangenen Sonntag ihn sagen hörten: „*Ich* werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen[1].“ Denn der Paraklet „wird nicht aus sich selbst reden[2]“, sagt Christus, vielmehr „wird er von dem *Meinigen* nehmen und es euch kundtun[3]“. Christusgeist und Christusleben — das ist der Paraklet. Wenn aber Christi Geist und Leben, dann auch Geist und Leben des Vaters; denn Christus und der Vater sind eins im heiligen Pneuma, das doch als Person von jenen verschieden ist; deshalb spricht Christus von dem „*anderen* Parakleten[4]“. Das unendliche Leben des dreifaltigen Gottes verheißt Christus den Jüngern am Vorabend seines Todes. Durch sein Leiden und Sterben geht er auch als Mensch in dieses Leben hinüber, aus dem er als Gott nie herausgetreten ist. Und die durch Glauben und Liebe eins mit ihm sind, sollen ihm in der von Gottes Atem — seinem Pneuma — lebendig durchwehten neuen Welt wiederbegegnen, sollen an seinem göttlichen Leben teilhaben.

Voll inneren Jubels hört die Kirche heute diese Verheißung, denn an ihr ist sie in Erfüllung gegangen. Ihre Glieder, sterbliche Menschen, sind durch die Einheit mit dem Haupte, Christus, „zu Teilhabern der einen höchsten Gottheit[5]“ geworden. Wieder, wie am vergangenen Sonntag, fühlt die Kirche sich als Erbin des Lebens und der Freude, die ihren Vätern, den Aposteln, vor dem Tode des Herrn verheißen und bei seiner Auferstehung geschenkt wurden.

Zeit des Lebens, Pentekoste, war damals für die junge Kirche. Mit dem Herrn war sie in die Welt göttlichen Lebens hinübergegangen. Sie öffnete

[1] Joh 16, 22; Ev. am 3. Sonnt. n. O. — [2] Joh 16, 13; Ev. — [3] Joh 16, 14; Ev. — [4] Joh 14, 16. — [5] Secr.

ihren Mund der köstlichen Luft der Unsterblichkeit, die sie umwehte, und sog das Pneuma des Lebens ein, das der auferstandene Herr mit dem Kusse der Liebe ihr einhauchte. Das Gottesleben atmete in ihr, durchdrang sie ganz, belebte und verwandelte sie. Unsichtbar, als lebenspendender Atem Gottes, als pneumatische Kraft, strömte es von ihr aus, ergriff die kranke, alternde Welt und ließ sie in neuer Jugend aufleben. Leiber und Seelen gesundeten, wo immer der Schatten der wandernden Apostel sie streifte. Aber auch laut tönend — als gewaltig redendes Wort, als Anwalt, als Paraklet — ging der Atem Gottes vom Munde der Kirche aus in alle Welt und trug die frohe Botschaft von Gottes Heilswerk bis an die Grenzen der Erde. „Ihr Schall drang weit hinaus in alle Welt, bis an der Erde Grenzen ihre Worte[1]“, singt die Kirche an den Festen der heiligen Apostel.

Zeit des Lebens, Pentekoste, ist auch heute für die Kirche. Sie hat das Pascha gefeiert. Von neuem ist sie mit dem Herrn durch den Tod in das göttliche Leben hinübergegangen, in dem sie seit jener ersten Pentekoste schon lebt. Von neuem hat sie ihren Mund geöffnet und Gottes Pneuma eingesogen. Noch ist sie ja eine Wandernde und Wachsende. Beständig geht sie hinüber, beständig atmet sie neues Leben ein. Mit jedem Pascha, das sie feiert, erneuert sich ihre Jugend wie die des Adlers. Neu und wie nie gekannt fühlt sie das Leben Gottes in ihren sterblichen Gliedern, fühlt sie den Atem Gottes ihrem Munde entwehen und hört sich mit Staunen in der Kraft des Parakleten die Mysterien Gottes verkünden. Christus, ihr Herr, lebt in ihr, atmet in ihr, redet in und aus ihr — das wird ihr in diesen Tagen als österliche Wirklichkeit neu und wie zum erstenmal bewußt. Und sie weiß — weiß es mit der Demut

[1] Ps 18, 5.

der Braut, die nur aus dem Bräutigam, Christus, lebt —, daß *sie* die Mitte der Welt ist, ob auch die Großen der Erde über die Schwäche ihrer sterblichen Glieder spotten mögen; weiß, daß keine Schmach von außen und keine Schwäche im Innern sie je niederwerfen kann, weil das Pneuma Gottes in ihr lebt, weiß, daß zuletzt doch *sie* „der Welt die Sünde vorhalten, die Gerechtigkeit offenbaren und das Urteil sprechen wird[1]", weil der Paraklet aus ihr spricht.

IN MEINEM NAMEN

(Fünfter Sonntag nach Ostern)

In der kommenden Woche feiern wir die Himmelfahrt des Herrn. Das Psalmwort Davids wird Wirklichkeit und Gegenwart: „Der Herr spricht zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten[2]!" Wieder ein Teil der großen Osterfeier; denn Auferstehung und Erhöhung des Herrn sind eins. Der Herr stand vom Tode auf und war beim Vater. „Auferstanden bin ich und bin bei dir[3]!" „Aus dem Grabe sprang er auf in den Himmel", sagt der heilige Ambrosius[4]. Und anderswo: „Er stand aus dem Grabe auf und setzte sich zur Rechten des Vaters[5]." Aber er wollte auch sichtbar vor den Augen seiner Jünger in den Himmel auffahren, damit — wir sagten es schon — ihr menschlich beschränkter Sinn im äußeren Bilde der Himmelfahrt das *eine* Geschehnis der Auferstehung und Erhöhung erst ganz begreifen lernte. Erkennen sollten sie daraus, daß sein Triumph über Tod und Hölle in dem Aufstieg zum Vater sein letztes Ziel gefunden hatte und vollkommen geworden war. Fassen und

[1] Joh 16, 8; Com. — [2] Ps 109, 1. — [3] Ps 138, 18; Intr. am Ostersonnt. — [4] Ambrosius, Zu Ps 118, 41 (VI 6). — [5] Ambrosius, De Isaac vel anima 4, 31.

verstehen lernen sollten sie, daß damit eine Grenze gesetzt war: die Grenze seines irdischen Lebens und ihres sichtbaren Umgangs mit ihm.

Ein Neues beginnt nun. Die Geschichte des irdischen, historischen Lebens Jesu ist mit seinem Tode und seiner Auferstehung zu Ende. Heute, im Opferungslied der Messe, blickt der Herr noch einmal zurück auf dieses Erdenleben und bringt, wie im Osterintroitus, dem Vater Dank, der dieses mühevolle Leben zu glorreichem Ende geführt hat: „Er gab meiner Seele Leben und ließ meinen Fuß nicht wanken. Gepriesen sei der Herr! Er hat mein Beten nicht verschmäht und mir seine Huld nicht vorenthalten[1]." Und mit ihm erhebt die Kirche die „Stimme des Jubels" und verkündet es „bis an die Grenzen der Erde", daß „der Herr sein Volk befreit hat[2]". Durch alle Gesänge der Messe hindurch jubelt der Dank für die Erlösung.

Im Evangelium aber fühlen wir deutlich die Grenze, das Hinüber in ein Neues. Diese Worte Christi, gesprochen vor der Passion, weisen hin auf das künftige Sein des erhöhten Herrn, der nach seinem Pascha als Kraft und Geist und Leben in die Seinen einging, um nicht mehr mit ihnen, sondern in ihnen zu leben. Von diesem unsichtbaren, aber ganz wirklichen Leben Christi in den Seinen, in seiner Kirche, berichtet die Apostelgeschichte. Darum beginnt sie, wo die Evangelien schließen: bei der Erhöhung des Herrn.

Der erste Alleluja-Versikel der Messe deutet ganz fein den Zusammenhang zwischen dem Vergangenen und dem Kommenden an. „Auferstanden ist Christus und uns aufgeleuchtet, die er durch sein Blut erlöste." Dieses Aufleuchten ist das uns innewohnende neue Leben des verklärten Christus. Aber dieses Leben konnte nicht in uns eintreten, ehe nicht der

[1] Ps 65, 9, 20; Off. — [2] Is 48, 20; Intr.

Herr durch seinen Tod die Sünde von uns genommen hatte. Das erste und das zweite Leben Jesu stehen in innigster Verbindung. Das zweite konnte nicht sein ohne das erste. Zuerst mußte Christus als Mensch das Leben der Menschen leben und ihren Tod sterben. Er mußte die Strafe ihrer Sünde voll auskosten als einer der Ihren. Dann erst konnte er — der Mensch Christus — verklärt werden zum „lebenspendenden Pneuma[1]" und erleuchtend in die erlösten Menschen eintreten. Frucht der Leiden Christi ist das Leben des Herrn in den Getauften.

Etwas ganz Wunderbares und Herrliches beginnt mit diesem zweiten Leben Christi. Wir sahen es schon an den vergangenen Sonntagen. In seinen Jüngern lebt nun Christus. In ihnen geht er hinaus in die Welt, überschreitet die Grenzen des Judenlandes und verkündet allen Völkern — Heiden wie Juden — die frohe Botschaft der Erlösung, den Frieden vom Vater. Das war sein letztes mit menschlicher Stimme gesprochenes Wort vor seiner Auffahrt: „Ihr werdet mir Zeugen sein in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde[2]." Der „wunderbare Tauschhandel", von dem die Orationen der Weihnachtszeit sprachen, ist nun vollendet. Christus ruht mit seiner menschlichen Natur im Vater und mit ihm auch wir; denn wo das Haupt ist, da sind auch die Glieder. Und andererseits weilt Christus noch immer auf der Erde, lebt, lehrt, leidet in seinen Getauften, in seiner Kirche, und führt durch sie die „Verklärung der Welt[3]" der letzten Vollendung entgegen. Jetzt, da wir in der liturgischen Jahresfeier der Auferstehung dieses zweite Leben Christi wunderbar beginnen sehen, müssen wir uns bewußt sein, daß *wir* in diesem Leben stehen, daß es in uns lebendig ist und daß es eben dieser ver-

[1] 1 Kor 15, 45. — [2] Apg 1, 8. — [3] Vgl. die Weihnachtsankündig. i. röm. Martyrol.

klärte Christus ist, der in allen Mysterien des heiligen Jahres als der Menschgewordene, Leidende, Sterbende und Auferstehende unter uns Gegenwart wurde.

Auf dieses sein mystisches Leben in seinen Jüngern und in seiner ganzen Kirche, das mit seiner Auferstehung beginnt, deutet der Herr heute im Evangelium hin, wenn er spricht: „Bis jetzt habt ihr noch nicht in meinem Namen um etwas gebeten. Bittet, und ihr werdet empfangen, und eure Freude wird vollkommen sein . . . Und nicht sage ich, daß ich den Vater für euch bitten werde; denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habt, daß ich von Gott ausgegangen bin[1]." In Christi Namen bitten, was heißt das anderes als *in Christus* bitten, in seiner Kraft und Wesenheit als Sohn des Vaters, dessen Bitten immer gewährt wird, weil es ganz im Einklang ist mit dem Willen des Vaters: Herr, dein Wille geschehe! Und was heißt das anderes als um das bitten, was Christus einzig wichtig war und ist: daß die Welt den Vater erkenne, ihm anhange, ihn liebe, zu ihm, gläubig und mit guten Werken, hineile; daß die Welt verklärt und Gottes voll werde! Im Namen Christi bitten — das heißt: um Glauben und Liebe, um Geduld und Treue, um Demut und wachsende Hingabe bitten; um Stärke im Leiden und um Standhaftigkeit in der Versuchung; um alles, was Gottes Reich, sein Leben in uns und anderen fördert. Im Namen Christi bitten heißt endlich auch: um das bitten, was dem leiblichen Leben notwendig ist, damit der Leib die Kämpfe des Geistes für Gott und Gottes Reich mutig mitkämpfen kann. Aber dies an letzter Stelle, denn: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch zugegeben werden[2]." An letzter Stelle — das heißt: nur mit Bezug auf das Reich, nur um des Reiches willen.

[1] Joh 16, 24; 26 f.; Ev. — [2] Mt 6, 33.

Zu solchem Gebet im Namen Christi ist aber nur der fähig, in dem Christus lebt. Und darum sagt der Herr heute: „Bis jetzt habt ihr noch um nichts in meinem Namen gebeten[1]"; aber nun werdet ihr es tun. Nun könnt ihr es, weil mein lebendiges Leben, mein heiliges Pneuma, das auch das Pneuma des Vaters ist, in euch wohnen wird. Der Vater in seiner Liebe hat die Sünde um meines Todes willen von euch genommen, damit Raum in euch werde für das neue Leben. Und wenn er dieses Leben nun in euch sieht, *mein* Leben, dann liebt er euch noch mehr. Denn er sieht mich selbst, seinen einzigen, geliebten Sohn, in euch. *Meine* Stimme hört er, wenn *ihr* bittet. Und daran hat er sein Wohlgefallen. Zwar ist es nicht euer Verdienst, daß ich in euch lebe und ihr in meinem Namen bittet. Der Vater hat das bewirkt, und ich habe es euch verdient. Aber ihr habt euch unserer Liebe und dem neuen Leben geöffnet. Ihr habt der Liebe geglaubt[2]; darum liebt der Vater euch und erhört euch.

So wird die Erlösung vollkommen. Christi Leben tritt in den Menschen ein, und der Mensch gewinnt Macht über das Herz Gottes, der seine Bitten erfüllt als die Bitte und das Gebet seines einzigen Sohnes. In Tausenden bittet und betet der Eine — Christus; und der Vater mehrt das Leben in denen, die ihn im Namen seines Sohnes bitten. Es tut nur not, daß wir das Christusleben in uns festhalten und uns „rein bewahren von dieser Welt[3]", die Christus nicht in sich hat und darum nicht denken und wünschen kann, was recht ist[4], und nicht vom Vater im Himmel erhört wird, weil sie nicht bittet „im Namen Christi".

[1] Joh 16, 24; Ev. — [2] Vgl. 1 Joh 4, 16. — [3] Jak 1, 27; Ep. — [4] Or.

BITTET, UND IHR WERDET EMPFANGEN!

(Die Messe der Bittage)

Die Bittage haben ihrer Entstehung nach mit dem Ganzen der liturgischen Jahresfeier, insbesondere mit der Osterliturgie nichts zu tun. Die Kirche deutet das an, indem sie die Osterkerze, die sonst bei allen Gottesdiensten der Pentekoste brennt, in der Rogationsmesse nicht anzündet. Die Bittage wurden zur Zeit schwerer äußerer Drangsal von einem gallischen Bischof zum erstenmal mit Flehgesängen und Prozessionen feierlich begangen, später dann in der gallischen Kirche beibehalten, von anderen Kirchen übernommen und endlich als dauernde Einrichtung in die römische Jahresliturgie eingeführt. Die Zeit der Feier schwankte anfangs und wich in den verschiedenen Kirchen voneinander ab, bis sie schließlich an den Tagen vor dem Himmelfahrtsfest haften blieb. Der erste Anlaß ihrer Einführung blickt noch in den Orationen der Bittmesse durch, die zugleich Hilfeschrei und demütiges Bekenntnis strafeheischender Sündhaftigkeit sind. Daß bei der späteren jährlichen Wiederkehr der Feier die Bitte um günstige Witterung und Erntesegen, ähnlich wie am Sankt-Markus-Tage, ein Hauptanliegen der Rogationstage wurde, geht aus der Epistel hervor[1].

Obwohl also diese Tage eigentlich für sich stehen, so wird es einem aufmerksamen Auge doch nicht entgehen, daß sich ganz ungesucht eine leichte Verbindung zwischen der heutigen Bittmesse und der gestrigen Sonntagsmesse ergibt. Heute ist der Kirche Gelegenheit geboten, dem Wunsch und Auftrag Christi, den sie gestern in der Evangelienperikope vernahm, unmittelbar zu gehorchen.

„Bisher habt ihr noch nichts in meinem Namen

[1] Jak 5, 17—18; Ep.

erbeten. Bittet, und ihr werdet empfangen, damit eure Freude vollkommen sei[1]", hat der Herr gestern zu uns gesprochen. Heute folgt die Kirche dem Gebot und erfährt dabei, daß dieses Gebet im Namen Jesu wirklich, wie der Herr sagt, Vollendung und Krönung unserer österlichen Freude ist. Denn Grund dieser Freude ist ja das Leben des auferstandenen Christus in uns. Die Freude am Leben aber wächst, schon im natürlichen Bereich, je mehr das Leben atmet, lebt, sich regt und bewegt. Atem des Christuslebens, seine vorzüglichste Betätigung ist das Gebet. Denn Gebet ist Umgang mit Gott; wem aber wäre es wesentlicher, mit dem Vater „umzugehen", als dem Sohn? Wie einst auf den Bergen Galiläas, so betet der Herr jetzt in uns zum Vater, und dieses Gebet ist ebensowohl Bitte wie Lob und Dank, heißt es doch von dem auferstandenen Herrn: „Er lebt immerdar, um für die zu bitten[2]", deren Haupt er ist. Der in uns betende und zum Vater rufende Christus bringt uns zum Bewußtsein, daß sein Leben in uns lebt, und so ist gerade dieses Bittflehen in der fünften Osterwoche das Siegel unserer österlichen Freude, indem es dartut, daß Christi Leben in uns neu und stark geworden ist.

Mit Recht hat man darum jene Notverordnung der gallischen Kirche beibehalten und fortgeführt. Jahr für Jahr wird uns ja das Christusleben in der Paschafeier neu geschenkt und will sich im Gebet für die Brüder ausströmen. Niemals ermangelt es auch an Anlaß zu solchem Beten; denn wann gäbe es für den Leib Christi im Leiden der Zeit nicht irgendeine Not, die das Haupt zum Hilferuf zwänge? „In der Welt werdet ihr Drangsal haben[3]", sagt der Herr. Aber es entspricht der mehr als menschlichen Einsicht des in uns Betenden, daß in der Meßliturgie

[1] Joh 16, 24; Ev. am 5. Sonnt. n. O. — [2] Hebr 7, 25. — [3] Joh 16, 33.

der Bittage nur *eine* Not des irdischen Lebens mit Namen genannt und damit als *das* Übel gekennzeichnet wird: die Sünde. Daß Gott „die Bande unserer Verkehrtheit löse", erbittet die Sekret und kommt so der Mahnung der Epistel nach, in der es gleich zu Anfang heißt: „Bekennet einander eure Sünden und betet füreinander, damit ihr heil werdet; denn viel vermag das beständige Gebet des Gerechten . . . Wer einen Sünder auf seinem irrigen Wege zur Umkehr bringt, rettet dessen Leben vor dem Tode und deckt die Menge der Sünden zu[1]."

Der Apostel rührt hier an den Kern allen Bittgebetes. Die Erlösung vom Bösen ist das Erste, was wir von Gott erbitten müssen, wenn wir irgendeine Hilfe in äußerer Drangsal suchen und erhoffen. Denn das „Böse", wie die letzte Vater-unser-Bitte es nennt, oder die „Sünde", wie der Apostel sagt, ist *das* Übel, Wurzel und Ursprung aller anderen. Darum tragen die Bittage Bußcharakter. Der Mensch erkennt seine irdische Not als Sündenstrafe und damit sich selbst als Urheber seiner Leiden. Es ist das eine ganz österliche Erkenntnis; denn gerade jetzt wurde uns ja in der Wiederhinstellung des Herrenleidens abermals die Gottesgerechtigkeit entschleiert[2], die am Leibe des eigenen Sohnes die Menschheitsschuld rächt. Wir, die angenommenen Söhne und die eigentlich Schuldigen, können nicht erwarten, ja nicht einmal wünschen, daß wir ohne Anteil an dem Kreuze bleiben, an dem Christus die Sünde der Welt büßt, und wenn wir trotzdem, im Übermaß der aufgelegten Drangsal und im Versagen unserer menschlichen Kraft, um Hilfe schreien, so geschieht es auf den Knien des Herzens, in demütigem Bekenntniswillen und in wahrer Bußgesinnung. Am Anfang allen Bittflehens muß das Bekenntnis stehen: „Alles, was

[1] Jak 5, 16, 20; Ep. — [2] Vgl. Ps 97, 2; Intr. am 4. Sonnt. n. O.; s. auch Quat.-Freit. d. Pfingstwoche (S. 246—250).

du uns angetan hast, hast du als gerechtes Gericht über uns gebracht[1].“ „Im Geiste der Demut und zerknirschten Herzens[2]“ — anders wagt die Kirche nicht, ihre Anliegen vor Gott zu bringen; denn auch der in ihr betende Christus ruft ja als Leidender und Büßender, mit seinem Blute und seinen Wunden, zum Vater. Wir kennen diese Grundhaltung der bittenden Kirche; der Donnerstag der Passionswoche gab uns Gelegenheit, ihr tiefer nachzusinnen. Einer der letzten Nachpfingstsonntage wird sie uns noch einmal veranschaulichen. Auch heute erscheint uns die *confessio*, das Bekenntnis der menschlichen Sündhaftigkeit, als Wurzelgrund aller *postulatio* und *obsecratio*, aller Bitten und Beschwörungen, die allein in diesem tiefen Grund der Demut und Bußfertigkeit den festen Stand des Glaubens finden.

Die Rogationsmesse bezeugt überdies, wie rein diese Zerknirschung und Bußfertigkeit mit der Osterfreude zusammenklingt. Beide haben zum Grund die österliche Offenbarung der Gottesgerechtigkeit, und diese erschöpft sich nicht darin, die Büßung der Schuld zu fordern, sondern findet ihre Vollendung darin, den „rechten“, das heißt: gottgewollten und gottgemäßen Ursprungszustand im Menschen wiederherzustellen. Daher der freudige Charakter der Bittmesse und die Gewißheit der Erhörung gleich im Introitus. Es ist nicht nur Christus, der Leidende und durch sein Leiden zum Vater Rufende, es ist auch Christus, der Auferstandene, der neue Adam, der als wesenhafte Erfüllung seines eigenen Betens und Rufens in der Kirche lebt. In ihm trägt sie Bitte und Gewährung zugleich in sich. Sie *wird* nicht erhört, sie *ist* schon erhört: „Von seinem heiligen Tempel aus hat Gott mein Rufen gehört, alleluja! Und mein Geschrei kam vor sein

[1] Dan 3, 31; Intr. am Donnerst. d. Passionswoche u. am 20. Sonnt. n. Pf. — [2] Dan 3, 39; vgl. Miss. Rom., Ordo Miss.

Antlitz, drang an sein Ohr, alleluja[1]!“ Das Evangelium und der ihm entnommene Kommuniongesang bestärken die Kirche durch das untrügliche Herrenwort in dieser Gewißheit: „Bittet, und ihr werdet empfangen! Sucht, und ihr werdet finden! Klopft an, und es wird euch aufgetan werden! Denn jeder Bittende empfängt, und der Sucher findet, und dem Anklopfenden wird aufgetan, alleluja[2]!“ Im Augenblick der Kommunion wird dieser vom Herrn geweckten und gestärkten Zuversicht das Siegel aufgedrückt. Denn von neuem tritt ja der in uns ein, der als Sohn niemals vergeblich bittet, sucht und anklopft, sondern Ohr und Herz des Vaters und die letzte Tür seiner Mysterien stets geöffnet findet, bevor er noch gebeten, gesucht und angeklopft hat; er, der nicht nur alle Notrufe der Erde im Aufschrei seines für uns vergossenen Blutes vor den Vater bringt, sondern uns auch als das große Ja zu allen unseren Bitten (soweit sie im Namen Christi unser Heil erflehen) vom Vater ein für allemal gegeben ist.

In ihm erfahren wir darum unmittelbar die Wahrheit des Wortes, das er selbst uns heute im Evangelium zuruft: „Wer von euch bittet seinen Vater um Brot, und der gibt ihm einen Stein? Oder um einen Fisch, und der Vater gibt ihm eine Schlange? Oder wenn einer um ein Ei bittet, wird der Vater ihm etwa einen Skorpion geben? Wenn also ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wißt, um wieviel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die ihn darum bitten, das gute Pneuma schenken[3]!“ Das „gute Pneuma“, das heißt: der lebendige Gottesatem, — darauf kommt es der Kirche bei ihrem Beten und Bitten einzig an. Und sie empfängt ihn durch Christus. Die Bitte um das „gute Pneuma“ entspricht der bittersten Not des Menschen,

[1] Ps 17, 7; Intr. — [2] Lk 11, 9—10; Ev. u. Com. — [3] Lk 11, 11—13; Ev.

der Sündennot; darum gehört sie in den Zusammenhang der Bittmesse. Auch David, als er gesündigt hatte, schrie zum Herrn: „Schaffe mir ein reines Herz, o Gott, und gib das rechte Pneuma wieder in mein Inneres! Verwirf mich nicht vor deinem Angesicht, und nimm dein heiliges Pneuma nicht aus mir fort[1]!" Mit der Sünde kommt ein böses, verkehrtes Pneuma in den Menschen, das sich mit dem guten Pneuma Gottes nicht verträgt. Die Ankunft des guten Pneumas aber treibt das böse aus; es räumt die Sünde weg und stellt als „rechtes" (oder gerades) Pneuma die Gottesgerechtigkeit im Menschen wieder her. Darum weiß die Kirche heute im Bewußtsein der menschlichen Sündennot nichts Dringenderes zu erbitten als eben die Ankunft des „guten", des „rechten" und „heiligen" Pneumas, das die Sünde im Menschen aufzehrt und damit auch alle Not, die aus ihr folgt, überwindet.

Und wie passend muß nicht dieses Gebet gerade jetzt erscheinen, so nahe dem heiligen „fünfzigsten Tage", der die österliche Sündenvergebung und Pneumaausgießung noch einmal in Fülle darstellen und verwirklichen soll. Das „gute Pneuma", die süße Frucht der bitteren Sühneleiden Christi, ist der mystische Erntesegen, den die Kirche vom nahen Pfingsttag, dem alten Erntedankfest Israels, erwartet und erhofft. Um diese Frucht geht heute und in den kommenden Tagen ihr Gebet. Und wenn die Epistel auf den Regen hinweist, den Elias erflehte, so dachte wohl schon der Apostel und so denkt auch die Kirche dabei zuerst und zumeist an den Gnadentau des heiligen Pneumas, an diesen reinigenden und befruchtenden geistlichen Gabenregen, den sie in wenigen Tagen mit dem Rufe grüßen wird: „Lava, quod est sordidum! Riga, quod est aridum! — Wasche, was im Schmutze starrt! Wässere, was dürr

[1] Ps 50, 12—13.

und hart[1]!" Ist ihr doch, wie wir schon früher erkannten, Christus der wahre Elias[2], der es in inständigem Gebete vom Vater erwirkte, daß der verschlossene Himmel sich verzeihend öffnete und die dürre Erde der sündeharten Herzen, von dem gnädigen Naß genetzt, endlich wieder „ihre Frucht brachte[3]". Ja mehr noch: ist ihr doch Christus selbst dieser göttliche Tau und Regen, von dem der Prophet verheißen hatte: „Er wird herabsteigen wie Regen aufs Vlies, wie träufelnder Regen über das Land[4]." Das „Vlies" netzte er zuerst; denn vor allen anderen empfing die Jungfrau-Mutter die „Überschattung" des heiligen Pneumas[5]. Dann aber wurde auch alles Land ringsum, das heißt: die ganze übrige Menschheit, soweit sie glaubte und sich taufen ließ, von dem himmlischen Regen heimgesucht, gewaschen und befruchtet.

Wie aber Christus nach der Deutung der Väter der Prophet ist, der den Himmel öffnet, und zugleich der Regen, der herabsteigt, so ist er — alles in allem — auch die Tür, die sich auftut, denn: „Ich bin die Tür[6]", sagt er, und wiederum ist er auch der Hausvater, der „mitten in der Nacht" dem bittenden Freunde die Tür öffnet und seinen Hunger speist[7]. Denn „wer", sagt der heilige Ambrosius, „wäre uns befreundeter als er, der seinen Leib für uns hingab?" Und „was sind diese drei Brote (des Gleichnisses), wenn nicht die Speise des himmlischen Mysteriums[8]?" „Mitten in der Nacht" dieser Weltzeit öffnet Christus uns die Tür und sättigt uns mit dem „Gottesbrot[9]", das er selbst ist. „Von ihm erbat David mitten in der Nacht Brot und empfing es; er bat nämlich, als er sprach: ‚Mitten in der Nacht steh ich auf, um

[1] Pfingstsequenz. — [2] Ambrosius, Üb. d. Witw. 3, 15; vgl. Das Herrenjahr I, S. 275. — [3] Jak 5, 18; Ep. — [4] Ps 71, 6. — [5] Vgl. Lk 1, 35. — [6] Joh 10, 9. — [7] Vgl. Lk 11, 5—8; Ev. — [8] Ambrosius, Zu Lk 11, 5 (7, 87). — [9] Joh 6, 33.

dich zu preisen‘; darum erhielt er jene Brote, die er uns zur Speise vorsetzte. Er bat, als er sagte: ‚Nacht für Nacht wasche ich mein Lager mit Tränen‘ . . . Darum sollen auch wir, der Schrift eingedenk, Tag und Nacht unter inständigen Gebeten Verzeihung unserer Sünden erflehen. Denn wenn jener so heilige und von Reichsgeschäften in Anspruch genommene Mann siebenmal am Tage Gott lobte, bedacht auf Morgen- und Abendopfer, was ziemt dann uns zu tun? Um so mehr müssen wir bitten, als wir häufiger durch Leibes- und Geistesgebrechlichkeit sündigen, damit uns Wegemüden und vom Lauf dieser Welt wie von den Umwegen dieses Lebens ernstlich Geschwächten das Brot der Erquickung nicht fehle, das die Menschenherzen stärkt[1].“ „Wecke darum deinen Schlaf auf“, mahnt Ambrosius, „und poche an die Tür Christi[2]“, diese Tür, die sich Paulus öffnete „zur Verkündigung des Mysteriums Christi“ und Johannes „zur Schau der künftigen Dinge[3]“. „Eine Tür wurde Johannes aufgetan, eine Tür wurde Paulus aufgetan[4].“ Das soll uns Mut und Vertrauen geben, unsererseits ausdauernd und ohne Unterlaß zu klopfen. Und auch dann, wenn die Tür sich nicht gleich auftut, dürfen wir nicht verzagen und zweifeln. Gott öffnet dann, wenn es Zeit ist, und gibt uns das, was uns nottut, und wenn es nicht das ist, was wir erbaten, so wissen wir doch, daß Gott „gut ist“ und „sein Erbarmen ewig währt[5]“. Eines gibt er uns immer: die Verzeihung unserer Sünden und das „gute Pneuma“, das „Gottesbrot“ vom Himmel, und mehr brauchen wir nicht, um ewig zu leben.

Daß wir auf dieses Eine immer rechnen dürfen, wenn wir nur die Demut haben „anzuklopfen“, das heißt: unsere Sünden zu bekennen und Verzeihung

[1] Ambrosius, Zu Lk 11, 5 (7, 87—88). — [2] Ebda 7, 89. — [3] Vgl. Kol 4, 3 u. Offb 4, 1; s. Ambr. a. a. O. — [4] Ambrosius a. a. O. — [5] Ps 117, 1; All.-V.

zu erbitten, auch diese Überzeugung lebt als österliche Erkenntnis in der heutigen Messe. Sie findet ihren Ausdruck in dem jubelnden Alleluja-Vers, der uns von der Ostervigil her so teuer ist, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir hier aus dem „confiteri“ stärker noch als sonst den Doppelklang des Bekennens und Preisens heraushören. Die Sünde bekennen und Gottes Barmherzigkeit preisen, dessen „guter Gaben“ wir immer gewiß sein dürfen — das ist, wie die betende Grundhaltung der Kirche, so auch das besondere Kennzeichen der österlichen Bittage. Dem gibt noch einmal in verstärktem Maße das Offertorium Ausdruck: „Ich will dem Herrn mit lautem Mund bekennen, inmitten vieler ihn preisen. Denn er steht zur Rechten des Armen, mein Leben zu retten vor meinen Verfolgern[1].“ Ein Bild leuchtenden Trostes: Der sündige Mensch, der „Arme“, steht als Angeklagter vor dem Richterstuhl Gottes; Kläger ist Satan, Anwalt aber Christus. Mit dem Blick auf dieses Bild erhebt die Kirche ihre Hände zum eucharistischen Opfer der Bittage. Sie weiß: Hier ist die Gerichtsstätte, hier richtet Gott die Sünde der Welt; aber der Tod seines Sohnes, der hier mystische Gegenwart wird, leistet ihm Genugtuung, und der gegenwärtige Christus steht als Gekreuzigter und doch Lebender zur Seite des „Armen“, um seine Sache vor dem Vater zu führen. Gott als Richter und Anwalt des Menschen zugleich — das gibt der Kirche die Zuversicht, daß ihre Bitten erhört sind, daß wir in unserer Trübsal die guten Gaben Gottes empfangen und daß an dieser Tröstung unsere Liebe wachsen wird[2].

Und wer sähe nicht, wie all diese Worte vom „guten Pneuma“ und vom „Beistand“ zur Seite des „Armen“, von der „Tröstung“ und vom „Wachs-

[1] Ps 108, 30—31; Off. — [2] Vgl. die Postc.

tum der Liebe", von den „guten Gaben" und vom „guten Gott" auf die Höhe der Pentekoste weisen, deren österliche Gabe dies alles in sich begreift! Die österlichen Bittage sind — wie immer und aus welchem Anlaß sie auch entstanden sein mögen — ihrer heutigen Stellung im kirchlichen Jahr und ihren liturgischen Texten nach vor allem ein demütiges Sichausstrecken nach dem „guten Pneuma" und ein freudiges Empfangen dieser großen Ostergabe, die um so reichlicher fließt, je mehr das Fest der fünfzig Tage sich seiner Vollendung naht. In ihr ist uns alles mitgegeben, was wir an geringeren Gaben etwa zu erbitten haben; sie ist uns das Unterpfand für Gottes gnädige Hilfe auch in unseren zeitlichen Nöten gemäß dem Worte des Herrn: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles übrige wird euch zugegeben werden[1]!"

HIMMELFAHRT

(Vigil- und Festmesse)

Die Kirche der ersten Jahrhunderte kannte dieses Fest noch nicht. Sie war so überwältigt von der Tatsache der Erlösung, war so sehr in die Tiefe des Christusmysteriums hineingezogen, daß sie es zunächst nur als Ganzes sehen konnte. Es kam ihr nicht in den Sinn, zu teilen und zu unterscheiden; und wenn sie es tat, dann doch immer nur innerhalb des Ganzen, ohne einen Teil herauszulösen und gesondert für sich hinzustellen. Es war noch „Schau des Kindheitsglückes, Schau der Ganzheit und Freude an ihrem Glänzen[2]". Durch Fasten und Beten rüstete sie sich auf die Feier der Paschanacht, diese einzige

[1] Mt 6, 33. — [2] J. Hölzel, Die Kirche in ihrer Urzeit. Akadem. Bonifatiuskorresp. (1934), S. 147.

Feier, die sie in den Anfängen ihres Seins kannte. Unter Psalmengesang und Schriftlesung erwartete sie jene Stunde der Nacht, in der Christus aus Tod und Unterwelt zu einem neuen Leben in der Herrlichkeit des Vaters auferstanden war. In dieser Stunde überschritt die Kirche den feinen Grenzstrich, den der Tod des Herrn zwischen „dieser" und der „anderen Welt" gezogen hatte. Sie sah das Kreuz des Herrn als Grenze zwischen das „Unten" und das „Oben" gesetzt. Sie sah die Wasser der Christusleiden wogen, die Ägypten und Israel, die Welt der Sünde und die Welt Gottes, trennten. Sie sah ihren Herrn heil und lebend aus der Flut der Leiden auftauchen, und sie führte ihre Kinder ihm nach durch die sinnbildlichen Wasser der Taufe, durch seinen Tod hindurch, mit ihm an das Ufer eines neuen, göttlichen Lebens. In dieser Stunde der Auferstehung wußte sie den Herrn und mit ihm sich selbst jenseits der Welt in dem „Oben", zur Rechten Gottes[1].

Und wie damals so auch heute noch, sooft sie die liturgische Paschafeier begeht. Sie ist ihr Tod, Auferstehung und Himmelfahrt zugleich und trägt als Blüte die Hoffnung der Parusie. Das zeigten uns die Texte der Ostervigil und der folgenden Festtage. Ganz wesentlich und unlösbar sind der Kirche Tod und Auferstehung mit dem „Hinaufgehen" in das „Oben" verbunden. Der Tod ist das Verlassen der irdischen Welt, das Aufhören der bloß natürlichen Seinsweise; die Auferstehung ist der Eintritt in die göttliche Welt, der Beginn des übernatürlichen Lebens. Darum sagt der Herr, als er den Jüngern von seinem Tode spricht: „Ich gehe zum Vater[2]." Darum nennt der Evangelist, als er auf den letzten Weg nach Jerusalem zu sprechen kommt, das ganze

[1] Vgl. Ostervigil V: „Das verborgene Leben", S. 97. — [2] Joh 16, 28.

Geschehen, das den Herrn dort erwartet — Leiden, Tod und Auferstehung — seine „Aufnahme“: „Als die Tage seiner Aufnahme gekommen waren, festigte er sein Antlitz, um nach Jerusalem zu gehen[1].“ Und darum endlich verspricht der Herr im Augenblick seines Todes dem gläubigen Schächer: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein[2].“ Der äußersten Erniedrigung und dem Tode folgt unmittelbar die Erhöhung und Verherrlichung eines neuen Lebens. Diese Erkenntnis, die mit gleicher Klarheit aus dem Wort der Heiligen Schrift wie aus der liturgischen Praxis der alten Kirche hervorgeht, ist auch in der frühen christlichen Kunst wirksam. Sie hat den Herrn in den ältesten Himmelfahrtsbildern[3] dargestellt, wie er mit großen und, wie es oft den Anschein hat, nicht ganz mühelosen Schritten, zuweilen mit dem Kreuz in der Hand oder auf der Schulter, eine Berghöhe hinansteigt, während sich ihm aus den Wolken des Himmels die Rechte des Vaters helfend entgegenstreckt. Das ist ein schöner Ausdruck der notwendigen Verbundenheit und unmittelbaren Aufeinanderfolge von Passion und Verherrlichung: der mühsame Anstieg, die Passion, führt geradeswegs und ohne Aufenthalt auf die Höhe der Herrlichkeit, zum Vater. Eindringlich bezeugt das unter anderen die Darstellung auf der Bronzetür des Hildesheimer Domes, wo dieser himmelansteigende Christus in die *Noli-me-tangere*-Szene hineingestellt ist, Auferstehung und Himmelfahrt also ganz in eins geschaut sind, und außerdem das Hinauf- und Hinübergehen mit einer Kraft und Entschiedenheit zur Darstellung gebracht ist, die sich mit Worten gar nicht beschreiben läßt.

Wenn die Kirche später dazu überging, ein eigenes

[1] Lk 9, 51. — [2] Lk 23, 43. — [3] Die frühesten erscheinen im 4. Jahrhundert, etwa um die gleiche Zeit, in der das Fest der Himmelfahrt aufkam.

Fest der Himmelfahrt zu feiern[1], so hatte sie auch bei dieser Praxis das Zeugnis der Schrift für sich; denn der Herr, der durch den Tod unmittelbar zum Vater ging, wollte — wir sagten es schon — in seiner Menschenfreundlichkeit diese Erhöhung auch äußerlich sichtbar machen. Dennoch bewahrt auch die heutige Liturgie des Himmelfahrtsfestes die „Schau der Ganzheit“ und feiert auch in der Himmelfahrt nichts anderes als das eine große Ostergeschehen: das Hinübergehen zum Vater. Das wird besonders in der *Vigilmesse* deutlich. Die Gesänge lassen den Osterjubel des vergangenen Sonntags weiterklingen. Die Sekret bittet, daß Christi Pascha an uns Wirklichkeit werde, indem „wir durch den Vollzug der heiligen Mysterienfeier in die himmlische Herrlichkeit hinübergehen“ (wobei zunächst nicht an den letzten und endgültigen Übergang durch den leiblichen Tod, sondern an unser Leben „in Christus“ zu denken ist, in das wir mit jeder Eucharistiefeier tiefer hineingehen). Vor allem aber die Lesungen zeigen, wie sehr die Kirche auch heute mit dem scheinbar nur auf die Himmelfahrt gerichteten Blick das ganze Christusmysterium umfaßt. In der Epistel sieht Paulus in einer großen Schau Menschwerdung, Tod, Himmelfahrt und Spendung des göttlichen Lebens an die Menschen (oder nach herkömmlichem liturgischem Sprachgebrauch: Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten) als unlösbare Einheit: „Aufsteigend zur Höhe führte er die Gefangenschaft gefangen mit sich fort und verteilte Gaben unter die Menschen. Was aber bedeutet dieses ‚er stieg hinauf‘ anders, als daß er auch zuerst in die Tiefen der Erde hinabstieg? Er, der hinab-

[1] Wahrscheinlich im ersten Viertel des 4. Jahrhunderts; Augustinus erwähnt es bereits als etwas lange Bekanntes und Selbstverständliches. Die ersten drei christlichen Jahrhunderte kennen es aber noch nicht.

stieg, er ist es auch, der über alle Himmel hinaufstieg, um alles zu erfüllen[1]." Im Evangelium aber vernehmen wir die Stimme des Herrn selbst, der in seinem hohenpriesterlichen Gebet die nahende Todesstunde als Stunde der Verherrlichung und Erlösung begrüßt und von ihr die Erhöhung und den Antritt der Himmelsherrschaft für sich, für die Menschen aber das Geschenk des göttlichen Lebens erwartet: „Vater, die Stunde ist gekommen. Verherrliche deinen Sohn, damit dein Sohn dich verherrliche! Du hast ihm ja Macht über alles Fleisch verliehen, damit er allen, die du ihm gegeben hast, das ewige Leben gebe[2]."

So lehrt die Kirche gerade in der Vigilmesse durch die in seltener Schönheit zusammenstimmenden Schrifttexte, auf deren nicht auszuschöpfenden Inhalt wir hier nur hindeuten konnten, was wir unter der „Himmelfahrt" zu verstehen haben: die durch die äußerste Erniedrigung bedingte und ihr unmittelbar folgende Erhöhung des Herrn, den Eintritt Christi und der durch ihn Erlösten durch das dunkle Tor des Todes in die von ewigem Leben erfüllte Welt Gottes — mit einem Wort: Pascha, Hinübergehen. Wir feiern also auch heute nichts anderes, als was wir nun schon viele Wochen hindurch gefeiert haben. Und doch ist es heute, wie an jedem Tag der ihrer Fülle zueilenden Pentekoste, auch etwas Neues, das wir feiern, neu für uns, die wir langsam und mühsam das Göttliche fassen. Unsere Gnosis wächst, wir gehen einen Schritt tiefer in das Mysterium hinein; wir folgen dem Herrn bis in den Glanz der himmlischen Welt, bis an das Herz des Vaters. *Er* ist mit *einem* Schritt hinübergegangen — vom Kreuz in die Herrlichkeit. *Wir*, gleich den Jüngern „unverständig und schwerfällig[3]", brauchen viele Tage, viele Jahre, um ganz hinüberzugelangen. Wir sind beständig unterwegs, in schwerem Anstieg,

[1] Eph 4, 8 ff.; Ep. — [2] Joh 17, 1 f.; Ev. — [3] Lk 24, 25

das Kreuz in der Hand, wie die alten Himmelfahrtsbilder den Herrn darstellen; aber mit jeder Paschafeier, mit jedem Tag der Pentekoste, mit jedem Himmelfahrtsfest, ja mit jeder Opferfeier streckt sich uns die helfende Hand des Vaters entgegen und hebt uns von neuem in die Himmelswelt hinein. So wird das Leben des Christen, sowohl in seinem sittlichen Kampf wie im liturgischen Dienst, ein einziges Pascha, ein immerwährendes Hinüber- und Hinaufgehen, wie Origenes es schildert: „Wer erkannt hat, daß als unser Pascha Christus geopfert wurde und daß er das Fest feiern muß, indem er von dem Fleische des Logos ißt, der hört niemals auf, das Pascha zu begehen, das in unserer Sprache ‚Übergang' bedeutet: immerfort geht er mit seinem Denken und mit jedem Wort und mit jeder Handlung von den Dingen des irdischen Lebens zu Gott über und eilt zu der Stadt Gottes hin. Wer außerdem in Wahrheit sagen kann: ‚Wir sind mit Christus auferstanden' und auch die Worte sprechen kann: ‚Gott hat uns mitauferweckt und mitversetzt in die Himmelswelt in Christus', der befindet sich immer in den Tagen der Pentekoste[1]."

Und gerade dies, daß unser Leben ein ständiges Hinüber- und Hinaufgehen in das „Oben", ja ein Wohnen im Himmlischen sei, erhofft und erbittet die Kirche als Wirkung der heiligen Opferfeier am Himmelfahrtstag. Dafür gibt neben der bereits angeführten Sekret der Vigilmesse auch die Tagesoration am Feste selbst Zeugnis: „Allmächtiger Gott, wir glauben, daß dein Eingeborener, unser Erlöser, heute in den Himmel aufgestiegen ist. Laß uns auch selbst, wir bitten dich, dem Geiste nach in der himmlischen Welt wohnen." Und auch die Postcommunio wünscht nichts anderes, wenn sie von den „sichtbaren Mysterien" eine „unsichtbare Wirklichkeit" erhofft.

[1] Origenes, Geg. Kelsos 8, 22.

Im übrigen sprechen die Texte der *Tagesmesse*, vor allem die Lesungen aus der Apostelgeschichte und dem Markusevangelium, mehr von dem sichtbaren Ereignis der Himmelfahrt am vierzigsten Tage nach der Auferstehung. Aber auch diese Berichte wollen, ebenso wie jene sichtbare Himmelfahrt selbst, nur das unsichtbare Geschehen, das in der Vigilmesse aufleuchtet, durch ein sichtbares Zeichen bekräftigen und offenbar machen. Die Wolke, die den zum Himmel aufsteigenden Herrn aufnahm[1], ließ die unsichtbare Grenze, die der Herr in der Paschanacht überschritt, dem menschlichen Auge sichtbar werden. Und ein Gleiches geschieht noch heute in der liturgischen Feier des Himmelfahrtsfestes, wenn der Bericht der Himmelfahrt verlesen und danach die Osterkerze gelöscht wird: das „Hinüber" bekommt für die „Unverständigen und Schwerfälligen" einen sinnlich greifbaren Ausdruck.

Die Zwischengesänge — Allelujavers, Opferungs- und Kommunionpsalm — malen mit den prangenden Worten der alten liturgischen Festlieder Israels den Aufstieg des verklärten Kyrios: „Gott steigt empor, Jubel umbraust ihn. Der Herr steigt auf beim Schall der Posaunen[2]." „Vom Sinai kam er ins Heiligtum gezogen. Er fuhr hinauf zur Höhe und führte die Gefangenen gefangen mit sich fort[3]." „Spielet, singet dem Herrn, der über die Himmel der Himmel hinfährt gen Aufgang[4]." Das farbige Bild der alten Jahweprozessionen, die unter dem Jubel des Volkes, dem Lobgesang der Leviten und dem Schall der Posaunen die Bundeslade den Sionsberg hinauf ins Heiligtum führten[5], glüht als lebenssatte Wirklichkeit in diesen Psalmversen nach. Aber heute, wenn

[1] Apg 1, 9; Les. — [2] Ps 46, 6; 1. All.-V.; Off. — [3] Ps 67, 18 f.; 2. All.-V. — [4] Ps 67, 34; Com. — [5] Vgl. hierzu L. Dürr, Die Ascensio Domini in der alttestamentlichen Liturgie. Liturgisches Leben 2 (1935), S. 128—134.

die Kirche sie singt, verblaßt dieser Glanz des alttestamentlichen Vorbildes vor dem strahlenden Licht und der Lebensnähe seiner neutestamentlichen Erfüllung. Nur diese sehen die Väter der Kirche, wenn sie die Psalmen erklären. Christus und nur Christus und immer wieder Christus leuchtet ihnen darin auf. Psalm 46 und Psalm 67 sind ihnen ein einziges Loblied auf die Himmelfahrt des Herrn. „Gott steigt empor" — das heißt für sie ohne weiteres: „Christus, unser Kyrios, steigt empor[1]." Unter dem Jubel, der den Aufsteigenden umrauscht, verstehen sie die wortlose Freude der Apostel, „das Staunen der Freude, das durch Worte nicht ausgedrückt werden kann[2]" und sich wegen seines Übermaßes und der Größe seines Gegenstandes nur in jauchzenden und jubilierenden Lauten kundzugeben vermag. Und wie schön stimmt nicht mit dieser Deutung die zweite Vesperantiphon des Festes zusammen: „Da sie ihn in den Himmel gehen sahen, riefen sie: Alleluja"; denn auch das Alleluja ist ja nur ein solcher Jubilus, der „andeuten will, daß das Herz etwas gebiert, was es nicht aussprechen kann", eine Art von Lobpreis, der niemandem mehr gebührt als dem „unaussprechlichen Gott[3]". In dem „Schall der Posaunen" aber vernehmen die Väter die „Stimme der Engel", die auf der Schwelle der himmlischen Welt dem „König der Herrlichkeit" jubelnd entgegenklingt: „Vox tubæ — vox angelorum[4]." Auch die Engel staunen, auch ihr Lobpreis ist wortloser Jubel. Sie bewundern den Sieger, der unverletzt aus dem Lande der „Finsternis und des Todesschattens[5]" in das ewige Leben hinüberschreitet. Sie staunen seine Beute an, die er mit sich heimführt: die „Gefangenen hat er gefangen"! Den gefangenen,

[1] Augustinus, Zu Ps 46, 6. — [2] Augustinus a. a. O. — [3] Augustinus, Zu Ps 32, 3. — [4] Augustinus, Zu Ps 46, 6. — [5] Lk 1, 79.

den von Sünde und Tod gefesselten Menschen hat er der Knechtschaft Satans entrissen und ihn mit den Banden der Agape aufs neue gefesselt. Durch sie, die der heilige Paulus das „Band der Vollkommenheit“ nennt[1], hat er die durch die Sünde in Unordnung geratene und in der Auflösung begriffene Menschennatur zu neuer Ganzheit und Einheit gebunden, hat sie an sich gebunden, mit seiner Gottheit zusammengebunden und für sich in Besitz genommen, und dadurch dem Menschen seine ursprüngliche Freiheit und Hoheit in erhöhtem Maße zurückgegeben. Und so, im Glanze seiner ersten Schönheit, führt er ihn als seinen Gefangenen mit sich „nach Osten“ in die alte Heimat zurück. Denn von Osten, wo Gott das Paradies gepflanzt hatte[2], war der Mensch „gegen Abend[3]“ vertrieben worden und hatte sich immer tiefer in die Nacht des Todes und der Gottesferne verloren. Christus aber, der Gott-Mensch, der aus dem ewigen Morgen der Gottheit freiwillig in den „sinkenden Abend der Welt[4]“ gekommen ist und furchtlos die Nacht des Todes durchschritten hat, kehrt nun als erster und letzter Adam, in seiner verklärten menschlichen Natur die ganze erlöste Menschheit als Beute mit sich führend, in den Osten — die Gegend des Aufgangs, die Wohnung Gottes — zurück.

Dieser Weg der Menschheit von Osten nach Westen, vom Morgen Gottes in die Nacht der Sünde, und aus der Nacht zurück in den Morgen ist der eigentliche Inhalt der irdischen Geschichte. Mit dem Pascha Christi, seiner Auffahrt „nach Osten hin“, hat sie ihr Ende gefunden, wie sie mit dem Sündenfall Adams ihren Anfang nahm. Die im ewigen Morgen gelegene Welt Gottes, das „Oben“, wo die erlöste Menschheit (das ist die Kirche) mit ihrem

[1] Kol 3, 14. — [2] Gen 2, 8 (LXX). — [3] Gen 3, 8. — [4] Brev. Mon., Vesp.-Hymn. d. Adv.

verklärten Haupte Christus weilt, kennt keine irdische Entwicklung mehr. Das ist die große, durch das Pascha Christi gegebene Tatsache, an der sich Tag für Tag, die ganze Pentekoste hindurch, der österliche Jubel der Kirche ständig neu entzündet: Der Mensch ist in Christus der irdischen Wandelbarkeit entronnen und hat wieder Fuß gefaßt in der Ewigkeit Gottes. Die Kirche ist ihrem wahren Sein nach schon über Zeit und Raum hinausgehoben und den Gesetzen der Materie nicht mehr unterworfen. Nur mit dem irdischen Teil ihres Wesens steht sie noch in der irdischen Geschichte, so wie Christus während seines Erdenlebens in ihr stand. Den irdischen Wechselfällen sklavisch unterworfen, an den geschichtlichen Ablauf schicksalsmäßig gebunden, ohne ihm entrinnen zu können, ist nur der ungläubige, der christusferne Mensch. Er sieht das Ende nicht, das doch mit dem „Consummatum est[1]“ des sterbenden, des hinübergehenden Christus schon gesetzt ist. Der Gläubige sieht es, und für ihn ist es nicht Ende, sondern Vollendung, „consummatio sæculi — Weltvollendung[2]“.

Das aber, was ihm, was der Kirche Gegenwart und Wirklichkeit ist, was ihr durch Tod, Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn Gewißheit ist, das wird vor aller Welt offenbar werden durch die zweite Ankunft des Herrn. Darum ist die Parusie als gewisse Hoffnung mit der Himmelfahrt gegeben. „Ihr Männer von Galiläa, was staunt ihr und schaut in den Himmel hinauf? Wie ihr ihn in den Himmel aufsteigen sahet, so wird er kommen[3].“ Die Erwartung der Parusie gehörte für die alte Kirche zum Wesen der Paschanacht, zum Wesen der Pentekoste. Sie ist heute wie damals untrennbar von Pascha, denn sie wird das „Hinüber“ sichtbar machen.

[1] Joh 19, 30. — [2] Mt 28, 20. — [3] Apg 1, 11; Intr.

ICH GEHE, UND ICH KOMME ZU EUCH

(Sonntag in der Oktav von Christi Himmelfahrt)

Wir stehen in der Oktav des Himmelfahrtsfestes. Die Kirche jubelt und freut sich über die Erhöhung und Verherrlichung ihres Herrn und Bräutigams: „Gott steigt empor, umrauscht vom Siegesjubel. Der Herr steigt auf beim Schalle der Posaunen[1]." „Gott ist der König aller Völker, Gott sitzt auf seinem heiligen Throne[2]."

Aber der Anblick seiner himmlischen Herrlichkeit weckt auch ihr sehnsüchtiges Verlangen nach der vollkommenen Vereinigung mit ihm in der Ewigkeit. Sie weiß, daß sie auch jetzt nicht verlassen ist. Aber sie möchte ihn schauen „von Angesicht zu Angesicht" in der Herrlichkeit des neuen Himmels und der neuen Erde. Wer von uns hätte nicht mitten in den Drangsalen der Zeitlichkeit diesen Wunsch? Auch Paulus wünschte, aufzubrechen und bei Christus zu sein. Aus solcher Sehnsucht kommt der heutige Introitus: „Hör' meine Stimme, Herr! Laut rufe ich zu dir. Dir sagt mein Herz: Ich suche dein Antlitz. Dein Antlitz will ich suchen, Herr, o wende nicht dein Angesicht von mir[3]!"

Nicht als ob die Ekklesia *hinauf*schaute, über sich hinaus auf einen, der von ihr getrennt wäre. Nein, das Verlangen nach dem Kommenden wendet ihren Blick um so inniger auf das Gegenwärtige. Sie schaut in sich hinein und findet den, der im Himmel thront, als Haupt und Leben seines Leibes, seinen irdischen Gliedern innig geeint. In seinem Antlitz sucht und findet sie ihr eigenes. Das ist der tiefe mystische Sinn dieses Eingangsliedes, wie er uns schon in der Fastenzeit aufging[4]. Wer Verlangen nach dem erhöhten Herrn trägt, muß zur Ekklesia gehen. Sie zeigt der Welt das Antlitz des verklärten Christus; ihr Haupt ist der Herr, der in ihr lebt. Noch freilich ist die Glorie dieses Hauptes verhüllt; nur die Gläubigen, nur die Glieder des Leibes erkennen das verborgene Antlitz des Hauptes. Und indem sie es „suchen" und finden, dem nahen und gegenwärtigen sich zuwenden, erwarten sie seine künftige Entschleierung vor aller Welt. Besitz und Erwartung zugleich also ist dieses „Suchen des Antlitzes", von dem die Kirche heute singt. Nicht ein Blick ins Ungewisse und Ferne, nicht schwächlich-sentimentale, unfruchtbare Sehnsucht, sondern beständig und eifervoll gesuchte Lebenseinheit mit dem Gegenwärtigen und gewisse, gleichfalls lebenstärkende Erwartung des Kommenden.

[1] Ps 46, 6; Off. — [2] Ps 46, 9; 1. All.-V. — [3] Ps 26, 7 ff. — [4] Vgl. den Dienst. n. d. 2. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 272 f.)

Damit sehen wir uns im Lebensbereich der Liturgie, die ja ihrem Wesen nach ein Sichausstrecken nach dem immer Gegenwärtigen ist, ein „Suchen im Empfangen und ein unaufhörliches Empfangen im Suchen[1]". In der Liturgie verwirklicht sich recht eigentlich das „Suchen des Antlitzes". Zwar ist die Vereinigung der Kirche mit ihrem verklärten Herrn seinsmäßig und dauernd, weil der Leib nie und nirgends ohne sein Haupt sein kann. Aber in Gebet und Opfer sucht sie sich dem ihr Geeinten stets von neuem und stets inniger zu nähern. Denn hier — wir erkannten es schon[2] — ist sie dem lebenspendenden Gottesblick in besonderer Weise ausgesetzt. Hier neigt sich ihr das nahe Antlitz inniger zu, und sie empfängt von ihm den Kuß des Lebens im Sakrament der immer neuen Einigung. Hier wird beständig die trostvolle Verheißung des Herrn wahr, mit der er heute im Alleluja-Vers die Bitte des Introitus beantwortet: „Ich lasse euch nicht als Waisen

[1] Postc. am Sonnt. Septuages. — [2] Vgl. den Donnerst. n. d. 4. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 386 ff.)

zurück. Ich gehe, und ich komme wieder zu euch, und euer Herz wird sich freuen[1]."

Wenn das uns in der Liturgie zur täglichen Erfahrung wird, so doch vor allem in der Pentekoste, in der die Kirche betet: „Bleibe bei uns, Herr[2]!" „Wende dein Angesicht nicht von mir ab[3]!" und der Herr ihr antwortet: „Ich komme zu euch[4]", und: „Ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Weltzeit[5]". Diese österlichen Tage sind ein beständiges Kommen des Herrn. Er kommt, und sein Leben will sich in uns mehren. Er kommt, und mit sich bringt er das Leben des ganzen dreifaltigen Gottes, das, was wir gewohnt sind, den heiligen Geist Gottes zu nennen, und was wir lieber nennen wollen: das Pneuma Gottes, das vom Vater und Sohn ausströmende Leben der Liebe. Denn unser Wort „Geist" ist blaß geworden und abstrakt, und niemand mehr denkt dabei an ein glühendes, feuriges Leben, wie es von Gott ausgeht und in uns einfährt, alles durchströmend und verwandelnd. Dieses Leben aber meint der Herr, wenn er sagt: „Ich komme wieder zu euch." Kann man beschreiben, was das ist? In diesen Tagen der Pentekoste sollen wir es erfahren. Hätten wir es vielleicht auch bis jetzt nie ganz erfahren — diese eine Feier ist mächtig genug, das göttliche Leben wie einen Sturzbach über uns hereinbrechen zu lassen und uns zu verwandeln für alle Zeit, wenn wir nur glauben. Wenn wir der Liebe glauben und nach dem Leben uns sehnen; wenn wir Gottes Antlitz suchen.

Heute sagen uns Epistel und Evangelium noch einmal, was Pascha und Pentekoste in uns gewirkt haben und noch wirken wollen. Sie sprechen von den Wundern des göttlichen Lebens im Menschen.

[1] Joh 14, 18; u. 16, 22; 2. All.-V. — [2] Lk 24, 29; vgl. den Ostermont. (Das Herrenjahr II, S. 110 ff.). — [3] Ps 26, 9; Intr. — [4] Joh 14, 18; 2. All.-V. — [5] Mt 28, 20; vgl. den Osterfreit. (Des Herrenjahr II, S. 140 ff.).

Liebe ist seine erste und größte Gabe; denn aus der Liebe kommt es. Aus der Liebe Gottes. Mehr noch: es *ist* Liebe, göttliche Liebe. Denn Gottes ganzes Wesen ist Liebe. Das haben wir in den vergangenen Wochen in der Feier des Leidens und Todes Christi erkannt. „Daran erkennen wir die Liebe Gottes", sagt der heilige Johannes, „daß er sein Leben für uns hingegeben hat[1]." Diese unendliche Liebe Gottes tritt mit seinem Leben in uns ein und verwandelt unser menschliches, zum Haß, zur Mißgunst, zum Zorn, zur Selbstsucht geneigtes Wesen in Liebe, in „gegenseitige beständige Liebe[2]". Das war das Wunder, das die Heiden an den ersten Christen anstaunten: „Sehet, wie sie einander lieben!" Gott war im Menschen, darum war der Mensch Liebe geworden. Die Getauften hatten Christus angezogen. Auf Grund dieser Verwandlung ihres ganzen Seins in das Wesen Christi waren sie sich bewußt: „Gleich ihm müssen auch wir das Leben für die Brüder hingeben. Wer die Güter der Welt hat und seinen Bruder Not leiden sieht, aber sein Herz vor ihm verschließt — wie kann der die Liebe Gottes bleibend in sich haben[3]?" Passend erscheint darum in der Epistel die Mahnung zur brüderlichen Liebe. Nicht als Gebot; denn das göttliche Leben in uns drängt von selbst dazu. Aber als Anruf der ewigen Liebe, doch mit aller Kraft nach ihr zu verlangen, sie in uns hineinzurufen, immer von neuem, immer inniger. Denn jetzt ist die „Zeit der Liebe[4]"; jetzt ist sie bereit zu kommen, jetzt will sie in uns wachsen.

In vielgestaltigen Gaben gibt sie sich den einzelnen. Immer ist es das eine Leben Gottes, das eine Pneuma der Liebe, das in alle ausgegossen wird; aber verschieden wirkt es sich in den einzelnen aus, entsprechend den vielfältigen Bedürfnissen des irdischen

[1] 1 Joh 3, 16. — [2] 1 Petr 4, 8; Ep. — [3] 1 Joh 3, 16 f. — [4] Ez 16, 8.

Lebens. In dem einen wird die Liebe zum ständigen Gebet und Dienst vor dem Herrn: ein Erheben der Hände für die Brüder, die im Kampfe stehen. In anderen wird sie hinreißendes Wort, führende Kraft, pflegende Sorgfalt, Dienst am irdischen, leiblichen Leben: Bestellung des Ackers, schaffende Hand in vielfältigem Werk. Jedem wird seine Gabe zum Wohle aller. In jedem Liebenden und Liebe Wirkenden liebt Gott das Ganze der Welt. Aus der „Kraft, die Gott verleiht[1]", das heißt: aus der ganzen Liebe, aus dem ganzen, vollen Leben Gottes, das in uns ist, muß jedes Werk getan sein, damit die ewige Liebe und das unendliche Leben Gottes den vielgliedrigen Leib finde, in dem es sichtbar in die Welt eintreten und sie beseligen kann. In den vielen von Gottes Leben und seiner Liebe Glühenden und aus ihr Schaffenden und Dienenden wird dann Christi Wort wahr: „Ich komme wieder zu euch." Im Blick ihrer Liebe leuchtet das verklärte Antlitz Christi auf, das die Kirche sucht.

Aber nicht nur dienende Liebe strahlt es aus; es ist auch überflammt vom „Leuchten des Zeugnisses[2]". Wie dem verborgenen Leben des Herrn in Nazareth die öffentliche Lehrverkündigung, das Bekenntnis zum Vater und das Zeugnis des Blutes folgte, so verheißt er heute auch von seinem Pneuma, das er in die Seinen sendet: „Es wird Zeugnis von mir geben, und auch ihr werdet Zeugnis von mir geben[3]." Nun ist zwar schon das schlichte Leben des Werktags, das aus der Kraft der Liebe gelebt wird, ein beständiges Zeugnis für den Herrn. Aber hier denkt der Herr noch an etwas anderes. Er spricht vom Blutzeugnis, wie er selbst es am Kreuze abgelegt hat, vom Martyrium in der heutigen Bedeutung des Wortes. Auch dazu gibt das im Menschen

[1] 1 Petr 4, 11; Ep. — [2] Vgl. den Mont. n. d. 2. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 265 ff.) — [3] Joh 15, 26 f.; Ev.

wohnende Pneuma die Kraft. Tausende von Blutzeugen haben es bewiesen. Aber auch wer nicht dazu gerufen wird, sein Blut für den Herrn zu vergießen, ist doch in irgendeiner Weise zum Martyrium bestimmt. Der Geist Christi in den Getauften widersteht dem Geiste der Welt. Es ist kein Friede zwischen Satan und Christus. Wer das Leben Gottes in sich einläßt, muß auf Kampf gefaßt sein, so oder so. Wenn die Welt nicht sein Blut und Leben angreift, so regt sie, was gefährlicher ist, seine Leidenschaft auf. Im Kampfe mit Habgier, Neid und Zorn heißt es sich behaupten und Zeugnis ablegen für das lebendige Leben Christi in uns. Jeder, der seine Leidenschaft besiegt, ist nach dem heiligen Ambrosius ein Martyrer, ein Zeuge Christi. Im harten Kampf mit der Lockung der Welt und der niederen Natur bekennt ein solcher immer von neuem wie in der Taufe: „Ich widersage dir, Satan, ich stelle mich zu dir, Christus!" Ein solcher hält aus im Bekenntnis dessen, der in ihm lebt: „Christus gehöre ich an!"

So leuchtet in wundervoller Kraft und Schönheit das pneumatische Leben auf, das der Herr in den Seinen führt und das er jetzt in alle ausgießen und in allen mehren will, die Verlangen danach tragen und sich ihm öffnen. Wohl mag die Postcommunio im Anblick dieser überfließenden Gabe, dieser wirklichen Selbsthingabe Gottes an die Menschen bitten: „Laß uns immer in Danksagung verharren!" Danken und für das Leben Gottes offen sein — das ist alles, was in diesen letzten Tagen des großen Osterfestes von uns gefordert wird.

Fünfzig Tage hat es gewährt; sein Abschluß ist nahe. Wer sich ganz der liturgischen Feier geöffnet hat, in dem hat Christi gegenwärtiger Tod und seine Auferstehung die Sünde getilgt. Der ist ein neuer Mensch geworden von übernatürlicher Kindhaftigkeit, und Gott hat in ihm Wohnung genommen.

Können wir ausdenken, was geschehen würde, wenn alle offen für ihn wären, wie es die Kinder der Kirche sind? Aber es liegt nicht im Sinne Gottes, auf einmal und mit Gewalt das Angesicht der Erde zu verwandeln. Im sanften Wehen kommt er und wächst wie ein Samenkorn — *wir* wollen offen sein.

Die Pfingstvigil

ist eine Nachbildung der Ostervigil und dieser im ersten Teil, dem alten Nachtgottesdienst, völlig gleich (abgesehen von der geringeren Anzahl der prophetischen Lesungen). Wieder schließt sich die Taufhandlung — Weihe des Wassers und eigentliche Taufe — an den Lesegottesdienst an und führt zur Eucharistiefeier hinüber, die ebenfalls der Karsamstagsmesse im Aufbau und selbst in einzelnen Texten gleicht. Die abweichenden Stücke sind entweder (wie das Evangelium) schon im Vorausgehenden erklärt worden oder finden ihre Deutung im Zusammenhang mit der Festmesse des Pfingstsonntags, so daß sich eine eigene Behandlung erübrigt. Sie erscheint schon deswegen nicht geraten, weil sich nur die gleichen Gedanken wiederholen würden, deren Wiederkehr zwar unvermeidlich ist und in der Liturgie selbst nur erfreut, in der deutenden Betrachtung aber lästig werden könnte.

HIMMEL UND ERDE SIND VOLL SEINER HERRLICHKEIT

(Pfingstsonntag)

Der Weg ist vollendet. Am ersten Adventssonntag hatte die Kirche den Herrn gebeten: Zeige mir deine Wege! Nun hat sie die Sprünge des Riesen geschaut, den Weg ihres Herrn. Sie hat sich von seinem starken

Arm mittragen lassen; sie hat in ihrer liturgischen Jahresfeier alle Stationen dieses Weges mitdurchlaufen. Sie ist ihn in der Kraft Christi selbst gegangen, und es ist etwas an ihr geschehen in diesen langen Wochen; an ihr als der Gemeinschaft aller in Christus Getauften; an ihr als der kleinen Gemeinde dieser oder jener Pfarre, dieses oder jenes Klosters; aber auch an jeder einzelnen Seele, die zur Kirche gehört. Wir haben nicht nur Feste gefeiert, wir haben nicht nur Christi Leben an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen, — wir haben es gelebt, und dadurch ist etwas an uns geschehen.

Heute sind wir am Ziel des Weges. Mit dem fünfzigsten Tag erfüllt sich die Pentekoste, und mit ihm wird sichtbar, was an jedem ihrer Tage geschah: der letzte gewaltige Sprung des Riesen. Der erhöhte Christus nimmt durch sein heiliges Pneuma Wohnung in den Menschen, die ihm offen sind, und erfüllt sie mit dem Licht und Feuer göttlichen Lebens. Und in diesem Lichte Gottes, das sich in uns ausbreitet, erkennen wir, erkennt die Kirche erst eigentlich, was in all dieser Zeit geschehen ist. Es geht uns wie den Täuflingen der ersten christlichen Zeit, denen erst nach der Taufe in täglicher Unterweisung der Sinn dessen erschlossen wurde, was in der Osternacht an ihnen geschehen war. Von dem Parakleten hatte Christus verheißen: „Er wird euch alles lehren." Und der heutige Introitus singt von dem Pneuma: „Es umfaßt alles und hat die Gnosis des Wortes[1]", das heißt: Gottes Pneuma versteht, kennt alles, weil es der Lebenshauch des Gott-Logos, das Pneuma des Wortes ist. Es ist eins mit dem Logos Gottes; darum ist es in uns als ein redendes Wort. Es erklärt uns alles, was wir in der heiligen Jahresfeier an uns erlebt haben; es läßt uns mit Gottes Augen dies alles sehen, und durchsichtig klar wird mit einem

[1] Weish 1, 7; Intr.

Male alles: Weltliches und Überweltliches, Irdisches und Himmlisches. Klar nicht in jener nüchternen rechnerischen Aufklärung, die alles mit dem Verstande begreifen und wie eine algebraische Gleichung auflösen zu können meint; aber klar in jener göttlichen Weise, die das Wahre in sich schmeckt und fühlt und alles als Gottes Werk staunend und ehrfürchtig anbetet.

Was ist geschehen? Gott ist Mensch geworden; der Gottmensch ist am Kreuze gestorben, von den Toten auferstanden, in den Himmel aufgestiegen und hat sich von dort als Geist und Leben in die Menschen eingesenkt. In einer Art, die wir natürlicherweise nicht kennen und verstehen, ist er in sie eingetreten, ohne ihre Seele und ihr ganzes menschliches Sein auszulöschen. Sie sind sein Leib: er ist ihr Pneuma, ihr Lebensprinzip geworden. Sie leben sein Leben. Der Ring ist geschlossen: Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch Gott werde. Aus Liebe hat er ihre Sünde getragen und in seinem Blute getilgt. Es ist Raum in ihnen geworden für das göttliche Leben. Durch Gnade gewinnen sie Anteil an der göttlichen Natur; sie werden zu Kindern Gottes. Das alles, das ganze Heilswerk, wie wir es nennen, ist in diesen Wochen und Monaten seit dem ersten Adventssonntag in heiliger Mysterienfeier Wirklichkeit geworden. In der Pentekoste geschieht das Letzte: die Mitteilung des göttlichen Lebens Christi an die Erlösten, die Neuschöpfung, die Zeugung des neuen Geschlechtes.

Begonnen hat sie bereits mit der Auferstehung, als der verklärte Herr zu seinen Jüngern trat, sie anhauchte und sprach: „Empfanget heiliges Pneuma[1]!" „Nicht müßig", sagt der heilige Leo der Große, „verstrichen diese Tage (nach der Auferstehung), ... große Mysterien wurden entschleiert ... In diesen

[1] Joh 20, 22.

Tagen wurde durch die Einhauchung des Herrn allen Aposteln das heilige Pneuma eingegossen ...[1]" Der fünfzigste Tag macht dieses Geschehen und die Verwandlung, die es in den Jüngern bewirkte, vor aller Augen sichtbar: Ein Sturmwind bei lichtem Himmel, dann Glut und Feuer über den Jüngern ... Die Furchtsamen treten mitten unter ihre Feinde; die Ungelehrten reden in fremden Sprachen und von himmlischen Dingen. Sie treten auf wie solche, die Anspruch darauf haben, als Boten eines Übergewaltigen gehört zu werden. Gott ist in Menschen eingetreten und offenbart sich durch sie.

Ist das etwas Neues? Redeten nicht auch heidnische Seher und Sibyllen, jüdische Propheten aus Gottes Geist? Wenn im Heidentum auch viel Dämonisches im Spiel war, so war es doch bei den jüdischen Propheten zweifellos Gott selbst, der aus ihnen redete. Gewiß. Aber damals traf die Gabe einzelne Begnadete; jetzt schenkt sich das göttliche Pneuma allen, die glauben. Und es überfällt sie nicht vorübergehend, vielmehr bleibt es ihnen. Wohltätig, nicht schrekkend wirkt es durch sie, heilend und tröstend. Nicht für sich allein haben sie es empfangen, sondern zur Erbauung der ganzen Kirche. Durch Handauflegung wird es an die weitergegeben, die nach ihnen zum Glauben kommen. Das alles sagen uns die Episteln der Pfingstwoche. So wird offenbar, daß die Verheißung des Propheten Joël, die wir ebenfalls in diesen Tagen vernehmen, erfüllt ist. Petrus selbst weist darauf hin. Es ist etwas wesentlich Neues, Niedagewesenes, was sich während der Pentekoste und in der nächstfolgenden Zeit in Jerusalem und darüber hinaus vollzieht. Ein neues Geschlecht von Menschen beginnt zu leben. Adam hatte das natürliche Leben und den Fluch seiner Sünde an seine Nachkommen weitergegeben. Christus gibt als

[1] Sermo 71 (V. d. Himmelf. d. H. I 2).

zweiter, neuer Adam das übernatürliche, göttliche Leben allen, die an ihn glauben und in seinem Namen getauft werden. Das ist der Abschluß des großen Heilswerkes, das heißt: eigentlich kein Abschluß, sondern ein immer weiter Wirkendes — die Zeugung des neuen Geschlechtes im Glauben und im Pneuma. Wie es von Ewigkeit im Liebeswillen Gottes lebte, so wird es nun sichtbar in der Zeit: rein gewaschen von der Sünde im Blute Christi, mit ihm begraben im Tode und mit ihm auferstanden zu einem neuen Leben, das Gottes Leben ist.

Schon ahnten wir die Herrlichkeit dieses neuen Geschlechtes in der neuartigen Geburt seines Erstlings und Stammvaters Christus; schon sahen wir seine Glorie aufleuchten im Bilde der Braut am Epiphaniefest, in den vielgestaltigen Typen und Gleichnissen, die uns während der Tage der Fasten die kommende Neuschöpfung schauen ließen. Ostern hat alles zur vollen Wirklichkeit gemacht; das erkannten wir schon in der Paschanacht, das erkennen wir noch einmal heute „am letzten Tage des großen Festes[1]". Die *Kirche* steht in Herrlichkeit neben ihrem Bräutigam Christus. Aus seiner blutenden Seite ist sie hervorgetreten, als er am Kreuze starb, und nach seiner Auferstehung hat er ihr die Brautgabe geschenkt, das heilige Pneuma. Offenbar ist geworden, daß um sie und einzig um sie alles geschehen ist: die erste Schöpfung, die Menschwerdung Gottes, sein Kreuzestod, seine Auferstehung. Offenbar ist geworden, wer sie ist: die Mutter des neuen Geschlechtes[2]. Christus hat sich ihr vermählt durch sein Pneuma, das heißt: durch sein eigenes Leben, das er in sie einströmen ließ.

Lebendig ist dieses Leben Christi in ihr und zeugt sich fort durch alle Zeiten und Völker. „Sende dein

[1] Joh 7, 37; Com. d. Vigilmesse. — [2] Vgl. den Osterdonnerst. (Das Herrenjahr II, S. 138f.).

Pneuma, und sie werden erschaffen; und du erneuerst das Antlitz der Erde[1]." Aber nicht in einer endlosen Kette des Werdens und Vergehens wie das Leben Adams. Alle, die aus diesem lebendigen göttlichen Samen geboren werden, bleiben und schließen sich zusammen zu einer immer wachsenden und immer bleibenden Gemeinschaft. Die Kinder der Kirche, empfangen aus dem göttlichen Pneuma des erhöhten Herrn, bleiben mit ihr verbunden zu dem einen lebendigen Leibe Christi, den er mit seinem göttlichen Leben immer neu durchflutet. Wir selbst sind die jüngsten Sprossen dieses ewig bleibenden, stets jugendfrischen, aus Gott gezeugten und Gott atmenden Geschlechtes. In Christi Menschwerdung hat es seinen Ursprung genommen. Durch sein Leiden und seinen Tod hat Christus uns das Leben erkämpft. Was in den Mysterien des heiligen Jahres vor uns und an uns geschehen ist, das geht uns zuinnerst an. Es ist der Kampf um unser übernatürliches Sein und Leben. Daß wir jetzt wieder in seiner heilbringenden Wirklichkeit gestanden haben, das hat uns in unserem gnadenhaften Sein erneuert; das hat uns gleichsam neugezeugt, uns von allem Irdischen und Sündhaften, das sich mit diesem Göttlichen in uns immer wieder vermischen will, gereinigt.

Wir stehen in der Feier der heiligen Vermählung. Die Kirche empfängt das göttliche Leben ihres erhöhten Gemahls: sein Pneuma. Und auch wir, gereinigt durch die heiligen Mysterien, die vorangegangen sind, empfangen als Glieder der Kirche das Pneuma des Herrn. Es geht wie eine neue, göttliche Lebenswelle durch den heiligen Leib der Kirche. In der bräutlichen Schönheit und Jugendfrische jener ersten Pentekoste zu Jerusalem steht sie vor ihrem Herrn: unversehrt, heilig, teilhaft seiner ewigen, göttlichen Jugend. Eine unzählbare Schar

[1] Ps 103, 30; 1. All.-V. u. Off. d. Vigilmesse.

umgibt sie: ihre Kinder, geboren aus dem Pneuma Christi, das sie fort und fort in den Mysterien des Kultes neu empfängt. Alle stehen sie jetzt in der gleichen jugendschönen Kraft übernatürlichen Lebens; alle durchflutet sie der gleiche himmlische Strom, der sich jetzt neu ergießt. Die Hochzeit zu Kana — das Epiphaniemysterium — ist im letzten erfüllt. Der gute Wein ist ausgeteilt, und beseligt sind alle, die an der Hochzeit teilhaben. Schon jene ersten, die Apostel, hielt der Blick des platten Alltags für Berauschte. In uns wie in ihnen jauchzt die „nüchterne Trunkenheit" des göttlichen Lebens auf in heiliger Freude.

So ist Pfingsten in ganz anderer Weise, als die Scharen der Wald und Feld durchwandernden Menschen meinen, das wahre Hochfest des Lebens. Diese blühende Natur, die eben jetzt der Befruchtung harrt, ist nur ein Bild dessen, was im Mysterium den Seelen geschieht. Eine große geheimnisvolle Stille liegt über diesem Tag, und nur in der Stille wird das Geheimnis des Lebens erkannt, das sich heute, am fünfzigsten Tage des Osterfestes, vollendet. Der Logos Gottes selbst hat uns im Schweigen des Mysteriums an den vergangenen Sonntagen verständlich gemacht, was es um dieses Leben ist. Noch einmal fassen die Evangelienperikopen der Vigil- und Festmesse diese göttliche Belehrung in durchsichtiger Klarheit zusammen. Heute ist der Tag, von dem der Herr seinen Jüngern verheißen hat: „An jenem Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch[1]." Damit ist das österliche Mysterium ausgesprochen, das sich heute vollendet: Christus im Vater, wir in Christus und Christus in uns — der Mensch hineingezogen in das dreifaltige Gottesleben. Das Evangelium der Festmesse bestätigt das Wunder: „Wenn einer mich

[1] Joh 14, 20; Ev. d. Vigilmesse.

liebt, so bewahrt er mein Wort, und mein Vater wird ihn lieben; und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen[1]."

Wie kann das geschehen? Das war schon die Frage des Nikodemus. Der Herr gab ihm als Antwort das Bild vom Windeshauch: „Du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht. So ist jeder, der aus dem Pneuma geboren wird[2]." Vom Windeshauch und Wehen hat das göttliche Leben den Namen: *Spiritus, Pneuma.* Wie ein Hauch rührt es den Menschen an, leise, unsichtbar; er weiß nicht, woher es kommt. Aber wie der unsichtbare Windhauch hat es Gewalt und Kraft. Alles Morsche und Faule bricht vor ihm zusammen. Es beugt, was starr und stolz ist[3]. Aber es ist auch wärmender, wohltuender Frühlingshauch, lebendig und lebenweckend wie der Atem des Menschen. „Es weht sein Hauch: die Wasser fließen[4]", singt der Psalmist prophetisch vom Pneuma Gottes. Das Eis des menschlichen Stolzes und der Selbstsicherheit schmilzt vor diesem Wehen dahin[5]. Der Grund der Seele taut auf, wird weich und offen für das göttliche Leben. Und nun ist es — alles Irdische ist ja sein spiegelndes Bild — milder Tau, der in das gelockerte Erdreich einströmt und es göttlich befruchtet. Als Tau aus der Höhe ersehnte es die Kirche schon im Advent. Heute bittet sie angesichts der strömenden Fülle, die ihr gewährt ist: „Dein heiliges Pneuma, Herr, ergieße sich in unsere Herzen, reinige sie, betaue und befruchte sie in innerster Besprengung[6]."

Wie schön ist diese Mitteilung göttlichen Lebens in den Taufriten symbolisiert! Der Priester haucht den Täufling, haucht auch das Wasser an. Dadurch

[1] Joh 14, 23; Ev. — [2] Joh 3, 8. — [3] Vgl. die Pfingstsequenz: „Flecte quod est rigidum." — [4] Ps 147, 7. — [5] Vgl. die Pfingstsequenz: „Fove quod est frigidum." — [6] Postc.

weichen die Dämonen: das Eis bricht. Und nun ergießt sich das Wasser: in „innerster Besprengung" wird der Mensch gereinigt und befruchtet mit dem neuen Leben. „Wasche, was im Schmutze starrt! Wässere, was dürr und hart!" bittet die Sequenz. Reinigung und Befruchtung gibt das Pneuma. Vor allem gilt das von den Täuflingen, die in der letzten Nacht der Pentekoste zum heiligen Bade geführt wurden. Aber auch uns allen ist die Eingießung des Pneumas reinigende, fruchtbringende Besprengung, die Erfüllung des Versprechens Christi: „Jede Rebe, die Frucht bringt, reinigt der Vater, damit sie mehr Frucht bringe[1]."

Aber noch kennen wir das Wesen dieses Lebens nicht ganz. Die Kirche bittet in der Sequenz: „Komm, heiliges Pneuma, sende vom Himmel den Strahl deines Lichtes!" und im Alleluja-Versikel: „Komm, heiliges Pneuma, erfülle die Herzen deiner Gläubigen, und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe!" und wieder im Tagesgebet: „O Gott, du hast am heutigen Tage die Herzen deiner Gläubigen durch die Erleuchtung des heiligen Pneumas belehrt. Laß uns durch dieses Pneuma verstehen (eigentlich: schmecken), was recht ist, und seines Trostes uns immer erfreuen!" *Licht* ist das göttliche Pneuma in uns. Licht bedeutet in der geistlichen Bildersprache Erkenntnis, heilige Gnosis. Im Lichte des uns eingegossenen Pneumas erkennen wir das Wesen Gottes. Wie sollten wir es nicht erkennen, da das, was in uns eingetreten ist, Gott selbst ist! Es breitet sich eine übernatürliche Helligkeit in uns aus. Wir fassen, soweit es auf Erden möglich ist, das Wesen dessen, der in uns Wohnung genommen hat. Wir fassen und erkennen es als *Liebe*.

Wir schauen auf das heilige Erlösungswerk, so wie wir es jetzt in der liturgischen Jahresfeier wieder

[1] Joh 15, 2.

erlebt haben, und erkennen: Gott ist Liebe. Wir schauen auf all die göttlichen Worte, die in der Liturgie zu uns gesprochen wurden, und wir erkennen: Gott ist Liebe. Wir schauen auf unsere Seele und alles, was Gott durch eben diese heiligen Worte und Mysterien an ihr gewirkt hat, und wir erkennen: Gott ist Liebe. Wir schauen auf den Lauf der Welt und die Geschichte der Menschen; wir sehen sie in dem Lichte, das uns gegeben ist, schon vollendet und erkennen: Gott ist Liebe. Wir schauen auf die Natur und begegnen in ihr lauter Bildern des Göttlichen, und wir erkennen: Gott ist Liebe. Wir schauen auf das Wirre und Widrige der Welt und unseres Lebens und begreifen es als Pascha, als Übergang zur Herrlichkeit, und erkennen: Gott ist Liebe. Wir schauen alles in einem Strahl — in Gott; wir fühlen uns hinabgezogen in diesen Abgrund von Klarheit, und wir erkennen und stammeln: Gott ist Liebe. Im Übermaß ist die Bitte der Kirche vom ersten Adventssonntag erfüllt: Zeige mir deine Liebe! „Die Liebe Gottes ist in unsere Herzen ausgegossen durch das in uns wohnende heilige Pneuma[1]."

Und dieses Pneuma ist lebendig in uns: das Licht leuchtet, die Liebe liebt. Der Heilige Geist ist nicht kalter intellektueller „Geist", sondern Lebenskraft, Wärme, daher Pneuma, das heißt: lebendige und lebenzeugende Kraft. „Die Liebe Christi drängt[2]", und „die Glut entzündet die Nächsten[3]". Die Apostel treten hervor und verkünden die „magnalia Dei", die „Wundertaten Gottes[4]". In jedem Werk, in jedem Blick und jeder Bewegung des Pneumaerfüllten leuchtet Gott. „Ströme lebendigen Wassers gehen von ihm aus[5]", wie der Herr sagt, Ströme göttlichen Lebens, Ströme des Lichtes und der Liebe.

[1] Röm 5, 5; Intr. am Quat.-Samst. d. Pfingstwoche. — [2] 2 Kor 5, 14. — [3] Brev. Mon., Terz-Hymn. — [4] Apg 2, 11; Com. — [5] Joh 7, 38; Com. d. Vigilmesse.

So wirkt das Pneuma lebendig weiter. Es kann durch weltliche Mächte nicht überwunden werden und ist stärker als alles; denn es erneuert sich beständig in den Gläubigen durch die Mysterien der Kirche: ihr Opfer, ihre Sakramente, ihr heiliges Wort und Gebet. Nicht umsonst betet die Kirche heute vor dem Beginn der Opferhandlung: „Befestige, o Gott, was du an uns gewirkt hast, von deinem heiligen Tempel aus[1]!" Sie weiß, daß nur das beständige Verbleiben in der „Luft", möchte man sagen, des heiligen Mysteriums ihr den kostbaren Besitz sichert und immer erneuert und mehrt. Jeder nun kommende Sonntag und sein heiliges Opfer wird das göttliche Leben, das sie empfangen hat, befestigen und stärken. Er wird ihr inneres Auge, das ganz Licht geworden ist, immer wieder rein baden, wenn irgendein weltlicher Staub es verdunkelt hat; wird ihr die „Taubenaugen[2]" wiedergeben, die Gott schauen können und die Welt in Gott. Darum betet sie so oft bei der sonntäglichen Opferhandlung: „Mundet et muniat nos — sie reinige und festige uns." Das Opfer Christi stellt sie immer von neuem in die Gegenwart der göttlichen Liebe, die heute in sie ausgegossen wurde, und entzündet die Flamme stetig neu und stetig stärker.

So festigt die Nachpfingstzeit und überhaupt jede heilige Opferfeier das göttliche Leben in uns, macht es zum bleibenden, ruhigen Besitz, fügt den Menschen ganz in Gott und die Kirche ein und wirkt so die Pax, die der Herr heute nochmals als seine Passionsfrucht und Ostergabe verheißt: „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch[3]."

Wo aber der im Besitz des göttlichen Lebens gefestigte und stetig in Liebe wachsende Mensch hinkommt, da — wir sagten es schon — verwandelt er durch sein bloßes Dasein die Umwelt. Der Herr hat

[1] Ps 67, 29 f.; Off. — [2] Hohel 1, 14. — [3] Joh 14, 27; Ev.

seiner Kirche das Pneuma geschenkt; sie gibt es durch die heiligen Mysterien an ihre Kinder weiter, und in den vielen Kindern der Kirche geht es hinaus in die Welt und wandelt alles in Gott. Ja selbst die stumme Natur erfährt den Segen, der von dem „neuen Geschlecht" ausgeht; nicht mehr wird sie vergewaltigt, sondern gehegt. Das reine Auge des pneumatischen Menschen sieht sie als Spiegel der Übernatur, und erst dadurch kann sie ganz sein, was sie ist. Auch so wird das Wort Wahrheit, mit dem die Kirche heute in jubelnder Danksagung die heilige Liturgiefeier einleitet: „Das Pneuma des Herrn erfüllt den Erdkreis[1]." Und es bleibt nichts mehr als der Wunsch des gestrigen Opferungspsalmes: „Des Herrn Herrlichkeit währe ewiglich[2]!"

GESCHENK DES HÖCHSTEN GOTTES

(Pfingstmontag)

Mit dem gestrigen Pfingstsonntag hat die jährliche Osterfeier ihren krönenden Abschluß gefunden. Als letzter — fünfzigster — Tag der „seligen Pentekoste" ist er Symbol der vollendeten Erlösung. Das sagt uns die Messe der Pfingstvigil, die im Kommuniongesang das evangelische Wort vom „letzten Tage des großen Festes[3]" auf diesen bedeutsamen Herrentag anwendet. Wenn er trotzdem wie ein selbständiges Fest in einer eigenen Oktav ausklingt, so ist das eine (spätere) Angleichung an die Osteroktav, von der sie manche Texte übernommen hat.

Ältester Bestandteil der Pfingstwoche sind die Quatembertage. Während der österlichen Freuden- und Festzeit der Pentekoste wurde nicht gefastet,

[1] Weish 1, 7; Intr. — [2] Ps 103, 31; Off. d. Vigilmesse. — [3] Joh 7, 37.

ebensowenig wie man in ihr kniete oder sonst eine Übung vornahm, die Ausdruck der Buße war. Nun aber, nach dem „letzten Tage des großen Festes", kehrte man zur üblichen Ordnung der Wochen- und Jahresfasten zurück und beging in gewohnter Weise die um diese Zeit fälligen Vierteljahrsfasten als sommerlichen Erntedank. Der bereits früher gekennzeichnete[1] freudige Charakter dieser Übung stimmte gut zur ausklingenden Pentekoste, und nachdem die ganze Woche (in der Zeit nach Leo dem Großen) zur eigentlichen Oktav ausgebaut worden ist und die dabei zunächst verlegten Sommerquatember ihren Platz in ihr zurückerhalten haben, stellt sie ein eigentümliches Gemisch von Fest und Fasten dar, das doch nicht unnatürlich oder gezwungen wirkt. Die Seele schwingt ruhig weiter in der freudigen Stimmung der Pentekoste, und wenn auch nicht jeder Tag dieser Oktav eine so lebendig ausgeprägte Eigenart zeigt, wie wir das in der Osterwoche fanden, so erfreut doch das mannigfaltige Weiterklingen des österlichen Grundthemas der Pentekoste. Auch passen sich die einzelnen Lese- und Gesangstücke schön ein und bieten herrliche Gedanken, die sehr dazu dienen, unsere Vorstellung von dem gewaltigen Ostergeschehen zu verbreitern und zu vertiefen.

Gleich heute springt uns aus der Evangelienperikope ein Wort entgegen, das in Oration, Sequenz und Sekret Stütze und Widerhall findet und ganz allein die Herrlichkeit des „fünfzigsten Tages", ja der Liturgie und des Christentums überhaupt auszusagen vermöchte. Die Kirche weist uns bedeutsam darauf hin, indem sie die Stelle als Benediktus-Antiphon heraushebt und ins Licht stellt: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen

[1] Vgl. den Quat.-Mittw. im Advent (Das Herrenjahr I, S. 44 f.)

Sohn hingab[1]." Ein tiefes Wort, in das man sich hinablassen muß: Gott *gibt*. Das ist die Grundtatsache unseres Glaubens. Auf ihr beruht die Offenbarung. Wir wissen nur deshalb von Gott, weil er *gibt*; sich selbst uns gibt. Denn Gott *hat* nicht *etwas*, sondern *ist alles*. Wenn er gibt, kann er nur sich selbst geben. Und damit freilich alles. In allem, was wir als Gabe der Natur oder Geschenk der Gnade empfangen, gibt Gott sich selbst. Und nur insoweit wir das erkennen, besitzen wir das uns Gegebene. Denn alles, was uns gegeben wird, kann uns auch genommen werden. Aber wir bleiben gleichwohl die Beschenkten und Besitzenden, wenn wir Gott als den Kern der Gabe erkennen, die er uns gibt.

Gott macht sich selbst zur Gabe. Zunächst innerhalb seiner selbst. Indem er den Sohn zeugt, schenkt er sich hin. Und der Sohn, indem er den, der ihn zeugt, erkennt und liebt, schenkt sich gleicherweise dem Vater zurück. Das Dritte in Gott, der hin- und widerströmende Lebensatem, das heilige Pneuma, ist Geben und Wiedergeben zwischen Vater und Sohn. Aber die schenkende Liebe Gottes drängt über sich selbst hinaus. Im Sohne schenkt er sich der Welt. Der Vater „gibt den Sohn hin". Zur Menschwerdung, zum Leiden und zum Tode. Damit sein Tod die Sünde der Welt hinwegnehme und so Raum werde für den Gott, der sich ihr gibt.

Und selbst das genügt noch nicht, daß die Gefäße leer und bereit sind. Wenn Gott sich gibt, ist er zu groß, als daß ein Mensch aus sich heraus ihn ergreifen und besitzen könnte. So ganz ist er für uns Gabe und nur Gabe, daß er selbst *das* uns geben muß: die Gabe zu empfangen. Unsere Natur, obwohl nach dem Bilde Gottes geschaffen, reicht dazu nicht aus. Gott muß sie erweitern, erhöhen, mehr noch: er muß uns ein völlig Neues anerschaffen: er muß uns

[1] Joh 3, 16; Ev.

von seinem eigenen göttlichen Leben, von seinem Pneuma geben, damit wir ihn, der über unsere Natur hinausgeht, ergreifen und empfangen können. Mit der göttlichen Gabe gibt er uns die göttliche Kraft, sie zu fassen und zu halten, die „virtus divina", die dem „donum Dei" entspricht. Und im Grunde ist diese Kraft, die Gabe zu empfangen und zu halten, schon ein Teil der Gabe selbst, schon ein Beginn des göttlichen Lebens, das uns gegeben werden soll, ist mit einem Wort der *Glaube*, der als Anfang des göttlichen Lebens in uns dessen Fülle in uns herabzieht. „Was erbittest du von der Kirche Gottes?" fragt die Kirche den Täufling, und er antwortet: „Den Glauben." „Und was gibt dir der Glaube?" „Ewiges Leben." In diesem kleinen liturgischen Dialog ist es klar ausgesprochen: Der *Glaube* macht uns „tüchtig", das Gottesgeschenk zu empfangen. Er ist „wie eine ganz neue Schöpfung auf dem Grunde der alten, wie ein wunderbares Licht, das in die Finsternis leuchtet[1]". In diesem Lichte, das göttliches Licht ist, erkennen wir den Quell des Lichtes, Gott, und gewinnen Anteil an ihm, werden eins mit ihm. Diese Erkenntnis Gottes im Lichte Gottes, der Ausgangspunkt des Gnadenweges, der zuletzt zur vollen Teilhabe an Gott führt, ist das Wesen der göttlichen Kraft, die wir „Glaube" nennen. Niemand kann ihn sich geben oder nehmen — Gott gibt ihn. Ausdrücklich sagt heute die Oration: *„Dedisti* fidem", du hast ihn *gegeben*. „Dedisti spiritum, . . . dedisti fidem . . ." Das entspricht einander: „Du hast das Pneuma gegeben, . . . du hast den Glauben gegeben . . ." Mit der Gabe die göttliche Kraft und Fähigkeit, um sie empfangen zu können.

Im Glauben nehmen wir Gott auf. „Der Glaube aber kommt aus dem Hören" und „das Hören durch

[1] M. J. Scheeben, Natur und Gnade (München 1922), S. 237.

das Wort Christi[1]". Gott schenkt sich uns in seinem Sohne, dem Logos. Als Wort, als Evangelium — frohe Botschaft — des menschgewordenen Logos und seiner Jünger bietet die Gabe sich dar. Wenn wir hören und glauben, geschieht es, wie wir heute in der Apostelgeschichte lesen, daß der im Wort uns Angekündigte und Dargebotene uns plötzlich „überfällt". „Während Petrus noch redete, fiel heiliges Pneuma auf alle, die sein Wort hörten[2]." Danach wurden sie getauft[3]. Zum Wort, das die Gabe darbietet, tritt das Sakrament, das ihren völligen und dauernden Besitz veranschaulicht und verbürgt. Für gewöhnlich geht die göttliche Gnade den umgekehrten Weg: dem Hören folgt der Glaube, der Gläubige erbittet und empfängt die Taufe, und erst dem Getauften schenkt sich Gott völlig durch sein heiliges Pneuma. Immer aber ist das die doppelte Weise, in der Gott sich durch Menschen dem Menschen gibt: im Wort der apostolischen Verkündigung und in den Sakramenten der Kirche. So entspricht es dem Menschen, der hören und sehen, in sinnlich wahrnehmbaren Zeichen erkennen muß, was Gott in seinem Innern wirkt. Der Schwäche seiner Geschöpfe voll Liebe eingedenk, macht Gott sich im heiligen Wort der Schrift und Tradition, der Predigt und Liturgie, im Wasser der Taufe, im Öl der Firmung, im Brot und Wein der Eucharistie zur Gabe. Passend singt darum heute das Opferungslied von den „Wasserquellen[4]" der Taufe und preist der Introitus den „fetten Weizen[5]" der heiligen Eucharistie. Es sind Danklieder für den Gott, der sich im Sakrament den Menschen schenkt.

Und sie gehören hierher, sie dürfen nicht fehlen am Ausgang der Pentekoste, in der das „Geschenk des höchsten Gottes[6]" — seine Selbsthingabe —

[1] Röm 10, 17. — [2] Apg 10, 44; Les. — [3] Vgl. Apg 10, 48; Les. — [4] Ps 17, 16; Off. — [5] Ps 80, 17; Intr. — [6] Brev. Mon., Vesp.-Hymn. am Pfingstfest.

die österliche Fülle erreicht. Denn es gibt nur eine Antwort auf diese Gabe: mit Danksagung empfangen. Die göttliche Kraft gebrauchen, die uns mit der Gabe gegeben wird, um sie aufzunehmen. Mit *einem* Worte: glauben. Glauben an das Wort, glauben an das Sakrament. Der Liebe glauben. Es ist immer die gleiche Botschaft, heute wie gestern — wir wollen nicht müde werden, sie zu hören: der Liebe glauben, die sich uns schenkt. Sich von ihr ergreifen, entzünden, verbrennen, verwandeln lassen. Selbst Liebe werden. Aufhören, Eros zu sein: menschliches Verlangen menschlicher Armut. Agape werden: göttliche Liebe, *schenkende* Liebe. Gott, der sich uns gibt, will sich durch uns weitergeben an die Brüder, zurückschenken an sich selbst. An diesen beiden Geboten — Gottes- und Nächstenliebe — hängt alles für den Menschen, der Gott als Gabe empfangen hat. Aber auch dies — das Weiterschenken, das Zurückschenken — ist so wenig unsere Sache wie das Empfangen. Gott, der sich gibt, gibt uns auch das: ihn weiterzugeben, ihn wiederzugeben. Er, die wesenhafte Liebe, liebt in uns, durch uns die Menschen. Er, der sich uns schenkt, macht uns auch für sich zum Gegengeschenk. „Nosmetipsos tibi perfice munus æternum — mach uns selbst für dich zur ewigen Gabe", betet die Kirche heute in der Sekret. Dadurch aber werden wir zu unserer wahren menschlichen Bestimmung vollendet: Gottes zu sein.

Und so müssen wir von dieser unfaßbaren „Gabe" sagen, wie Salomon von der Weisheit sagt (denn auch „Weisheit" heißt sie ja, ebenso wie „Gott" und „Pneuma" und „Wort" und „Liebe"): „Alles Gute kam mir zugleich mit ihr[1]." Sie ist „donum Dei altissimi[2]" und zugleich „dator munerum[3]", „Geschenk des höchsten Gottes" und „Geber aller

[1] Weish 7, 11. — [2] S. S. 231, Anm. 6. — [3] Pfingstsequenz.

Gaben". Wer den Gott, der sich uns gibt, im Glauben annimmt, der hat das Leben, hat die Liebe, die Weisheit, die Erkenntnis. Er lebt, liebt, brennt, zündet, leuchtet. Er ist „ein Gott[1]" für die Menschen, wie Gott Mensch ward für die Menschen.

Sünde ist es, die Gabe zurückzuweisen. Wer diese Sünde begeht, richtet sich selbst. „Dies ist das Gericht: das Licht kam in die Welt, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht[2]." Diese Sünde kann nicht vergeben werden, weder in dieser noch in der anderen Welt. Die geschlossene Faust des Menschen gegenüber der offenen Hand Gottes verdammt sich selbst zur Hölle. Nur der Stolz, der ohne Gott existieren will, spricht sich dieses Urteil, das Gott selbst nicht zurücknehmen kann. Und nur die Demut entgeht ihm, die bekennt und bittet:

„Wo dein Wesen weset nicht,
steht im Menschen nichts im Licht,
nichts unschuldig im Gericht.

Vater deiner Armen, komm!
Geber aller Gaben, komm!
Licht, in unsre Herzen komm[3]!"

ICH BIN DIE TÜR

(Pfingstdienstag)

Heute stellt die Liturgie noch einmal ein vollkommenes Osterbild an den Ausgang der Pentekoste. Schon der Name der römischen Stationskirche weckt den Gedanken an die Auferstehung. Das Evangelium ruft uns den Sonntag vom Guten

[1] Vgl. Gregor v. Naz., Or. 14, 26: „Werde für den Unglücklichen *ein Gott!*" — [2] Joh 3, 19; Ev. — [3] Pfingstsequenz (die zweite Zeile nach dem ursprüngl. Text: „in lumine").

Hirten mit all seinem geistlichen Frühlingsglanz zurück, und als Ganzes kommt die Messe den schönsten der Osterwoche gleich, ähnlich vielleicht vor allen — durch die festliche Ladung und den eschatologischen Ton des Introitus — der Messe des Ostermittwochs, mit der sie das Opferungslied gemeinsam hat.

Andererseits verknüpft aber auch gerade dieser Introitus die heutige Messe ganz unmittelbar mit der gestrigen. Er ist eine Mahnung zum Dank, Dank für die „Gabe", die an uns zur „Herrlichkeit" geworden ist: „Nehmt hin die Wonne eurer Herrlichkeit und danket Gott! Er rief euch in die himmlischen Reiche[1]." Die Worte sind eindeutig. Im Munde der Kirche gelten sie dem Menschen, der sich der Gabe von oben gegenüber sieht, laden ihn zum Empfang ein, rufen ihn zur Danksagung auf. Unsere Herrlichkeit ist der Herr, der sich uns schenkt. Nichts geht über die „Wonne", die der Anblick dieser Gottesherrlichkeit im eigenen beschränkten menschlichen Innern bei einem demütigen und dankbaren Herzen erzeugt. Es bedürfte keiner Aufforderung. Diese „Wonne" fließt von selbst über in Dank:

„Te nostra supplex gloria
per cuncta laudet sæcula[2]."

„Dich loben durch Aionen wir
in tiefgeneigter Herrlichkeit."

So kehrt die Herrlichkeit zu ihrem Herrn zurück, und was in uns als Wonne und Dank überfließt, ist doch letzten Endes auch wieder nur die „Gabe", die solchermaßen sich selber lobt.

Daß aber der Mensch, in dem solches Wunder sich vollzieht, die Grenze des rein natürlichen Lebens überschritten hat, ist ohne Zweifel, und der begründende Nachsatz des Introitus hat sicher neben dem weitausladenden eschatologischen Sinn auch eine ganz nahe und gegenwärtige Bedeutung. Die „Gabe" ist Ostergabe und als solche *Pascha*frucht. Gott gibt sich dem Menschen um den Preis des Blutes Christi, und der Mensch muß — wir deuteten es gestern nur an — das Paschaopfer mitvollziehen, wenn er fähig werden soll, Gott zu empfangen. Wem Gott sich gibt, der muß schon zuvor — freilich von Gott gezogen — hinübergegangen sein, von sich selbst fort und zu Gott hin, und die Gabe, die er dort, jenseits von sich und der Welt, empfängt, versetzt ihn vollends in die „himmlischen Reiche". Denn „Gott haben" heißt: das „Reich" besitzen. Da aber der Mensch, auch wenn er Gott hat, doch noch das irdische Leben weiterlebt, so müssen die „himmlischen Reiche" notwendig schon auf dieser Erde gesucht werden, wenn auch jenseits des eigenwilligen Ichs und der im argen liegenden Welt.

Wir stehen hier wieder an der feinen Grenzlinie, zu der uns die Liturgie der Pentekoste stets von neuem hinführte, an der schmalen Scheide, die das Unten vom Oben *im Hier* trennt. Und es bedarf nun keiner Frage mehr, was gerade heute, im Introitus des Pfingstdienstags, unmittelbar nach der wiederholten Tauffeier der Oster- und Pfingstvigil, mit den „himmlischen Reichen" gemeint sei. Das Lied ist die frohe Danksagung der Neugetauften, aber auch aller österlich neugeweihten Christen für den Eintritt in das „Himmelreich" auf Erden, die Kirche, wo der Herr sich in heiligem Opfer, Wort und Sakrament uns schenkt. Nicht also mystischer Überschwang religiöser Einzelerfahrung noch auch bloß eschatologische Haltung sprechen hier, sondern die ganz schlichte und gemeinsame Freude der Christen ob ihrer Berufung. Darüber hinaus regt das Wort von den „himmlischen Reichen" freilich

[1] 4 Esdr 2, 36, 37; Intr. — [2] Brev. Mon., Vesp.-Hymn. am Samst.

auch die Parusieerwartung an und öffnet, zusammen mit dem Evangelium, den Blick in tiefere mystische Bezirke, die aber unmittelbar an den Mysterienraum der Kirche und die gemeinsame Gotteserfahrung des Kultes grenzen.

„Ich bin die Tür[1]", spricht der Herr im Evangelium. Da Gott sich uns als österliche Gabe schenkt, öffnet sich vor uns eine Tür, der Zugang zu der Welt Gottes. Das Sichgeben Gottes ist gleichbedeutend mit Sicherschließen, Sichoffenbaren, Sichentschleiern. Die Sendung des Sohnes, die Ausgießung des heiligen Pneumas ist das Öffnen einer Tür, die zum verborgenen Wesen Gottes führt. Dorthin, wo er in seiner dreifaltigen Bewegung mit sich allein ist, gibt die geöffnete Tür den Blick frei.

Der menschgewordene Logos ist diese Tür; in seiner Menschwerdung hat sie sich aufgetan und nach seinem Tode nicht wieder geschlossen. Im Augenblicke seines Hinscheidens zerriß nicht nur im Tempel zu Jerusalem, sondern auch im Tempel des himmlischen Sion der Vorhang, der das Allerheiligste verschleierte. Der Zugang zu dem „König der Aionen, dem Unsterblichen, Unsichtbaren, dem Einzigen Gott[2]", der „im unzugänglichen Lichte wohnt und den kein Mensch gesehen hat noch sehen kann[3]", ist auf eine wunderbare und unbegreifliche Weise aufgetan worden. Christi heilige Menschheit ist die Tür. „Er hat die Tore des Himmels aufgetan und Manna regnen lassen[4]." Als „Himmelsbrot", als „Engelsspeise[5]" ist er vom Vater herabgekommen. Als „Hirt" hat er die Tür geöffnet und ist als „Gotteslamm" aus ihr hervorgetreten. Er ist der Hirt und das Lamm und das Brot vom Himmel und die Tür, die all diese Wunder aus Gottes verborgener Welt entläßt.

Die Tür aber scheidet ein Innen und Außen. Christus ist von innen gekommen, aus dem Schoße des Vaters, den „niemand gesehen hat[1]". Er ist zu uns herausgetreten, um uns Kunde zu bringen vom Vater, und wiederum ist er hineingegangen, um für uns am Throne Gottes einzustehen. Die Tür aber ist offengeblieben; denn für uns hat er sie geöffnet, der Hirt für die Herde, damit wir ihm folgen sollten. „Ich bin die Tür. Wer durch mich eintritt, wird heil. Er wird ein- und ausgehen und Weide finden[2]." Mit ihm, der durch seinen Tod und seine Auferstehung für immer hineingegangen ist, treten auch wir in Gottes geheime Wohnung ein. Und was dort unser wartet, das sagt uns die erleuchtete Weisheit des Alexandriners Klemens: „Ich bin die Tür, spricht der Herr, die man kennenlernen muß, wenn man Gott erkennen will ... Pneumatisch sind die Türen des Logos und öffnen sich dem Schlüssel des Glaubens. ‚Gott hat niemand erkannt außer dem Sohn, und wem es der Sohn entschleiert.' Wer aber die verschlossene Tür öffnet, der entschleiert später auch das Innere und zeigt Dinge, die man vorher nicht einmal kennen konnte. Möglich ist es nur, wenn man durch Christus geht, durch den Gott allein geschaut wird[3]."

Aber noch sind wir nicht für immer eingetreten. Noch müssen wir, solange unser Erdenleben währt, mit ihm, der für uns heraustrat, um uns die Tür zu öffnen, immer von neuem wieder heraustreten zu denen, die noch draußen sind, um Kunde zu bringen vom Innen, um die Tür zu öffnen, den Weg zu zeigen, die Herde heimzuführen. Weide aber finden wir sowohl drinnen als auch draußen; es gibt ja im Grunde kein Draußen mehr, seit Gott zu uns herausgetreten ist. Seine Gegenwart in dieser Welt hat auch das Draußen zum Drinnen gemacht. Abbild der ewigen Hürde des Vaters ist die heilige Kirche,

[1] Joh 10, 9; Ev. — [2] 1 Tim 1, 17. — [3] 1 Tim 6, 16. — [4] Ps 77, 23—24; Off. — [5] Ps 77, 24, 25; Off.

[1] Joh 1, 18. — [2] Joh 10, 9; Ev. — [3] Klemens v. Alex., Protr. 10, 2f.

und die schönblühende Flur ihrer Mysterien ist Bild der himmlischen Weide.

Auf sie sehen wir uns heute, „am letzten Tage des großen Festes" (denn wir zählen die Tage dieser Woche nur als den einen „letzten Tag"), von neuem hingeführt. Die Stimme des Hirten lockt zum „Hinüber", zum Pascha. Weiß schimmert die Wolle der „jungen Lämmer, die das Alleluja verkündet haben[1]". Die Tore des Himmels stehen offen. Manna regnet hernieder. Die frischen Lüfte der Auferstehung wehen zart und kräftig. Unaufhaltsam zieht es uns von jenseits der geöffneten Tore tiefer in die himmlischen Reiche hinein, und die Stimme des Hirten spricht: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben haben und es in Fülle haben[2]."

Was bedeuten vor dieser Gotteswirklichkeit, wie die heutige Messe sie in ihren Texten aufscheinen läßt und dann im Opfer wahr macht, was, frage ich, bedeuten vor ihr noch Kampf und Qual des Diesseits? Immer wieder brechen Räuber und Diebe in die heilige Hürde des Herrn und verwüsten wilde Tiere die blühende Weide der Ekklesia. Aber was sie — scheinbar — töten und hinwegraffen, das geht durch die „Tür" zum Vater ein, und das Wort des Hirten bleibt: „Ich will, daß sie das Leben haben und es in Fülle haben."

DU WOHNST IN IHNEN, HERR

(Quatembermittwoch der Pfingstwoche)

Ein machtvoller, großer Zug geht durch die heutige Messe, wie wir das durchgehends in den Quatembermessen finden. Sie sind altes Liturgiegut und leben vom starken Atem der christlichen Frühzeit.

[1] 3. Resp. d. Vig. am Osterdonnerst. (gemeint sind die Täufl.). — [2] Joh 10, 10; Ev.

Heute gibt vor allem der Eingangspsalm die große, kräftige Linie. Es ist Psalm 67, der eigentliche Pfingstpsalm, das große Siegeslied des alten Israel. Fürwahr, ein würdiger Lobgesang auf die Vollendung der hehren Gotteswerke, deren Werden uns die heilige Paschafeier vergegenwärtigte! Prächtig rauscht das Lied einher, wir schauen die Bilder: das Gepränge eines religiösen Volks- und Siegesfestes, das breite Gewoge der Volksmassen, die sich in den Tempelhöfen drängen, und inmitten der Festzug — der schimmernde „Gotteswagen", geleitet von Sängern und Saitenspielern und paukenschlagenden Mädchen, von Priestern und Leviten in Feierkleidern, von den Edelsten des Volkes, den Stammeshäuptern Israels — Jahwes Siegeszug vom Sinai zum Sion, Jahwes Triumph inmitten seines Volkes, Jahwes Herrlichkeit in seinem heiligen Tempel. Das Herz schlägt uns höher, wenn wir dieses Lied hören, das große Freudenlied auf Israels gnadenvolle Führung; denn es ist unser Lied, die wir nach Gottes Willen in Israels Rechte eingetreten sind. Es ist unsere Herrlichkeit, die Herrlichkeit des neuen Israel, die aus allen Bildern dieses Psalmes aufleuchtet. Eine höhere Herrlichkeit freilich, um so viel höher, als der Neue Bund höher steht als der Alte, und dennoch durch diesen vorgebildet und grundgelegt und im Keime schon in ihm enthalten, weil Gottes Heilswille von Anfang an seinen Weg geht, beginnend im Paradiese, fortschreitend in den Patriarchen, aufsteigend in Israel und ankommend in der Ekklesia.

Darum gilt heute wie einst und heute mehr als einst das Preisgebet unseres Introitus: „O Gott, du gehst vor deinem Volke her. Du bahnst ihm einen Weg. Du wohnst in ihnen, alleluja, alleluja[1]!" Die

[1] Ps 67, 8; Intr. — Vers 9 gehörte früher nicht zur Introitusantiphon; vgl. Hesbert, Antiphonale Missarum Sextuplex (Brüssel 1935), p. 127.

Quatembertage rufen gern das Bild des neuen Gottesvolkes herauf. Wir begegneten ihm im Advent und am Quatembersamstag der Fasten; im Herbst wird es wiederkehren. Heute frohlockt es in österlicher Vollendung. Die Melodie unseres Eingangsliedes ist von hinreißendem Schwung. Sie malt die mächtigen Schritte des Herrn. Der Paschachristus geht vor seinem Volke her:

„Sponsus, redemptor, conditor,
suæ gigas ecclesiæ[1]."

„Bräutigam, Heiland, Schöpfergott,
der Kirche riesenstarker Fürst."

Er hat ihr „den Weg gebahnt": durch das Meer der Leiden, durch die Wüste der Sünden. Den Weg hinüber, den Weg ins Oben. „In die himmlischen Reiche."

Einmal und so immer. Einmal, als er im Fleische litt und starb. Immer in der mystischen Gegenwart seines Leidens und seines Todes. Immer wieder erheben sich Zeitenstürme, Leidenswogen; immer wieder droht die Wüstendürre des Unglaubens, der Gottlosigkeit, des Gotteshasses. Der Herr bahnt seinem Volke den Weg. Mitten durch das Meer, mitten durch die Wüste. Mitten durch die Feinde und Hasser. „Gott erhebt sich — sie zerstieben[2]." Die bösen Mächte sind am Werke — der Herr triumphiert über sie. „Die Erde bebt[3]." Furchtbare Kämpfe und Leiden — Folgen der Sünde — erschüttern die Völker. Furcht schüttelt die Menschheit, Angst des Unterganges durchbebt sie. Um der Erwählten willen wird die Zeit der Schrecken abgekürzt. Der Himmel „regnet Gnade über Gottes Erbe[4]", die Ekklesia. Er stärkt die Erschöpfte[5] und

[1] Walpole, Early latin hymns (Cambridge 1922), Hymn. 88. — [2] Ps 67, 2; Intr. — [3] Ps 67, 9; Intr. — [4] Ps 67, 10. — [5] Ebda.

führt ihre Feinde gefangen zur Höhe[1]. Denn „bei Gott dem Herrn sind Auswege noch aus dem Tod[2]". Er trägt sein Volk. „Tagtäglich trägt uns Gott, unser Heiland . . .[3]" Gott geht uns voran. Gott bahnt uns den Weg. Nicht sichtbar wie einst, aber dem Glauben gewiß. Selbst bei scheinbarem Unterliegen, im Triumph der Feinde. Wir schauen es im Glauben: Gott geht uns voran, Gott bahnt uns den Weg. Sein Leiden ist der Weg, seine Auferstehung verbürgt die Ankunft.

Und nicht erst im Jenseits kommen wir an. Schon sind wir da: Gott wohnt ja in uns. Der alte Übersetzer hat hier den Text christlich gefärbt. „Habitans in illis — er wohnt in ihnen[4]." Das steht nicht im ursprünglichen Text[5]. Und wie erst der christliche Übersetzer dem Psalmwort diese Wendung gab, so sehen wir es auch erst durch die christliche Wirklichkeit ganz erfüllt. Denn erst von dem neuen Israel, dem Gottesvolk der Ekklesia, kann in Wahrheit gesagt werden: „Habitans in illis — Gott wohnt in ihnen." An uns ist das wahr geworden. An der Ekklesia. In der Stunde ihres Werdens am Pfingstfest zu Jerusalem. Als Gott am Himmel einherfuhr, am uralten Himmel, und seine Stimme erbrauste, seine machtvolle Stimme[6]. Da fuhr er herab und fuhr in sie ein. Da wohnte er in seiner Ekklesia. Und so immerfort, alljährlich und tagtäglich, sooft der Kult die alten Gottestaten heraufführt.

Und also auch heute in dieser Pfingstoktav. „Gott fährt am Himmel einher, am uralten Himmel", und fährt in uns ein. Er wohnt in uns durch sein heiliges Pneuma. Überschwenglich wird wahr, was wir in diesen Tagen wiederholt beim Propheten Joël lesen. Nicht einem einzelnen zu besonderer Sendung, nicht einmalig und vorübergehend für die Dauer eines

[1] Ps 67, 19. — [2] Ps 67, 21. — [3] Ps 67, 20. — [4] Ps 67, 8; Intr. — [5] Vgl. 2 Kor 6, 16 (Lev 26, 12). — [6] Vgl. Ps 67, 34.

göttlichen Auftrags, wie vor Zeiten im alten Israel, hat Gott sich seiner Kirche geschenkt. Nein über alle ihre Glieder hat er sein Pneuma ausgegossen, allen sein unsterbliches Leben eingehaucht, alle mit seiner schöpferischen, drängenden Liebe ergriffen. Jünglinge schauen Gesichte, Greise träumen Träume, und alle vom Pneuma Erfüllten prophezeien[1]. Junge und Alte, Eltern und Kinder, Knechte und Mägde verkünden das Wunder und reden „in verschiedenen Zungen von den Großtaten Gottes[2]". Gott „wohnt in ihnen". Mag die Erde beben, der Himmel Schrecken regnen statt Gnade, mag der Jüngste Tag hereinbrechen — Gott wohnt in seinen Gläubigen. Inmitten einer stürzenden Welt steht die Ekklesia, Gottes Volk, festgefügt im Frieden Christi[3], Tempel der Gottesherrlichkeit durch den, der in ihr wohnt[4].

An diesem lebendigen Friedenswall bricht sich die Macht der satanischen Welt. Ins Innere kann sie nicht eindringen; denn im Innern wohnt Gott, und die Tür öffnet sich nur dem wahren Hirten; den falschen Hirten, den verkleideten Räubern und Dieben, bleibt sie verschlossen. „Vater der Armen, Anwalt der Waisen ist Gott in seiner heiligen Wohnung[5]." Außen toben die Feinde wider das lebendige Haus; aber im Innern thront unüberwindlich Christus, der Kyrios. In seinem heiligen Tempel steht der ewige Hohepriester, opfert und betet und gibt „sein Fleisch hin für das Leben der Welt[6]", segnet das Brot, bricht es und spricht: „Ich bin das lebendige Brot[7]." Dieses „Gottesbrot[8]" gibt dem neuen Israel „Kraft und Stärke[9]". Es nährt die Fastenden, die Gottes Quatember feiern und nicht nach der Ernte dieser Welt verlangen, und „stärkt das Herz"

[1] Vgl. Joël 2, 28 und Apg 2, 17; 1. Les. — [2] Apg 2, 4; 1. All.-V. am Pfingstmont. — [3] Vgl. Joh 14, 27; Com. — [4] Vgl. Or. n. d. 1. Les. — [5] Ps 67, 6. — [6] Joh 6, 52; Ev. — [7] Joh 6, 51; Ev. — [8] Joh 6, 33. — [9] Ps 67, 36.

derer[1], die im Kampf mit Satan liegen. „Wer von diesem Brote ißt, lebt ewig[2]."

So wird das Volk unüberwindlich, weil es vom „Brote Gottes" ißt. Nach außen klein und armselig, bedrängt und verfolgt, verwundbar und sterblich, beherrscht es doch alles durch seine inwendige Macht. Die Kämpfer dieses Volkes brauchen keine Waffe; denn ihr bloßer Schatten schlägt alles feindliche Dämonenwesen in die Flucht[3]. Ausgesandt zur Überwindung des Fürsten dieser Welt, siegen sie im Schatten des Todes und kommen als Unterliegende zur Herrschaft. Ungeachtet aber solcher Macht, strecken sie ihre Hände nicht nach den Gütern der Besiegten aus und beflecken sich nicht mit der Beute der Bösen. Vielmehr heben sie ihre Hände auf zu Gottes Geboten, die sie lieben[4], und bringen sich, „gehorsam bis zum Tode", mit ihrem Herrn und Hohenpriester als Opfer dar, betend und sprechend: „Bewirke huldvoll, wir bitten dich, Herr, daß bei unserer Opferfeier gottgemäße Wirklichkeit werde, was wir im Mysterium vollziehen[5]", das heißt: Laß uns, die wir deinen Tod und deine Auferstehung feiern, mit dir vom Tode zum Leben kommen, mit dir im Gehorsam bis zum Tode zur ewigen Herrschaft über die Welt gelangen und den Satan unter unseren Füßen zertreten[6]. Und der Herr antwortet seinem Volke, indem er im heiligen Opfermahl ihm das „Lebensbrot" bricht und reicht und ihm die einzige Sicherheit in aller Ungesichertheit dieser Zeitlichkeit gibt: sich selbst, „wohnend in ihnen" als „Gott des Friedens[7]", der den Bösen zertritt und die Guten zu unvergänglicher Dauer zusammenfügt: „Ich lasse euch meinen Frieden, ich gebe euch meinen Frieden . . .[8]"

[1] Ps 103, 15. — [2] Joh 6, 52; Ev. — [3] Vgl. Apg 5, 15—16; 2. Les. — [4] Vgl. Ps 118, 48; Off. — [5] Secr. — [6] Vgl. Röm 16, 20. — [7] Ebda. — [8] Joh 14, 27; Com.

DIE SENDUNG

(Pfingstdonnerstag)

Die Messe des Donnerstags weist am wenigsten Eigenes auf. Sie ist eine richtige Oktavmesse, das heißt: sie wiederholt die Texte des Festtages. Nur die Lesung aus der Apostelgeschichte und die Evangelienperikope sind neu eingefügt. Beide stimmen gut zusammen; jene zeigt den Jünger Christi am Werke Christi, diese schildert die erste Aussendung der Apostel noch während Jesu eigener Lehrtätigkeit. In die Pfingstoktav hineingestellt, den herrlichen Gesängen und Gebeten des Festtages beigeordnet, die in ihrer gefüllten Art das ganze Festmysterium aussagen, haben diese schlichten Lesungen eine tiefe Bedeutung. Sie veranschaulichen das Werk, zu dem Gott den Menschen ausrüstet, wenn er sich ihm schenkt: die apostolische Wanderung, die Verkündigung der großen Wundertaten Gottes. Wie wir schon am Sonntag und Montag sagten: Der Gottesatem ist mächtig im Menschen, drängt und reißt ihn fort, damit er das Leben weitergebe, die Nächsten entzünde.

Für uns bedeutet dieser Tag darum, im Rahmen der Pfingstwoche, am Ausgang der Pentekoste, die große *Sendung*, die an jeden Christen ergeht, sobald er die Salbung aus der Höhe empfangen hat, den Auftrag zur Fortsetzung und Vollendung des Christuswerkes in der Welt, zum Weitertragen und Mitteilen der Ostergabe. Er sagt uns, daß noch viel in der Welt zu tun bleibt, und daß wir gesandt sind, es zu vollbringen. Der Herr geht uns voran, er bahnt uns den Weg; er wohnt in uns. Er selbst vollendet in uns und durch uns das Werk der Erlösung in der Welt. „Spiritus ante faciem nostram Christus Dominus[1]."

[1] Thren 4, 20 (LXX).

Nicht, als ob wir alle zu Aposteln, alle zu Predigern, alle zu Propheten, alle zu Priestern bestimmt seien. Die Gottesgabe, die wir empfangen haben, verkündigt sich auch im schweigenden Sein, im stillen, liebevollen Erfüllen der Gebote, von dem das gestrige Offertorium sang. Es bedarf keiner großen Aktionen. Es bedarf nur des Einen: daß wir die Gabe bewahren, das Pneuma in uns nicht „betrüben[1]", die Liebe nicht erkalten, den Herrn nicht enteilen lassen. Dann wird sich die Herrlichkeit dessen, der in uns wohnt, von selbst verkünden, die Gabe sich von selbst weitergeben; denn „die Gottgeliebten", heißt es, „hauchen in allem Christus[2]" und wirken aus ihm.

Beachten wir aber dieses: Da wir Christen sind, da wir gesandt sind, so müssen wir gemäß dem Auftrag tun. Wir dürfen nichts mit uns nehmen auf den Weg[3]. Nichts vom Unsrigen; nur den Herrn, der uns vorangeht, der uns den Weg bahnt, der in uns wohnt. Keine andere Stütze als ihn. Keinen Stab, denn es heißt: „*Dein* Stecken und *dein* Stab, die trösten mich[4]." Keine Tasche, denn der den Beutel hatte, wurde zum Verräter; kein Geld, denn um Geld wurde das Blut Christi verkauft. Kein Brot, denn erst gestern sagte uns der Herr: „Ich bin das lebendige Brot[5]", und „wer von ihm ißt, stirbt nicht[6]". Und nicht zwei Kleider, denn wir, die wir in Christus getauft sind, haben Christus angezogen[7]. Nur wenn wir *so* gehen, einzig gestützt auf Christus, genährt von Christus, bekleidet mit Christus, nur dann werden wir „Christus hauchen", „das Pneuma nicht auslöschen[8]", die Gabe weitergeben und die Tür öffnen.

[1] Eph 4, 30. — [2] Origenes, Zu Thren 4, 20. — [3] Vgl. Lk 9, 3; Ev. — [4] Ps 22, 4. — [5] Joh 6, 51; Ev. am Quatembermittw. d. Pfingstwoche. — [6] Joh 6, 50; s. Anm. 5. — [7] Vgl. Gal 3, 27. — [8] 1 Thess 5, 19.

Gehen wir also! Dies ist der Tag unserer Sendung. Und meinen wir nicht, das widerspräche der Ladung zur Ruhe und Beschauung, die der Pentekoste eigentümlich ist. Wir erkannten in der Osterwoche, daß wir, solange wir in diesem Leibe leben, zu beidem bestimmt sind, zum Ruhen und zum Wandern. Diese österliche Freudenzeit, die nun zu Ende geht, war uns gegeben, das Künftige vorauszunehmen und für eine Weile einmal wieder der ursprünglichen und letzten Bestimmung des Menschen zu leben, damit wir ihrer nicht vergessen. Aber um ihr künftig ganz leben zu können, müssen wir jetzt noch dem Herrn folgen, der vor uns hergeht: durch den Tod in das Leben.

So leitet der heutige Tag mit diesem in das ganze Frohlocken der Pfingstgesänge eingebetteten Sendungsbefehl schon leise aus dem großen Osterfesttag in einen neuen Werktag hinüber, und freudig spannt sich die Seele ihm entgegen, um aus der neuen Gnadenernte neue Frucht zu zeitigen, der Liebe zu dienen, die sich uns geschenkt hat, und einen neuen, mutigen Schritt ihr entgegen zu tun: durch das Pascha dieser Zeitlichkeit in die ewige Pentekoste des Himmels.

MEIN MUND SEI DEINES LOBES VOLL

(Quatemberfreitag der Pfingstwoche)

Dieser Tag ist voll freudiger Stimmen. Sie klingen aus den verschiedenen Stücken der Messe zusammen und vereinigen sich zu einem Chor des Lobes: „Lobe, meine Seele, den Herrn! Ja, loben will ich meinen Gott mein Leben lang[1].“ Die Verheißung des Herrn am Vorabend seiner Passion hat sich erfüllt:

[1] Ps 145, 2; Off.

er hat uns nicht als Waisen zurückgelassen, er ist wiedergekommen. Diese österliche Wiederkunft des Herrn, Vorbild und Vorausnahme seines letzten Kommens am Ende der Zeiten, ist, wie einst das Glück der Jünger, so die selige Ostererfahrung der Kirche in der Liturgie der Pentekoste. Mit Maria Magdalena ruft sie allen Jüngern und Jüngerinnen zu: „Wünschet mir Glück, ihr Gottliebenden; denn er, den ich suchte, ist mir erschienen, und als ich am Grabe weinte, sah ich den Herrn[1].“ Er hat sein Wort wahr gemacht: „Ich komme wieder zu euch, und euer Herz wird sich freuen[2].“ Als der verklärte Kyrios, Haupt und Lebensprinzip seines mystischen Leibes, ist er zurückgekehrt, um zu bleiben bis ans Ende der Zeiten. Freude über dieses „Wiederkommen“ ihres Herrn, das sie alljährlich nach dem liturgischen Pascha in der Pentekoste neu erlebt, macht die Kirche heute, am Schluß dieser Festzeit, noch einmal zur jubelnden Lobsängerin der „Großtaten Gottes[3]“. Dieser doppelten Großtat: daß er gegangen ist und wiedergekommen; daß er das Pascha für sie erlitten und die Pentekoste ihr geschenkt hat — das erlösende Gehen und Sterben, das verklärende Kommen und Auferstehen. Ihr Herz freut sich, darum singt sie, und weil sie singt, freut sie sich noch mehr: „Meine Lippen freuen sich, da ich dir singe[4].“

Das ist nun, so schlicht es sich anhört, eine ganz tiefe mystische Erfahrung. Diese Freude über das Kommen und dieses Singen aus Freude und wiederum diese Freude aus dem Singen hängen innigst zusammen. „Ich will dir singen, spielen, wenn du zu mir kommst[5]“, heißt es anderswo. Das Kommen des Herrn ist Grund zur Freude und zum Lob-

[1] 10. Resp. d. Vig. am Ostersonnt. — [2] Joh 14, 18; 16, 22; Com. — [3] Apg 2, 11; Com. am Pfingstsonnt. — [4] Ps 70, 23; Intr. — [5] Ps 100, 1—2 (n. d. Vulg.).

gesang der Kirche (und der Seele). Aber nicht nur äußerlich, menschlich gesehen: Weil der, den ich liebe, bei mir ist, bin ich voll Freude und singe. Nein, nicht so. Vielmehr weil er so bei mir ist, wie kein anderer bei mir sein kann: als göttlicher Atem meines inneren Menschen. Das Leben des verklärten Kyrios in ihr — das ist die wesenhafte Osterfreude der Ekklesia, und diese Freude singt, weil das Leben „Pneuma" ist, weil es Atem und Stimme hat. „Wie gut und lieblich ist, o Herr, dein Hauch in uns[1]!" ruft die Kirche darum heute aus. Gut und lieblich, weil er atmet, spricht, singt und lobt; weil wir ohne ihn nicht atmen, sprechen, singen und loben könnten. Das heißt: im heiligen, auf Gott bezogenen Sinne. Der auferstandene Herr in uns und dieses heilige Pneuma, das er haucht, sind uns von Gott als „Lehrer der Gerechtigkeit[2]" gegeben. Er macht uns kund, wie Gott im Kreuzestod des eigenen Sohnes seine Gerechtigkeit erwiesen hat, und lehrt uns das Lob des so gerechten Gottes singen. Ja mehr noch: er selbst, das „Ja" zu allem, was der Vater will und wirkt, ist das persönliche, lebendige Gotteslob in unserm Herzen und auf unsern Lippen. Darum betet der Bischof Serapion von Thmuis bei der heiligen Eucharistiefeier: „Es spreche in uns der Kyrios Jesus und das heilige Pneuma und feiere dich in Hymnen durch uns[3]." Das ist an dieser Stelle der heiligen Meßliturgie geradezu eine Bitte um das Erscheinen, um die Parusie Christi und des heiligen Pneumas, die dann im darauffolgenden Opferakt ihre Erfüllung findet.

In dieser Weise ist auch das heutige Einzugslied zu verstehen. Es ist die gleiche Bitte: „Mein Mund sei deines Lobes voll, damit ich singen kann[4]." Die Kirche spricht zum himmlischen Vater und

[1] Weish 12, 1; 1. All.-V. — [2] Joël 2, 23; Les. — [3] Eucholog. Serap., II 7. — [4] Ps 70, 8; Intr.

bittet: Laß deinen auferstandenen Christus und sein Pneuma, das auch deines ist, in meinem Herzen sein, damit er als lebendiges Lob den Preisgesang auf deine Gerechtigkeit anstimme! Auf diese erbarmungsvolle Gerechtigkeit, die an dem Einen und Geliebten die Sünde straft, um sie den Vielen — allen, die wollen — nachzulassen. Und weil die Pentekoste in Wahrheit nur *ein* Tag ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn dieser Ruf der Kirche schon im Einzugslied des vierten Sonntags nach Ostern — zum voraus, wie es scheint — Erfüllung findet. Da erhebt der „Lehrer der Gerechtigkeit" seine Stimme und legt der Ekklesia gleichsam das Musterbeispiel seiner Lehre auf die Lippen: „Singet dem Herrn ein neues Lied! Wunderbares hat er vollbracht. Vor den Augen der Völker entschleierte er seine Gerechtigkeit[1]."

Das eigentlich „Wunderbare" an dieser Gottesgerechtigkeit ist ihre letzte Verwurzelung im Wesen Gottes, der Agape. Weil Gott die Liebe ist, muß er die Sünde hassen, denn sie ist das Nein zur Liebe, den Sünder aber lieben, denn er ist als Geschöpf und Kind Gottes seinem Wesen nach das Ja zur Liebe. Die Gerechtigkeit Gottes verlangt nur, daß dieses Nein aus dem entfernt werde, der als Ja geschaffen wurde, damit alles wieder „recht" sei und die Liebe sich freuen könne an der Gerechtigkeit ihres Geschöpfes. Dieses Wunder der Gerechtigkeit sehen wir im heutigen Evangelium durch die Liebe Gottes an dem Gelähmten vollbracht. Durch das Wort der Sündenvergebung räumt Jesus das Nein der Sünde aus dem Kranken hinweg und schafft so Raum für das Ja zur Liebe, die in Christus vor ihm steht. In größerem und allgemeinerem Sinne aber hat die Liebe Gottes dieses Wunder der Gerechtigkeit vollbracht, als Christus am Kreuze starb. In dem ge-

[1] Ps 97, 1—2; Intr. am 4. Sonnt. n. O.

kreuzigten Herrn ist das Nein der Sünde ein für allemal ausgelöscht, in dem auferstandenen das reine Ja zur Liebe allein herrschend. In Christus, dem Gekreuzigten, ist die Gerechtigkeit Gottes entschleiert worden; in Christus, dem Auferstandenen, frohlockt die Liebe Gottes über seine Gerechtigkeit.

Darum ist der auferstandene Christus der wahre „Lehrer der Gerechtigkeit", der lebendige Lobgesang auf die gerechte Liebe Gottes im Herzen der Kirche. „Gut und lieblich" ist sein Pneuma in ihr; denn es ist das jubelnde Ja zur Agape Gottes, das ewige Lob der Liebe auf den Lippen des Gotteslieblings, des Menschen. Die „durch unsern Herrn Jesus Christus" im heiligen Pneuma dem himmlischen Vater lobsingende Kirche ist die zu ihrer Urbestimmung und Urschönheit vollendete Lieblingsschöpfung Gottes, und nichts könnte angemessener die Pentekoste beschließen als dieses Bild des wiederhergestellten und erfüllten Anfangs.

Uns aber bleibt bei seinem Anblick nichts als die Freude darüber, daß *wir* die Kirche sind, und das alles österliche Geschehen in jubelnder Danksagung umfassende Bekenntnis: „Wir haben heute Wunder geschaut[1]."

DIE EWIGE FRUCHT

(Quatembersamstag der Pfingstwoche)

Das Lob dieser Wunder, das der auferstandene Herr durch sein Pneuma in der Kirche angestimmt hat, findet heute im Introitus den süßen, reifen Ton der Vollendung. Ja dieses Lied ist selbst ein Wunder. In ihm ist das Unaussprechliche Wort geworden; der ganze große Inhalt, den wir aus der gestrigen Messe

[1] Lk 5, 26; Ev.

herauszulesen suchten, ist in diesen wenigen Worten ausgesagt. Fülle und Einfachheit, diese schwer Vereinbaren, verbinden sich in dem Wunderwerk des von Gott inspirierten Menschenwortes zum schönsten Preisgesang auf die Agape Gottes. Es ist das lauterste Liebeslied der Erde, das wahre „Lied auf den Geliebten", das nicht etwa die Braut dem Bräutigam singt, sondern beide in innigster Vermählung — der göttliche Lebenshauch des Bräutigams Christus im Munde der Braut Kirche — dem Vater im Himmel singen: der Mensch als Odem der Schöpfung seinem Schöpfer. „Die Liebe Gottes ist in unsere Herzen ausgegossen durch sein Pneuma, das in uns wohnt[1]." Es ist getan: Durch diesen Lebensatem Gottes im Menschen ist Neuschöpfung geworden. Der Mensch ist wieder, was er im Anfang war, und mehr als er im Anfang war. Er ist endlich wieder *Mensch* und jetzt erst wahrhaft *Mensch* geworden: liebende und lobsingende Gottesliebe.

Dieser Mensch mit seinem eingegossenen Gottesreichtum ist die köstliche Leidensfrucht vom Baum des Kreuzes, die in diesen Pfingstquatembern das Herz der Kirche mit geistlicher Erntefreude zum Überfließen füllt. Von dieser eben in der liturgischen Osterfeier frisch geernteten Frucht müssen gemäß tieferer Einsicht und nach dem Willen der Kirche die alttestamentlichen Lesungen verstanden werden, die heute von Erntesegen und Erntedank, Erntejubel und Ernteopfer des alten Israel künden[2]. Darum wechseln sie im schönen Rhythmus von Bild und Wirklichkeit mit Preisliedern auf die große Erntegabe des Neuen Bundes, das heilige Pneuma. Sie ist die Frucht, die allein nützt, weil sie nicht das vergängliche Fleisch nährt, sondern den inneren Men-

[1] Röm 5, 5; Intr. — [2] Im Süden galten die gegenwärtigen Tage natürlich auch dem Dank für die Frühjahrsernte, die wir in unseren kälteren Gegenden nicht kennen.

schen, der ewig bleibt[1]. Sie war von Ursprung der Zeit an Schmuck und Wonne des himmlischen Gartens[2] und hat in der Fülle der Zeit den Menschen zu himmlischer Ruhe erlöst[3]. Um sie geht das Gebet der Kirche[4], und für sie steigt ihr Dank auf[5].

Sie ist die Ernte dieser gegenwärtigen Stunde; denn im Garten der Kirche, am Lebensbaum der Mysterien ist sie gereift, wirklich Frucht dieses einen Frühlings und Sommers, die uns in liturgischer Feier Tod und Auferstehung des Herrn vergegenwärtigten. Und doch zugleich auch Garbe der Vergangenheit, erwachsen aus dem Weizenkorn, das in die Erde fiel und starb und hundertfältige Frucht brachte; der gute Christusweizen, daraus bis heute das Brot bereitet wird, das den Hunger der Herzen stillt.

Als solche aber, als Frucht des Todes Christi, gehört sie allen Zeiten und allen Völkern, ist sie die Ernte *jeder* Stunde, die unter dem Gnadenblick Gottes steht, wird sie an dem Baume und auf dem Halme reif, die in der Mitte der Welt wurzeln; gleich fern, aber mehr noch gleich nahe allen Jahrhunderten und unerforschten Jahrtausenden. Diese heilige Frucht war schon reif, als das vorbildliche Israel noch auf dem Acker der Zeitenmühsal säte und erntete; sie verbreitete lieblichen Duft und brachte Erquickung, als die drei Gotteszeugen im Feuerofen des chaldäischen Königs litten[6]; sie ruhte als Arzneimittel in der Hand des göttlichen Arztes, als er dem Fieber und den Dämonen gebot[7], und sie reift bis auf diese Stunde beständig allen Kindern Gottes in der Sonnenglut irdischer Drangsal und im Schatten heiliger Hoffnung und Geduld[1]. Sie ruht als wohlgehüteter Schatz im zerbrechlichen Gefäß unserer irdischen Leiber und ist doch in ihrer Fülle erst erhoffter Besitz des künftigen Lebens, nach dem zu jeder Stunde der Pfeil der Sehnsucht enteilt.

[1] Vgl. Joh 6, 64; 1. All.-V. — [2] Vgl. Job 26, 13; 2. All.-V. — [3] Vgl. Apg 2, 1; 3. All.-V.: „. . . erant omnes pariter *sedentes*". — [4] Vgl. 4. All.-V.: „Veni, Sancte Spiritus". — [5] Vgl. Dan 3, 52; 5. All.-V. — [6] Vgl. Dan 3, 47—51; 5. Les. — [7] Vgl. Lk 4, 38—44; Ev.

Darum versammelt diese geistliche Erntefeier auf der Höhe des Jahres die Söhne vor dem Gott der Väter zu gemeinsamer Danksagung mit den Hingegangenen und den Kommenden. Die Toten reichen den Lebenden, die Irdischen den Himmlischen, der Alte dem Neuen Bund die Hände und treten zusammen zum Chor des Lobes in der Verbundenheit der Einen Liebe, die in allen atmet. In allen Herzen drängt die gleiche Kraft, allen Lippen entweht der gleiche Hauch, und über alle Häupter hin geht das gewaltige Brausen des neuen Sturmwindes, der aus dem Unbekannten ins Unbekannte weht[2], forttreibend vom Herrn des Pneumas oder zu ihm hin, tragend nach der Wahl der Liebe das Verworfene und Erkorene, bis alles vollendet ist und die ewige Liebe ihre Ernte birgt.

[1] Vgl. Röm 5, 3—5; Ep. — [2] Vgl. Joh 3, 8; Com.

DAS NEUE LEBEN

REDE, HERR, DEIN KNECHT HÖRT!

(Erster Sonntag nach Pfingsten)

Stiller wird nun der Rhythmus des heiligen Jahres. Das Große ist geschehen: Mit ihrem Herrn und Bräutigam ist die Kirche den Weg des Todes und der Auferstehung gegangen. Das heilige dreifaltige Leben der Gottheit hat sich dadurch in ihr gleichsam neu geboren; es ist gewachsen, stark und glühend geworden. Nun will das Leben leben. Die Kirche (und die Seele) ist durch das, was sie bis jetzt in der heiligen Jahresfeier durchlebt hat, wieder mehr Christus geworden, ausschließlicher dem Göttlichen zugewandt. Sie will nun leben als ein wahrer Christus.

Dieser Entfaltung des österlichen Lebens in der Kirche und in der Seele gehört die *Nachpfingstzeit.* Die große liturgische Feier der Erlösung ist mit Pfingsten beendet. Aber ehe sie im Advent von neuem beginnt, widmet die Kirche eine lange Zeit — die Hälfte des heiligen Jahres — der Befestigung und Entfaltung des in dieser Feier neu empfangenen Lebens. Es ist, als sei die Kirche einen schweren, steilen Weg emporgestiegen, und als habe nun, auf der Höhe des Berges, ein weites paradiesisches Land sie zu beschaulicher Ruhe aufgenommen. Sie ist mit dem verklärten Herrn eigentlich schon in die zeitlose Welt Gottes eingegangen und führt mit ihm ein himmlisches Leben. Sein Pascha war auch ihr Pascha: sie ist jetzt nicht mehr von dieser Welt. Darum tragen die Sonntage nach Pfingsten vielfach eine wundervolle Ruhe der Verklärung; sie atmen die Luft der Ewigkeit.

Aber die Kirche trägt das neue, himmlische Leben noch im irdenen Gefäße der Leiblichkeit und Zeitlichkeit. Darum ist es noch angreifbar für die Welt des Bösen. Sie muß es verteidigen. Sie kann sich nicht

so sehr der verklärten Ruhe hingeben, wie sie möchte, weil der Feind immer wach ist und ihr neu errungenes Paradies umschleicht und umstellt. Das neue Leben muß sich in Kampf und Not bewähren und befestigen. Darum widerhallt die Liturgie der Nachpfingstzeit auch oft von Kampfgeschrei, von Rufen der Not und heißen Flehgebeten.

So trägt diese zweite Hälfte des Kirchenjahres den doppelten Charakter des Bewegt-Kämpferischen und des Ruhig-Verklärten; aber doch so, daß die Ruhe immer das Beherrschende ist. Die Kirche (und die Seele) geht unter dem Kreuze und in der Waffenrüstung Christi, weil sie noch in der Zeit lebt; aber ihr Innerstes ruht in Gott. Mit ihrem Haupte Christus ragt sie schon in die Verklärung des Himmels hinein, und davon strömt Licht und Ruhe auch in den Kampf ihrer irdischen Glieder.

Diesem doppelten Charakter der Nachpfingstzeit entspricht die bewegte Mannigfaltigkeit der sonntäglichen Liturgie, durch die doch ein großer einheitlicher Zug geht. *Jeder Sonntag ist ein neues Ostern;* immer steht der durch den Tod hindurch verklärte und lebenspendende Christus in seinem Mittelpunkt. Aber die österliche Wirklichkeit entfaltet sich nach den verschiedensten Seiten. Bald ruht der Blick der kämpfenden Kirche mehr auf dem Opfer des Herrn, auf seiner Demut, auf seiner Geduld, auf seinem Kampf; bald freut sich die in Christus schon Mitverklärte seines Sieges, seiner Schönheit, seiner Herrschaft, ruht in seiner belebenden Gegenwart, freut sich an seinem Tische und genießt der Überfülle des Lebens, die ihr da geschenkt wird. Aus allem aber zieht sie stets wachsende Kraft ihres übernatürlichen Lebens, ob es nun in Freuden aufjubelt oder aus Opfer und Kampf ernst sich emporringt. So geht der Same des Christuslebens, den das Osterfest neu gelegt hat, sprossend und blühend auf. Das

Leben der Übernatur reift in der Nachpfingstzeit im Sturm des geistlichen Kampfes und unter der Sonne des immer gegenwärtigen verklärten Osterchristus.

Je mehr aber das Leben erstarkt, um so mehr wird es sich auch seines innersten Wesens bewußt. Die Kirche (und die Seele) gewinnt Anteil an dem Osterlicht der Verklärung, am „Tage" Christi, an seiner göttlichen Erkenntnis. Tiefer schaut sie in das Leben Gottes, das in ihr lebt; tiefer begreift sie ihr eigenes Sein. Durch die ganze Nachpfingstzeit, ob sie nun kampfbewegt oder ruhig-verklärt erscheint, geht beständig ein geheimnisvolles Lauschen. Die Kirche horcht in sich hinein. Das lebenspendende Pneuma, das sie am Pfingstfest empfangen hat, ist in ihr als ein redendes Wort. „Es wird euch alle Wahrheit lehren . . . Es wird von dem Meinen nehmen und euch verkünden[1]", hatte der Herr von ihm verheißen. Jetzt erfüllt sich diese Verheißung. Gottes lebendige Weisheit redet im Herzen der Kirche und läßt sie das Wunder ihres neuen Lebens in wachsender Klarheit schauen.

Die Magnifikat-Antiphon des ersten Sonntags nach Pfingsten stellt in Form eines Gebetes das Lebensprogramm der Kirche und der Seele für die ganze kommende Zeit bis zum Jahresende dar: „Rede, Herr, dein Knecht hört[2]!" In jeder sonntäglichen Liturgiefeier steht die Kirche mit dieser Bitte vor dem Herrn. Jedes Wort der liturgischen Lesungen und Gesänge, jede Erscheinung des Herrn in der heiligen Opferhandlung sind Erfüllung dieser demütigen, echt bräutlichen Bitte. Nicht in verstandesmäßiger Erkenntnis, sondern in gläubiger Schau erkennt die Kirche und die Seele ihren Herrn und sein Leben in ihr. In unendlicher Liebe offenbart er ihr alles und entschleiert ihr mit dem innersten Leben der Gottheit ihr eigenes

[1] Joh 16, 13, 15; Ev. am 4. Sonnt. n. Ostern. — [2] 1 Kg 3, 10; Magn.-Ant. am Samst. v. d. 1. Sonnt. n. Pf.

Sein, das durch Gnade in dieses göttliche Leben aufgenommen wurde.

Die Wirkung dieser inneren Belehrung aber ist wiederum gesteigertes Leben. Je tiefer die Kirche erkennt, was sie ist, um so mehr müht sie sich zu werden, was sie ist. Wieder erfahren wir, wie in der Liturgie Mystik und Moral unlöslich und ursächlich miteinander verbunden sind, wie die Liturgie zur besten Lehrerin der Moral wird. Die wachsende Erkenntnis weckt liebenden Eifer, und die immer neue Mitteilung des göttlichen Lebens schenkt die Kraft sittlicher Tat. Das zeigt sich gleich heute. Die Kirche scheint wie versunken in das Wesen des ihr eingegossenen Lebens, das, wie Gott selbst, reine Liebe ist; aus dieser Versunkenheit aber erhebt sie sich sogleich, um das göttliche Geschenk weiterzugeben an die Brüder. Die einfachsten Grundregeln christlicher Nächstenliebe entspringen in praktischer Form aus der tiefen Wesensschau des Gottes der Liebe.

Schon am Pfingstfest hatten wir erkannt, daß das in uns einströmende Leben des Vaters und des Sohnes *Liebe* war. Heute läßt uns der heilige Johannes tief in das Mysterium dieser göttlichen Liebe hineinsehen. „Darin besteht die Liebe: nicht als ob wir Gott geliebt hätten; vielmehr hat er uns zuerst geliebt und seinen Sohn gesandt zur Sühne für unsere Sünden[1]." Das ist das große Wunder, das der Kommunionpsalm staunend besingt: „Ich will alle deine Wunder erzählen! Ich will mich freuen und in dir frohlocken! Ich will deinem Namen lobsingen, du Höchster[2]!" Ein österliches Jubellied, das so recht erkennen läßt, wie die ganze Nachpfingstzeit von Ostern lebt! Das Pascha des Herrn — sein Tod und seine Auferstehung — und die Mitteilung seines Lebens an die Menschen, das sind die österlichen Wunder, an denen die Kirche Gottes Liebe erkennt.

[1] 1 Joh 4, 10; Ep. — [2] Ps 9, 2f.

Diese Liebe, die *Agape*, wird angezogen von der Armut und Bedürftigkeit, von der Schwäche und Sündhaftigkeit der Menschen. Weil Gott unseren Mangel sieht, darum ergießt er seinen Reichtum. Diese Erkenntnis leuchtete schon früher in der Jahresfeier der Kirche auf[1]. Aber jetzt, in der kultischen Schau des Ostergeschehens, ist sie zu überwältigender Klarheit gewachsen. Wenn wir stolz sind und sagen: Ich habe selbst genug, ich komme allein durch — dann läßt uns die göttliche Liebe allein; denn nicht um der Gesunden, sondern um der Kranken willen stieg der Herr vom Himmel, wie er selbst bezeugt. Wenn wir aber demütig sind und eingestehen, daß wir nichts haben und arm sind, dann neigt sich die Liebe voll Erbarmen, kommt in uns hinein und erfüllt uns mit göttlicher Kraft.

Es ist nur eins nötig. „Credidimus caritati", sagt der heilige Johannes, „wir haben der Liebe geglaubt[2]." Glauben müssen wir der Liebe, auch wenn sie uns andere Wege führt, als wir erwarten, harte Wege, schwere Wege. Das Ende ist doch die Verklärung des Himmels, wo wir ganz erkennen werden, wie groß die Liebe Gottes zu uns war und ist. Hat so nicht auch Christus der Liebe des Vaters geglaubt, als sie ihn den Weg des Kreuzes führte? Und er wurde erhöht über die Himmel und ruht auf ewig im Schoße der Liebe.

„Gleich ihm sind auch wir in dieser Welt[3]." Wenn wir wie Christus der Liebe glauben, so erfüllt sie uns ganz und macht uns zu Lebensspendern unter den Brüdern, wie er es war und ist. Schon ist die Liebe Gottes in uns durch die Taufe. Erneut hat die Pentekoste uns mit ihr erfüllt. Glauben wir ihr! Glauben wir, daß sie in uns ist, daß sie alles für uns getan hat, daß sie

[1] Vgl. bes. den Donnerst. n. d. 2. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 281 ff.) — [2] 1 Joh 4, 16; Ep. — [3] 1 Joh 4, 17; Ep.

jetzt in uns und durch uns alles vermag und alles wirkt! Glauben wir der Liebe durch die Tat! Glauben wir ihr, indem wir aus ihrer Fülle schöpfen und an die Brüder austeilen! Dadurch wächst das göttliche Leben in uns selbst zu strömender Fülle. Die Liebe wächst, indem sie sich ausgibt. Je mehr wir uns verschwenden, um so reicher werden wir. „Wenn wir einander lieben, dann bleibt Gott in uns, und seine Liebe wird vollkommen in uns[1]", sagt Johannes. „Wohl dem, der um den Dürftigen und Armen sich bemüht! Der Herr wird ihn am bösen Tag befreien[2]", singt das Graduale. Und der Herr selbst verheißt im Evangelium: „Gebt, und es wird euch gegeben werden! Ein gutes, zusammengedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß wird man euch in den Schoß schütten[3]."

Er gibt auch das sichere, praktische Kennzeichen der Liebe, woran wir untrüglich erkennen können, daß die Liebe Gottes in uns ist: Nicht richten! Vergeben und barmherzig sein, wie der Vater im Himmel barmherzig ist! Das ist gegen die Menschennatur. Übernatürlich, göttlich ist es, *so* zu lieben. Wir können es nur, weil Gott uns von seinem Pneuma gegeben hat.

Darum jubelt der Introitus dankbar auf: „Ich will dem Herrn lobsingen: Er hat mir Gutes gegeben[4]." Denn wahrlich, etwas Gutes ist die göttliche Liebe in uns. *Das* Gute, das Beste, das Gott uns geben konnte. Mächtig wird der Mensch durch sie, furchtlos, unüberwindlich. „Furcht ist nicht in der Liebe", sagt Johannes, „sondern die Liebe treibt, wenn sie vollkommen geworden ist, die Furcht aus[5]." Die Liebe fürchtet sich nicht der Sünde wegen; denn sie weiß, daß Gott sie vergeben hat. Die Liebe fürchtet nicht den Tod; denn sie weiß, daß Christus ihn überwunden hat. Die Liebe fürchtet kein widriges Geschick, kein Leiden, keine Krankheit; denn sie trägt alles in Geduld als Buße für die Sünden, und sie weiß, daß denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereicht. Die Liebe fürchtet nicht die eigene Schwäche und Unzulänglichkeit; denn sie verläßt sich nicht auf sich selbst. Sie weiß, daß wir gebrechlichen Menschen ohne Gott nichts vermögen, und erwartet alles von der Hilfe der Gnade, durch die wir Gottes Gebote erfüllen und im Wollen wie im Tun ihm gefallen können[1]. Die Liebe fürchtet auch nicht die Bosheit der Welt und des Teufels; denn sie weiß, daß die Liebe stärker als Tod und Hölle ist. Christi Liebe in uns kann auch das Böse überwinden.

[1] 1 Joh 4, 12; Ep. — [2] Ps 40, 2; Grad. — [3] Lk 6, 38; Ev. — [4] Ps 12, 6; Intr. — [5] 1 Joh 4, 18; Ep.

Beglückende Erkenntnis, die die Kirche an diesem ersten Sonntag ihres neuen österlichen Lebens erschaut und erlauscht! Sie ist durch die Gnade eines Wesens mit Gott geworden. Seine Liebe ist in ihr. Dadurch ist sie *ein* Pneuma und *ein* Leib mit ihm. Dadurch sind ihre Kinder als Glieder des einen Christusleibes fest miteinander verbunden. Dadurch steht sie unüberwindlich inmitten aller gottfeindlichen Mächte. Eine große Ruhe kommt aus diesem Erkennen; die Ruhe eines Lebens, das sich ganz besitzt, weil Gott seine Mitte ist.

Das ist die verklärte Ruhe der Nachpfingstzeit, die sich heute schon mild und schimmernd in den Herzen ausbreitet. Nichts bleibt als Wunsch und Sehnsucht zurück, als daß die Liebe vollkommen werde. Vollkommene Liebe — das ist die Frucht, die die Kirche (und die Seele) in der kommenden Zeit vom Baume des heiligen Jahres zu pflücken begehrt. Wo aber kann diese Frucht besser reifen als in der Gegenwart des Opfers Christi, unter der Sonne jener göttlichen Liebe, die sich für die Sünder opfert und sich ihnen zur Speise gibt, damit sie in der Liebe seien und bleiben?

[1] Or.

DAS GROSSE GASTMAHL

(Zweiter Sonntag nach Pfingsten)

Der Introitus und das Evangelium der Messe geben dem heutigen Sonntag sein Gepräge. Der Introitus ist dem siebzehnten Psalm Davids entnommen, dem großen Danklied, das der königliche Sänger am Ende seines Lebens dem Herrn sang. Es ist uns bereits von der Passionswoche her vertraut. Damals sang es uns zum voraus Osterfreude und Osterfrieden ins Herz. Heute erklingt es in der heiligen Messe als Danksagung Christi an den Vater, der ihn sein großes Erlösungswerk glorreich vollbringen ließ. Und mit ihm singt es die heilige Kirche, singen wir es zum Dank für die Erlösung, die das Pneuma Gottes am Pfingstfest vollendet hat. „Der Herr ist mir zum Beschützer geworden. Ins Weite hat er mich geführt, mich heil gemacht, weil er mich liebte[1]." Gottes innerstes Leben, seine Liebe, ist in uns und hat unsere Herzen weit gemacht; das haben wir in der Pentekoste erfahren. Nun wünschen wir nichts anderes, als weiter zu lieben, mehr zu lieben, reiner zu lieben. „Ich will dich lieben, Herr, meine Stärke[2]", singt der Eingangspsalm, und das Tagesgebet bittet um Beständigkeit der Liebe: „Laß uns, o Herr, beständig deinen heiligen Namen ebensosehr fürchten wie lieben!"

Hier erscheinen Furcht und Liebe in inniger Bindung, obgleich uns der vergangene Sonntag lehrte, daß „vollkommene Liebe die Furcht austreibt". Aber dort war von der knechtischen Furcht und Angst des Sünders die Rede. Davon weiß die Liebe allerdings nichts; denn sie will ja nur, was Gott will. Wohl aber kennt sie eine heilige *Ehrfurcht* vor dem Wesen Gottes, das in seinem Namen ist. Und diese

[1] Ps 17, 19—20; Intr. — [2] Ps 17, 2.

Ehrfurcht ist beständige Begleiterin, ja mehr noch Quelle und Ernährerin wahrhafter Liebe. Nur wo Ehrfurcht ist, kann Liebe sein.

Wo aber Liebe, da ist Festigkeit und Sicherheit. Der Liebende weiß sich vom Herrn geführt, darum ist er sicher und ruhig. Er weiß: solange er in der Liebe bleibt, kann er weder in Sünde fallen noch sonst einen Schaden leiden, da Gott „niemals denen seine Leitung entzieht, die er in der Festigkeit seiner Liebe begründet hat[1]". „Liebe — und tu, was du willst", sagt der heilige Augustinus aus dieser freudigen Sicherheit der Liebe heraus. Damit will er sagen: Wenn Gottes Liebe in uns ist, so können wir ja gar nichts anderes wollen und tun, als was Gott will und tut.

Und was tut Gott? Er liebt. „Daran erkennen wir die Liebe Gottes: er gab sein Leben für uns dahin. So müssen auch wir das Leben für die Brüder hingeben. Wer die Güter der Welt hat und seinen Bruder Not leiden sieht, aber sein Herz vor ihm verschließt, wie kann der die Liebe Gottes bleibend in sich haben? Kindlein, nicht mit Worten, nicht mit der Zunge laßt uns lieben, sondern im Werk und in der Wahrheit[2]!" So belehrt uns heute wieder in der Epistel der große Lehrer der Liebe: Johannes. Wer Gott liebt, den drängt es, die Brüder zu lieben.

Keine neue Lehre ist das. Oft und oft haben wir sie im Verlaufe der heiligen Jahresfeier vernommen. Sie hat uns zur Höhe des Osterfestes begleitet, um uns die Gabe der Pentekoste verständlich zu machen. Und auch jetzt verstummt das Wort von der Liebe nicht auf den Lippen der Kirche. Sie wird der Wiederholung nicht müde. Wie sollte die Braut müde werden, von der Herrlichkeit ihres Bräutigams zu sprechen? Die Kirche ist die Braut Christi, und sein Wesen ist Liebe. Darum sinnt die Kirche über die

[1] Or. — [2] 1 Joh 3, 16—18; Ep.

Liebe nach und spricht von ihr. Die Liebe ist das Leben, das sie von Christus, ihrem Bräutigam, empfangen hat. Mit diesem Leben nährt sie ihre Kinder. Ohne die Liebe ist sie unfruchtbar, und ihre Kinder sterben dahin. Lebensnahrung ist es ihr und ihren Kindern, wenn sie immer wieder von der Liebe spricht, der Liebe nachsinnt. Jedesmal öffnet sie sich ja dadurch der göttlichen Liebe, kostet von ihr, wächst in ihr.

Der Teufel, der eben darum der Feind Gottes ist, weil er nicht liebt, möchte die Liebe aus uns herausreißen. Er bereitet uns Nachstellung und Verfolgung von seiten der Menschen, damit wir in Bitterkeit fallen und der Liebe müde werden. Kein größeres Unglück könnte uns treffen; denn wer nicht in der Liebe bleibt, der bleibt nicht in Gott. Um Hilfe aus solcher Gefahr flehen darum die folgenden Meßgesänge[1] und stützen die bedrohte Liebe durch Glauben und Vertrauen.

Wie eine Antwort des helfenden Gottes ist das Evangelium. Es zeigt uns das kostbare Mittel, das die Liebe auch inmitten der Bosheit und Ungerechtigkeit, der Not und Feindseligkeit der Welt unüberwindlich macht. Im Gleichnisbilde erscheint Gott, unser Vater, als König und gütiger Gastgeber. Wir sind die geladenen Gäste. Das Mahl aber, das er uns bereitet hat, ist die Erlösung, ist das ganze Heilswerk, ist jedes Mittel, wodurch die Erlösung uns zufließt: die Heilige Schrift, das liturgische Wort, die heiligen Sakramente, das Opfer der heiligen Messe — mit einem Wort: die göttliche Liebe, die in all diesem wirkt. Treffend stellt der Herr sie uns dar als Mahl, empfangen wir doch im Opfermahl der heiligen Messe jede Frucht der Erlösung und Liebe. Wirklichkeit ist darum dieses Gleichnis; denn in diesem Augenblick, da wir es vernehmen, sind wir ja um

[1] Vgl. Grad., All.-Vers., Off.

den Opfertisch der Liebe geschart, die sich opfert und stirbt, um für uns zur Speise zu werden. Wer von ihr kostet, in dem wächst die Liebe, weil er eins wird mit dem Herrn, dem aus Liebe Gekreuzigten: „Tag um Tag führe uns dieses Mahl zum Werk des himmlischen Lebens hinüber[1].“ Darum klingt der freudige Dank des Introitus in der Communio jubelnder wieder auf: „Singen will ich dem Herrn: Er hat mir Gutes gegeben[2]!“ Die Freude des Mahles, der genossenen Speise, der wachsenden Liebe singt hier ihr Lied; und das letzte Gebet der Messe weiß nur um immer neue Speisung an diesem Tisch zu bitten, damit die „Wirklichkeit unseres Heiles[3]“ daran wachse.

Aber vergessen wir in der Freude nicht die ernste Lehre: Das Mahl ist ein *Opfer*mahl, die Speise ist *Opfer*speise. Sie hat die Kraft, unsere Liebe beständig zu erneuern, zu nähren und wachsen zu lassen. Aber nur wer mit dem Herrn opfert, sich selbst opfert, der Welt und dem Ich stirbt, nur der kann sie empfangen, nur dem wird sie zum Heil und zum Wachstum der Liebe. Es genügt nicht, die heilige Kommunion zu empfangen und zu denken: Nun ist der Heiland in meinem Herzen, nun kann mir nichts mehr geschehen. Die Speise ist unlösbar vom Opfer. Zuerst wurde (im jüdischen wie im heidnischen Opferkult) das Opfertier geschlachtet und der Gottheit zu Ehren ein Teil davon verbrannt; dann aß man von diesem geheiligten Opferfleisch. So ist auch unser Opferlamm — Christus — geschlachtet worden und wird in der heiligen Messe täglich als Sühnopfer für unsere Sünden geschlachtet, und von diesem geopferten und getöteten Leibe des Herrn essen wir. Von der Kraft seiner Liebe wird nur der ernährt und belebt, der sich mit dem Herrn opfert und um seinetwillen auf Welt, Vergnügen, Reichtum, Freunde, ja auf alles,

[1] Secr. — [2] Ps 12, 6; Com. — [3] Postc.

auf das Liebste und Nächste, verzichten kann! Wer mit dem Herrn stirbt, der ißt sich von seinem Opferleib die Kraft und Glut einer unvergänglichen, sieghaften Liebe, die die Welt überwindet. Das ist das Mysterium des großen Gastmahles.

FREUET EUCH MIT MIR!

(Dritter Sonntag nach Pfingsten)

Die beiden ersten Sonntage nach Pfingsten tragen noch Osterglanz. Das Bewußtsein — wir sind erlöst, im Innersten verwandelt durch das dreifaltige Leben Gottes — beherrscht sie ganz. Aber leise klingt auch schon der Gedanke an, daß wir die Frucht der Erlösung in Kampf und Versuchung festhalten, in Leid und Mühsal zur Reife bringen müssen. Die Sonntagsmessen der Nachpfingstzeit betonen das alle mehr oder minder nachdrücklich. Das österliche Bewußtsein der Erlösung geht nicht verloren; aber es muß sich nun im Kampf mit der niederen, gefallenen Natur behaupten.

Die heutige Messe trägt ganz das Gepräge dieses Kampfes. Die Welt erscheint als das, was sie ist: eine Stätte voller Mühsal und Versuchung. Mannigfaltige Prüfungen sind der Anteil des Christen in diesem Leben[1]. Einsam und arm steht er in einer Welt voll Sünde und Sündennot. „Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge[2]." Wie leicht kann die Sünde eindringen und das neue Leben in uns versehren, das Pneuma der Liebe betrüben! Wie leicht kann irdische Not uns müde machen auf dem Weg des Guten!

Aber wie auch die Last des sterblichen Lebens drückt, der Christ kann nicht vergessen, daß er erlöst

[1] Vgl. Intr. u. Ep. — [2] 1 Petr 5, 8; Ep.

ist. Ist die Not groß, so ist doch der Trost noch größer, der aus der Gnade der Gotteskindschaft kommt. *Gottes Heimsuchung* — Prüfung und zugleich gnadenvolle Gottesgegenwart — ist alles, was uns trifft. Geduldig und demütig beugt sich der Christ in aller Not unter „Gottes mächtige Hand[1]." Er weiß: es ist die Hand des Vaters, der eine Zeitlang prüft, dann aber erlöst und zur „Glorie Christi[2]" erhöht. Wir brauchen uns nicht zu bekümmern und zu erschrecken — es ist nur der Weg Christi, den wir geführt werden: durch das Kreuz zur Herrlichkeit.

Mit lebhafter Stimme widerhallt dieses unbedingte Vertrauen in allen Gesängen und Gebeten der Messe. „Schau her zu mir, und erbarme dich meiner, Herr[3]!" ... „Mein Gott, auf dich vertraue ich: ich werde nicht zuschanden[4]", singt der Introitus. „Beschützer derer, die auf dich hoffen, o Gott! Nichts ist heil ohne dich, nichts heilig. Mehre dein Erbarmen über uns! Sei unser Lenker und Führer, und laß uns so durch die zeitlichen Güter hindurchgehen, daß wir die ewigen nicht verlieren", fleht voll Vertrauen das Tagesgebet. „All euren Kummer werft auf Gott: er ist um euch besorgt[5]", tröstet der Apostel. Freudig greift der Sänger im Graduale die trostvolle Mahnung auf: „Wirf du dein (sorgenvolles) Denken auf den Herrn: er wird dich nähren[6]", und fast triumphierend schließt er: „Wenn ich zum Herrn rufe, hört er meine Stimme[7]!" Den Ton freudiger Gewißheit nimmt das Offertorium auf und steigert ihn zu dankbarem Lob: „Du verläßt nicht, die dich suchen. Lobsinget dem Herrn, der in Sion wohnt! Er überhört nicht den Notschrei der Armen[8]."

Größte Not des Lebens ist die Sünde. Schon der Introitus fleht darum mit Inbrunst: „Vergib mir all

[1] 1 Petr 5, 6; Ep. — [2] 1 Petr 5, 10; Ep. — [3] Ps 24, 16; Intr. — [4] Ps 24, 2; Intr. — [5] 1 Petr 5, 7; Ep. — [6] Ps 54, 23; Grad. — [7] Ps 54, 17, 18; Grad. — [8] Ps 9, 11—12, 13; Off.

meine Sünden[1]!" Christi Erlösungstod hat die Sünde in der Welt nicht ausgelöscht. Aber der Stachel ist ihr genommen. Unter uns steht der Heiland der Sünder. „Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht; er vergibt uns die Sünden und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit[2]." Als Antwort auf die Bittrufe der Messe stellt der Herr im Evangelium das Bild seiner sündenvergebenden Liebe hin. Wirklichkeit ist dieses Bild, wenn das Evangelium vor uns verlesen wird. Der Hirt ist da und sucht unter Hunderten von Schafen das eine verirrte. Christus kommt, und er fragt nicht nach unseren Verdiensten und Tugenden. Er sucht die eine wunde Stelle unserer Seele und legt seine heilende Hand darauf. Das Weib ist da und läßt den Schatz seiner Münzen unbeachtet; um die eine verlorene sorgt und müht es sich. Das Weib ist Christi heilige Braut, unsere Mutter: die Kirche. Wir, die Erlösten, sind ihr kostbarer Schatz, der bräutliche Schmuck ihres Hauptes — Christus[3]. Sie sucht den von uns, den sie verloren hat, weil er sündigte. Sie sucht in jedem einzelnen von uns die himmlische Drachme, das heilige Pneuma, das uns vielleicht durch die Sünde verlorenging oder doch in seinem Glanz getrübt wurde. Das Licht ihrer Lehre zündet sie an und leuchtet mit dem Wort der Heiligen Schrift und der Liturgie in unsere Herzen, damit wir gewahr werden, was wir verloren haben, und es wiederfinden.

Trostvolle Wirklichkeit der heutigen Messe! Christus kommt mit der Kirche, und sie fragen nicht nach unserem inneren Reichtum, sondern suchen unser verlorenes Gut. Christus opfert sich seinem Vater, und die Kirche bringt sein Opfer dar

[1] Ps 24, 18; Intr. — [2] 1 Joh 1, 9. — [3] Vgl. dazu: H. V. Morton, Auf den Spuren des Meisters (Berlin 1939), S. 113, wo von zehn Silbermünzen als dem Kopfschmuck der verheirateten bethlehemitischen Frau die Rede ist.

— um der Verlorenen, um unserer Sünden willen. Wenn jetzt das Opfer auf dem Altare vollbracht ist und wir mit unserem ganzen inneren Menschen daran teilgenommen haben, dann sind wir alle wiedergefunden, so weit uns auch die letzte Woche vielleicht von der Herde des Herrn weggeführt hatte. Alle sind wir wiedergefunden, und jedem einzelnen von uns ist die etwa verlorene Gabe des Pneumas wiedergegeben. Die Herde Christi ist wieder vollzählig, der Schatz der Kirche wieder vollkommen. „Freuet euch mit mir!" ruft Christus aus, und: „Freuet euch mit mir!" ruft seine heilige Kirche. Und wir alle greifen nach dem Opfermahl, das uns Verirrte wieder geeint hat, den Freudenruf unseres Vaters — Christus — und unserer Mutter — der Kirche — auf: „Freude ist bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut[1]."

UNTERWORFEN IN HOFFNUNG

(Vierter Sonntag nach Pfingsten)

Dieser Sonntag läßt das doppelte Sein der Kirche besonders klar in Erscheinung treten. Sie ist die Braut des verklärten Herrn, mit dem sie, dem inneren Wesen nach auch selbst schon verklärt, im Himmel zur Rechten des Vaters thront. Und sie ist zugleich die auf Erden Ringende und Kämpfende, die den Weg des Kreuzes noch zu Ende gehen muß. Als Braut des verklärten Christus steht sie furchtlos und unüberwindlich inmitten aller irdischen Not und singt königliche Siegeslieder: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil: wen soll ich fürchten? Der Herr verteidigt mein Leben: vor wem soll ich erzittern? Meine Feinde, die mich bedrängen, werden schwach

[1] Lk 15, 10; Com.

und sinken dahin. Ob auch ein Heerlager gegen mich aufsteht, mein Herz fürchtet nicht[1]." „Mein Fels ist der Herr, meine Burg, mein Erretter! Mein Gott, bei dem ich Zuflucht finde[2]." Aber aus der Not ihres gekreuzigten irdischen Daseins schickt sie die Flehrufe des Graduale und Offertorium zu dem himmlischen Gatten und Helfer empor, damit er sie errette und in ihr siege — „um der Ehre seines Namens willen, damit nicht die Heiden sagen: Wo ist ihr Gott[3]?" und „nicht der Feind sich rühme: Ich hab ihn (Christus in seiner Kirche) überwunden[4]."

Aus zwiefacher Not ruft die Kirche um Hilfe. Gefahr droht ihr von außen durch die Angriffe der Bösen und im Innern durch die Schwäche und Geteiltheit ihrer noch nicht zur vollen Erlösung und Verklärung gelangten irdischen Glieder. „Gib uns", bittet sie darum im Tagesgebet, „daß der Lauf der Welt durch deine Anordnung eine friedliche Richtung für uns nehme und deine Kirche sich in Ruhe der liturgischen Feier freue." Aber mit gleicher Dringlichkeit fleht sie im Opferungsgebet: „Zwinge unser widerspenstiges Wollen gnädig zu dir!"

Die Epistel aus dem Römerbrief des heiligen Paulus gibt den lebendigen Hintergrund für dieses Gebet. Mit dem Blick des echten Gottesmenschen, des Pneumatikers, sieht der Apostel in die letzte Ursache aller äußeren Kämpfe und inneren Zerrissenheit hinein. Im Anfang war Harmonie im Kosmos wie auch in der inneren Welt des Menschen. Aber der Mensch sündigte, und seine Schuld traf zerstörend auch die Erde. Zwar wurde der Mensch erlöst, und in ihm hat die Erlösung der ganzen Schöpfung begonnen. Er soll die Welt zur Enderlösung führen, wie er im Anfang die Herrschaft trug. Aber dieses Ziel liegt noch in der Zukunft. Der Weg

[1] Ps 26, 1—3; Intr. — [2] Ps 17, 3; Com. — [3] Ps 78, 9, 10; Grad. — [4] Ps 12, 5; Off.

dahin geht durch die Leiden der Zeit. Wir haben die „Erstlinge des Pneumas" empfangen, aber wir warten noch auf die „Erlösung des Leibes[1]". Im Pneuma genießen wir schon die Freiheit der Kinder Gottes und vermögen in der Kraft der Ostergabe ein heiliges, himmlisches Leben zu führen. Aber der Leib ist noch allen Folgen der Sünde unterworfen: Schwäche, Krankheit, Begierlichkeit, Tod. Und mit ihm alles, was Erde ist wie er: Pflanze, Tier — die ganze Natur. Paulus sieht die Not der Schöpfung vor sich wie die Not eines einzigen Wesens und hört ihren Notschrei wie das Stöhnen einer Gebärenden: „Alle Kreatur seufzt und liegt in Wehen bis auf diesen Tag[2]." Dem menschlichen Geiste zur Warnung und zur Erprobung dauert der unerlöste Zustand der Materie noch fort. Aus ihr blickt ihn immerfort das Auge seiner verhängnisvollen ersten Schuld an und mahnt ihn zur Demut, damit er in Geduld sich erprobe und die Erlösung der Welt vollende, die um seinetwillen unterworfen wurde.

Unterworfen ist sie, aber „in Hoffnung[3]" auf den Tag der endgültigen Erlösung und Verklärung. Wenn Christus am Ende der Zeiten in Herrlichkeit erscheint, um alle, die im Pneuma Gottes gelebt haben, nun auch mit der Herrlichkeit des verklärten Fleisches zu umkleiden, dann erhebt sich auch die Schöpfung aus ihrer Unterworfenheit zur Glorie der Kinder Gottes. Darum sind „die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen mit der künftigen Herrlichkeit[4]". Die Parusie, die letzte Ankunft des Herrn, ist das Trostlicht im Dunkel der Gegenwart.

Ein Unterpfand aber für diese letzte Ankunft Christi und die volle Erlösung der Welt ist uns die tägliche Ankunft des Herrn im Mysterium der heiligen Messe. Auch sie ist ja ein wirkliches Kommen

[1] Röm 8, 23; Ep. — [2] Röm 8, 22; Ep. — [3] Röm 8, 20; Ep. — [4] Röm 8, 18; Ep.

Christi. Zwar ist seine Herrlichkeit noch verschleiert. Aber er kommt, er ist da, und auch diese verhüllte Gegenwart verklärt und erlöst. Sie ist nicht nur ein Bild der letzten Ankunft, sondern nimmt auch deren Wirkung — die Verklärung der Welt — wenigstens keimhaft schon voraus.

Das heutige Evangelium ist der bildhafte Ausdruck dessen, was die liturgische Feier bewirkt. Wir sind um den Altar, wie die Jünger um Christus waren — müde von vieler vergeblicher Arbeit: „Die ganze Nacht haben wir gearbeitet und nichts gefangen[1]." Die ganze Woche, so möchten wir wohl auch sagen, haben wir uns abgemüht im Dienst des Herrn, und was haben wir erreicht? Was können wir dem Herrn vorweisen? Aber nun steht Christus unter uns: im Wort des Evangeliums, im Opferleib und Opferblut der Messe. Er ist das Opfer für die Sünden; und „seine Schwäche (am Kreuz) ist unsere Stärke[2]". An seinem Anblick entzündet sich der matt gewordene Glaube neu, und die Liebe greift die Last des Lebens wieder freudig auf. Christus ist ja da, ist in uns durch das heilige Opfer und Opfermahl — wen sollen wir fürchten? Aus der natürlichen Ordnung des Seins mit all ihrer Unerlöstheit hebt er uns heraus in die erlöste, reine Ordnung der Gnade.

„Fürchte dich nicht", spricht er zu seiner Kirche, „von nun an wirst du Menschen fangen[3]." Fürchte dich nicht, wenn auch deine Glieder sterbliche Menschen sind, voll Schwäche und zur Sünde geneigt. Fürchte dich nicht! Während du dich vergeblich um ihre Heiligung zu mühen scheinst, bin ich ja mitten in dir als der Heiland meines Leibes[4]. Ich heilige alle seine Glieder. Beständig komme ich und werde durch das Mysterium der heiligen Opferfeier in dir gegenwärtig. Fahre nur hinaus auf

[1] Lk 5, 5; Ev. — [2] Augustinus, Zu Joh 4, 6 (Trakt. 15, 8). — [3] Lk 5, 10; Ev. — [4] Vgl. Eph 5, 23.

das hohe Meer[1]! Wirf dein Netz aus in der Tiefe des Glaubens und der Mysterien! Sammle deine Kinder um den Altar! Wenn sie in Liebe und Hingabe vor mir sind, will ich kommen und sie heiligen und alles in ihnen wirken und vollbringen, was sie selbst mit aller Mühe nicht fertigbringen. Du mußt alles von mir erwarten. Wenn du die ganze Nacht vergeblich gearbeitet hast, so stehe ich am Morgen in eurer Mitte und gebe euch in einem Augenblick alles, was ihr braucht, und die Heiligkeit, nach der ihr dürstet. Es ist euch gut, wenn ihr eure Schwäche fühlt. An ihr wächst euer Glaube an meine Stärke. Fürchte dich nicht, meine Kirche! Rufe nur immer von neuem nach meiner Gegenwart! Rufe mich! Mehr braucht es nicht, denn ich wirke. „Duc in altum[2]!" Wage dich im Glauben weit hinaus, und suche dein Heil in der göttlichen Tiefe des Mysteriums! Wenn du auch während der ganzen Nacht dieses Erdenlebens vergeblich zu arbeiten scheinst, wenn du unter den Deinen Schwäche und Sünde siehst, wenn die Welt dir entgegen ist und höhnt: Wo ist ihr Gott?, wenn du die Fernstehenden nicht herbeilocken kannst — fürchte dich nicht! Die Schar deiner Kinder wächst doch, und ihre Heiligkeit nimmt zu; am Morgen der Ewigkeit wirst du mich schauen und dein Netz gefüllt finden. Und auch schon heute, nach dieser heiligen Liturgiefeier, schau dein Netz an! Schaut ihr alle, Kinder der Kirche, euer Netz an, ob es noch leer ist!

Und wir? Was antworten wir dem Herrn? Deo gratias — ja, unser Netz ist gefüllt; denn der eine große Fisch ist darin: Ichthys[3] — Jesus Christus,

[1] Lk 5, 4; Ev. — [2] Ebda. — [3] Das griechische Wort für Fisch; die Buchstaben dieses Wortes sind in griechischer Sprache die Anfangsbuchstaben der Worte: Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland. Daher war der Fisch bei den alten Christen ein Symbol Christi.

unser Herr! Wir haben ihn empfangen im heiligen Opfermahl, er ist uns zur Speise geworden. Zur Speise der Geduld ist er seiner Kirche geworden, damit sie, unterworfen in Hoffnung, die „Leiden dieser Zeit" geringachte in Erwartung der „künftigen Herrlichkeit[1]".

UM EINS NUR BITTE ICH DEN HERRN

(Fünfter Sonntag nach Pfingsten)

Die Erscheinung Christi in der Liturgiefeier des vergangenen Sonntags hat Wunder gewirkt. Seine Gegenwart und sein Wort haben das leere Netz der Kirche gefüllt. Sie hat von dem lebendigen Fische — Christus — gegessen und ist an dieser heilbringenden Nahrung vom Geist des Kleinmutes genesen. Heute bietet die Kirche ganz das beruhigte Bild der Braut, die in der Gegenwart des Geliebten froh und sicher ist. Wohl sieht sie mit klarem, nüchternem Blick in die Wirklichkeit ihres irdischen Lebens und seiner Not. Aber über ihm sieht sie die höhere Wirklichkeit ihres Herrn und seiner unsichtbar wirkenden Gegenwart; denn Gott gab ihr Einsicht. „Preisen will ich den Herrn, der mir Einsicht gab[2]." In der Opferfeier des vergangenen Sonntags hat sie erkannt, daß alle Fäden dieses scheinbar so verworrenen und notvollen Daseins in seiner Hand sind und daß er beständig durch sein Kommen im Mysterium Frieden, Entsühnung und Heiligung wirkt.

Nicht von außen ist ihr diese Erkenntnis gekommen. Vielmehr ist der, der ihr Einsicht gab, in ihrem Innern. Durch das göttliche Leben, das in der Pentekoste ausgegossen wurde, wohnt Christus in seiner Kirche: „Beständig habe ich den Herrn vor Augen. Er ist mir zur Rechten — ich werde nicht wanken[3]." Darum

[1] Röm 8, 18; Ep. — [2] Ps 15, 7; Off. — [3] Ps 15, 8; Off.

sind ihre Bitten heute ein beruhigtes Flehen, das in tiefem Vertrauen auf den gegenwärtigen Herrn der Erhörung schon sicher ist, wenn die Bitte noch kaum ausgesprochen ist. Im Introitus widerhallt wohl etwas von dem Notschrei der ganzen Schöpfung, der in der Epistel des vorigen Sonntags laut wurde: „Hör' meine Stimme, Herr, laut rufe ich zu dir! Sei du mein Helfer! Verlaß mich nicht! Verstoß mich nicht, Gott meines Heils[1]!" Aber der Psalmvers jubelt schon in heller Zuversicht: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil: wen soll ich fürchten[2]?" Und wenn das Graduale um den Gnadenblick des Herrn fleht: „Schau her, du unser Schirmherr, Gott, und sieh auf deine Knechte! Herr, Gott der Himmelsscharen, hör' das Flehen deiner Diener[3]", so leuchtet gleich darauf der Alleluja-Vers schon im Jubel der Erfüllung: „Ob deiner Kraft freut sich der König, Herr, und hoch frohlockt er über deine Hilfe[4]."

Es ist Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, der hier in seiner Kirche betet und dem Vater lobsingt, der ihn aus aller Not errettet und ihn verherrlicht hat. Christi Ostersieg leuchtet in den Gesängen der Kirche, die jeden Sonntag als Tag der Auferstehung, als ein kleines Ostern begeht. Dieser Sieg ist ihr das Unterpfand auf den siegreichen Ausgang auch ihrer Kämpfe; denn sie ist ja durch das Pneuma des Auferstandenen eins geworden mit dem Osterchristus. Das ist das Geheimnis ihrer kraftvollen Zuversicht in allen Kämpfen der Zeit. Und was von der Kirche als Ganzes, das gilt auch von jeder getauften Seele, die in ihr lebt. Sie leidet gleich den übrigen Menschen, und doch atmet sie ruhig und beglückt in der beständigen Gegenwart Christi, weil sie in ihm der endlichen Erlösung und des Sieges gewiß ist.

[1] Ps 26, 7, 9; Intr. — [2] Ps 26, 1; Intr. — [3] Ps 83, 10, 9; Grad. — [4] Ps 20, 2; All.-Vers.

Mit Christus vereint zu bleiben, ist darum ihre einzige Sorge. Ihre Bitte geht nicht um zeitliche Güter, sondern nur um dieses Eine: daß sie im Herrn bleibe und der Herr in ihr. „Um eins nur bitte ich den Herrn, nur dies begehre ich: daß ich mein Leben lang im Hause Gottes wohnen darf[1]." Im Hause Gottes bleiben, das heißt für die Kirche (und die Seele), die selbst das Haus Gottes ist, weil der dreifaltige Gott in ihr wohnt: mit Gott verbunden, eins mit Christus bleiben. Die Kirche weiß aber, daß Gottes Wesen Liebe ist, und nur „wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm[2]". Darum bittet sie im Tagesgebet: „Gieße deine Liebe in unsere Herzen ein, damit wir dich in allem und über alles lieben und deine Verheißungen erlangen, die alle Wünsche übersteigen!" Sie spricht dieses Gebet vor der großen Opferfeier, weil sie jetzt seiner Erfüllung sicher ist, da sie ganz eins mit Christus wird, der selbst die menschgewordene Liebe Gottes ist. Es ist etwas Mystisches, ein unsichtbares, alle Wünsche übersteigendes Gut — dieses Einswerden mit Christus im heiligen Opfer. Gott gibt es uns als freies Geschenk seiner Liebe. Wir können nur darum bitten, es demütig erwarten. Und doch ist es an unser Mitwirken gebunden; es kommt nicht zustande ohne den vollen Einsatz unseres sittlichen Wollens. Das hat uns die heilige Jahresfeier wieder und wieder gezeigt.

In der heutigen Messe vertreten vor allem Epistel und Evangelium diese ernste sittliche Forderung, die im Gebot der Liebe gipfelt. Noch klingt uns das Wort des heiligen Johannes vom ersten Sonntag nach Pfingsten im Herzen: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht[3]?" Heute mahnt der heilige Petrus ähnlich: „Seid alle einmütig, voll Mitgefühl und Bruder-

[1] Ps 26, 4; Com. — [2] 1 Joh 4, 16. — [3] 1 Joh 4, 20.

liebe; seid barmherzig und demütig! Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht Schmähung mit Schmähung! Segnet vielmehr einander; dazu wurdet ihr ja berufen, den Segen zu erben[1]." Mit ungleich größerer Wucht aber und in engster Bindung mit der heiligen Opferfeier wiederholt das Evangelium das große Gebot: „Bringst du also deine Opfergabe zum Altare und erinnerst dich dort, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, so laß deine Gabe dort vor dem Altare, geh zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder; dann komm und opfere deine Gabe[2]." Niemand kann mit Zorn gegen seinen Bruder im Herzen Teilnehmer am Opfer Christi sein, der sich aus Liebe für seine Beleidiger, für Sünder und Ungerechte, geopfert hat. Aller Stolz, Neid, Zorn und Haß, ja selbst jede Kälte und Gleichgültigkeit und jede noch so kleine Abneigung muß abgelegt werden, wenn man Christi Opfer mitfeiern und durch seinen Opferleib eins mit ihm werden will. Er ist Feuer und Glut der Liebe; die Kälte der Lieblosigkeit kann nicht neben ihm bestehen. Wir müssen unsere Natur, die zu all diesen Fehlern gegen den Nächsten neigt, weil sie voll Selbstsucht ist, bei der Opferung darbringen, damit sie im Opfer Christi mitgekreuzigt werde und mit ihm auferstehe: übernatürlich und vergöttlicht, voll Agape.

Je aufrichtiger und rückhaltloser diese Hingabe der einzelnen ist, je vollkommener sie auf ihren Neid, ihre Selbstsucht verzichten, um so reiner wird das Opfer der Kirche, um so vollkommener ihre Einigung mit dem Bräutigam Christus, die das Ziel jeder Opferfeier und der ganzen kirchlichen Jahresfeier ist. Darum begleitet die Sekret das Opfer der Gläubigen mit der Bitte: „Laß dich versöhnen, Herr, durch unser demütiges Flehen, und nimm diese Opfergaben deiner Knechte und Mägde gütig auf! Laß, was

[1] 1 Petr 3, 8—9; Ep. — [2] Mt 5, 23—24; Ev.

jeder einzelne zur Ehre deines Namens darbringt, allen zum Heil gereichen!" Niemand heiligt sich für sich allein. Wer seinen Zorn, seinen Neid, seine Selbstsucht bekämpft, der bringt dem Herrn ein Opfer, das allen nützt. Es ist wie in einem Kriegsheer: die stark und tapfer Kämpfenden sind der Schutz der Schwachen. Wir sind ja *ein* Leib in Christus. Da wird nicht ein Glied stark und kräftig, ohne daß es dem ganzen Leibe zugute käme. Kräftiges Leben aber schwingt in uns in dem Maße, als wir uns opfern. So wollen wir, wie der heilige Gregor von Nazianz sagt, „kleinere oder größere Opfer bringen, auf daß ein vollkommenes Werk erstehe, Christus, der heilige Tempel, erbaut werde[1]".

Diese Opfer der einzelnen aber sind nicht Sache einer einmaligen Hingabe. Die gute Gewohnheit eines wahrhaft christlichen, bescheidenen und liebevollen Wandels, wie die Epistel ihn zeichnet, muß sie bewähren und ständig läutern. Nur wer im sittlichen Leben beständig sein niederes, selbstsüchtiges Ich kreuzigt, kann in der liturgischen Opferfeier ein ganz aufrichtiges und reines Opfer auf den Altar legen und durch sein Opfer dazu beitragen, daß der ganze Leib Christi immer reiner erfüllt werde mit dem Leben des Herrn; daß „Christus, der heilige Tempel, erbaut werde", in dem zu wohnen die Kirche heute als einziges vom Herrn begehrt.

MIT CHRISTUS IN DER WÜSTE

(Sechster Sonntag nach Pfingsten)

Wieder ist Sonntag. Wir haben unsere Arbeiten und Geschäfte, unsere Sorgen und unsere Vergnügen verlassen. Wir sind mit Christus in der Wüste. Fern

[1] Or. 19, 8.

dem Leben der Welt, sind wir in der Kirche um den Herrn versammelt. Manche von uns sind „weither gekommen[1]". Die Sorgen und Geschäfte der Woche hatten sie weit weggeführt vom Herrn. Aber nun sind sie wieder da, geschart um Christus, müde und hungrig, voll Sehnsucht nach dem Wort des Heiles aus dem Munde des Heilandes.

Mitten unter uns steht der Herr. Er ist erschienen im Mysterium der heiligen Messe. Wir haben ihn gerufen durch das Wort des opfernden Priesters. Er ist da, er sieht uns. Er sieht unsere Müdigkeit, unseren Hunger. Und ihn „erbarmt des Volkes[2]". Er speist die Hungrigen, wunderbarer als einst die Viertausend in der Wüste. Er opfert seinen Leib und sein Blut dem himmlischen Vater hin, damit sie uns zur Speise und Erquickung werden. Seine Jünger — die Priester — teilen aus. Wer im Glauben empfängt, wird stark und kräftig. Er lebt wieder auf. Seine Jugend erneuert sich wie die des Adlers. Er ist gesättigt. Nicht nur die Seele, auch der Leib wächst freudig aus der Kraft dieser Speise; der Leib der Verklärung und Auferstehung nämlich, der verborgen in diesem armen vergänglichen Leib der Erde als Same ruht, sich regt und wächst.

Sind das fromme Betrachtungen? Nein, das sind Wirklichkeiten für den, der sie lebt. Wer gläubig vom Opferbrot Christi ißt, fühlt das verborgene himmlische Leben in sich wachsen. Alle guten Kräfte regen sich jubelnd. Liebevoller wird ein solcher Mensch, heiliger. Mit Freude nimmt er Brot vom Tische des Herrn. Mit Freude auch kostet er von dem geistigen Brote, das der große Apostel des Herrn uns heute bricht. Bei der Speisung der Viertausend in der Wüste war Paulus noch nicht mit den andern Jüngern tätig. Weit fort war er noch; unterwegs zum Herrn, ohne es zu wissen. Er aß noch in den Städten das trockene

[1] Mk 8, 3; Ev. — [2] Mk 8, 2; Ev.

Brot der Menschenweisheit und hatte noch nicht den Weg in die Wüste gefunden, wo der Herr das lebendige Brot uns reicht. Später aber fand er ihn, geführt von der Gnade. Tausenden teilte er seitdem vom Brote Christi aus, und Hunderttausende lehrte er die Zeiten hindurch.

Heute sind wir mit Christus in der Wüste. Er reicht uns das Brot seines Leibes, und Paulus, sein Jünger, teilt das Brot der Lehre Christi aus. Das Wort des Jüngers erklärt uns das Wunder des neuen Lebens, das durch das Brot des Meisters in uns genährt wird. Dieses Leben ist in uns durch die Taufe. Als Kinder Adams, zur Sünde neigend und sündenbefleckt wie das erste Menschenpaar nach dem Falle, kamen wir zur Welt. Da wurden wir in das heilige Wasser eingetaucht wie in ein Grab: „Begraben mit Christus durch die Taufe im Tode[1].“ Der sündige Mensch starb. Aus der Taufe gehoben wurden wir als neue Menschen. Es war eine Auferstehung. Mit Christus standen wir auf. Und wie er ein anderer war nach der Auferstehung, so auch wir. Wir waren rein von der Sünde, glänzend und neu: Kinder Gottes, Brüder Christi, strahlende Lichtgeschöpfe.

Daran erinnert uns der Apostel. Und er mahnt uns, die Herrlichkeit des neuen Lebens nicht zu verlieren. Die heilige Osterfeier hat uns wieder in ihm erneuert. Als Getaufte müssen wir nun leben: tot und lebend mit Christus! Tot: gekreuzigt der Welt und der Sünde, wie auch Christus all unsere Sünden auf das Kreuz trug. Auferstanden: lebend für Gott und das Gute, wie Christus nach seiner Auferstehung ein himmlisches Leben führt zur Rechten des Vaters. Wir dürfen nicht mehr meinen, daß wir der Sünde nicht entgehen könnten. Wir können es, weil wir Getaufte sind. Immer wenn die Sünde uns nahen will, müssen wir uns bewußt sein: tot mit Christus! Ich

[1] Röm 6, 4; Ep.

bin tot für dich, Sünde und Welt! Ein Toter streckt seine Hand nicht aus nach diesem und jenem. So bin ich tot und kann darum gar nicht nach dem Verbotenen greifen. Meine Hände sind ja ans Kreuz genagelt mit den Händen Christi. Die Welt und die Sünde finden also bei mir nichts. So weichen sie. Statt ihrer naht Christus. Und nun weiß ich, daß ich gar nicht tot bin, sondern lebe. Denn ich eile zu Christus hin, ich strecke meine Hände nach ihm aus. Ich folge ihm in die Wüste. Da gibt er mir sein Brot, das heißt: seinen Leib. Nun ist er in mir. Ich werde stark. Meine Schritte wanken nicht mehr auf seinen Wegen[1].

Es ist Sonntag. Auferstehungstag Christi, ein wahres Ostern. Am Sonntag stand der Herr von den Toten auf. Mit jedem Sonntag wird seine Auferstehung neue Gegenwart. Und mit der seinen auch die unsere — unsere Taufe! Sonntag ist heute: Tag der Auferstehung, Tag der Taufe und des neuen Lebens! Was in der Taufe, uns unbewußt, in uns bewirkt wurde, geschieht heute mit unserer vollen bewußten Hingabe. Wir opfern uns. Wir sterben mit Christus am Kreuze der Sünde und allem Bösen. Aber mit ihm stehen wir auch auf: lebend für Gott und alles Gute.

Ein Christus sind wir nun, das heißt: ein Gesalbter. Gesalbt wurden die alten Christen vor und nach der Taufe. Auch wir haben eine heilige Salbung empfangen: die Firmung. Sie gehört mit zur Taufe. Die Taufe — die Eintauchung in das Wasser — ist Symbol des Todes und der Reinigung von der alten Sünde. Die Salbung mit stärkendem und belebendem Öl ist Symbol des neuen, göttlichen Lebens, das wir empfangen. Ein Christus sind wir nun alle, von Gott erwählt und mit seiner Kraft gesalbt: ein königliches, priesterliches Volk, Gottes Volk und sein Erbe. Freudig fühlen wir uns in seinem Schutz und unter

[1] Vgl. Ps 16, 5; Off.

seiner Führung[1]. Er ist stark in uns. Er gießt uns seine Liebe ein und mehrt unseren Eifer für seinen Dienst. Er nährt unser Gutes und bewahrt es, indem er uns immer von neuem an seine Altäre ruft[2]. So wird alles zur Wirklichkeit, was wir je Gutes gelobt und was wir je Gutes erbeten haben[3]. Der Herr hat uns gespeist, und wir sind satt geworden[4].

Schwer ist es, sich der Sünde zu kreuzigen, mit dem Herrn zu sterben oder — in der Bildersprache des heutigen Evangeliums — mit dem Herrn in die Wüste zu gehen. Aber süß ist, es gewagt zu haben, mit Christus in der Wüste zu sein, von seinem Brot zu essen, von ihm satt und stark zu werden. Kein Todesopfer ist das mehr, sondern ein Jubelopfer: „Im Kreis umschreiten will ich (den Altar), in seinem Zelte Jubelopfer bringen! Lobsingen, spielen will ich vor dem Herrn[5]."

DIE FRUCHT REIFT

(Siebenter Sonntag nach Pfingsten)

Gott hat uns als Körper und Geist geschaffen. Darum spricht er uns in Bildern von dem, was wir mit dem Geiste umfassen sollen. Gleichnisreden liebte der Herr während seines Erdenwandels. Und die Kirche, seine Braut, tut es ihm gleich und heiligt uns unter dem Schleier der symbolischen Worte und Riten. Ihr heiliges Jahr verschlingt und verbindet seinen schönen Lauf anmutig mit dem Reigen der Erde und ihrer Jahreszeiten. Zwar kreist seine Ewigkeit hoch über dem wandelbaren Jahr der Erde. Aber um unsertwillen, die wir Geist und Erde sind, leiht es von ihr, der Erde, Bild und Gleichnis. Leichter finden wir so den Weg in den Tempel der heiligen

[1] Vgl. Ps 27, 8—9; Intr. — [2] Vgl. d. Or. — [3] Vgl. d. Secr. — [4] Vgl. d. Postc. — [5] Ps 26, 6; Com.

Mysterien Gottes durch das bekannte und vertraute Tor jährlich sich wiederholender irdischer Freuden.

Dafür ist uns der heutige Sonntag ein besonders glückliches Beispiel. Das Jahr der Erde steht auf seiner Höhe. Die Sonne hat für unsere Breiten ihren höchsten Stand erreicht. Vom Bilde ihres ruhigthronenden Lichtes steigt der Blick unseres Geistes auf zu Gott, dem „Hocherhabenen, der Furcht gebietet, dem großen König über alle Welt[1]". Am Osterfest haben wir seinen Sieg über die Macht Satans gesehen. Nun schauen wir die Frucht dieses Sieges: der auferstandene und verklärte Herr herrscht auf dem Throne seines Vaters über die Welt. Ehrfurcht überkommt uns, aber auch große Ruhe und Sicherheit. Wie man sich geborgen fühlt in dem lichtdurchstrahlten Raum klarer Sommertage, so wird der Geist ruhig vor dem thronenden Gott und Herrn. Was wollen die Menschen mit ihrer Bosheit und der Feind des Menschen, der die Völker in Verwirrung bringt? Nichts vermögen sie — Gott herrscht! Eine große Freude schwellt den schauenden Geist. Er ruft die Völker zum Preise auf: „Ihr Völker alle, klatschet in die Hände! Lobsinget Gott mit Jubelschall[2]!" Die Melodie ist hier nicht so stürmisch wie der Text: der Osterjubel hat sich gedämpft zu ruhiger Freude. In der Herrschaft des Herrn ruht das Herz seiner Braut — der Kirche, der Seele.

Aber auch Gewitterwolken bringt der Sommer. Mitten in der freudigen Ruhe erhebt sich die Sorge vor schadenbringenden Wettern. Die Kirche fürchtet den unvermuteten Anschlag des immer wachen Feindes und bittet, daß der Herr alles Schädliche abwende, alles Heil- und Nutzbringende uns schenke[3]. Um ruhige, stete Reife des österlichen Lebens in ihren Kindern, die der Pfingstgeist ihr geschenkt hat, sorgt sich die Kirche in mütterlicher Liebe. Wie ein Land-

[1] Ps 46, 3; Intr. — [2] Ps 46, 2; Intr. — [3] Vgl. die Or.

mann zur Sommerszeit geht sie durch den Garten ihres Herrn und beschaut prüfenden Blickes die Fruchtbäume, die seine Hand gepflanzt, sein Blut betaut, sein Geist befruchtet hat[1]. Bringen sie alle Frucht des neuen Lebens in Liebe und wachsamer Geduld? Mahnend erhebt sie mit den Worten ihres Lieblingslehrers Paulus ihre Stimme[2]. Wir sollen daran denken, daß der Herr uns in der heiligen Taufe als edle Bäume gepflanzt hat. Knechte Gottes, nicht Knechte der Sünde sind wir. Und wenn wir es nach der Taufe wieder geworden wären — seit Ostern sind wir es nicht mehr. Da ist der Grund aufgelockert worden und Christi Blut in unsere Herzen geflossen. Heiligkeit müssen wir nun als Frucht bringen, nicht Sünde. Heiligkeit und ewiges Leben ist die Frucht der Kinder Gottes durch seine Gnade in Christus. Christus ist als guter Baum in uns gepflanzt; er kann nur eine Frucht bringen: Leben, ewig dauerndes Leben. Wie die Lehre beglückend in unseren Erdensommer klingt! Was wünschen wir im Sommer mehr, als daß das Licht und die Wärme, die das Leben so leicht machen und freudig beschwingen, immer bleiben möchten? Und siehe da, Paulus sagt: Frucht der Knechte Gottes ist ewiges Leben[3]! Welches Glück für uns!

Aber warum bringen wir nicht alle diese Frucht? Warum beklagt der Herr schlechte Bäume in seinem Garten? Weil wir nicht aus der lebendig kreisenden Kraft des guten Baumes, der in uns gepflanzt ist, leben und wirken. Weil wir ihn vertrocknen lassen, ihn nicht mit dem Tau des Christusblutes nähren, ihn nicht vom Licht des göttlichen Pneumas bestrahlen lassen. Beides ist uns im Mysterium der heiligen Messe täglich bereit. Aber wir gehen daran vorüber. Und wenn wir aufnehmen, was uns da geboten wird, dann hören wir oft die Worte nur halb und nehmen die Speise

[1] Vgl. Mt 7, 15—21; Ev. — [2] Vgl. Röm 6, 19—23; Ep. — [3] Vgl. Röm 6, 22; Ep.

nicht gläubig und bewußt. Wir sagen: „Herr, Herr", und dann gehen wir weg und vergessen, was wir gehört und empfangen haben, was durch Christi heiliges Opfer in uns gewirkt wurde. Wir leben weiter aus unserer gefallenen Natur, als wenn wir nicht göttliches Leben in uns trügen. Und so bringen wir schlechte Frucht. Das göttliche Leben stirbt in uns ab. Es bleibt nur das schlechte, unfruchtbare Holz unserer Natur, das verdient, abgehauen und ins Feuer geworfen zu werden. Das ist die Gefahr des Sommers: die Gewohnheit macht stumpf; wir trinken das himmlische Licht nicht mehr jeden Tag als ein neues belebendes Gottesgeschenk, weil die Sonne des Mysteriums Christi immer strahlt.

Darum hat die Kirche Sorge um uns und ruft uns zum Altare Christi: „Kommet, ihr Kinder, höret mich! Die Furcht des Herrn will ich euch lehren! Zu ihm tretet hin, dann werdet ihr Licht, und euer Antlitz braucht nicht zu erröten[1]." Vielleicht haben wir keine Ehrfurcht vor dem göttlichen Leben in uns gehabt. Vielleicht haben wir schlechte Frucht gebracht in dieser Woche. Aber nun brauchen wir nur dem Ruf der Kirche zu folgen. Jetzt bringt sie auf dem Altar das Opfer dar, das alle Hekatomben von Schlachtopfern des Alten Bundes und selbst Abels schuldloses Opfer übertrifft: das Opfer Christi. Dieses Opfer gefällt dem Herrn[2]. Er nimmt es an, und wir werden im Blute des Opfers rein, wenn wir nur Glauben und Vertrauen haben. Ein „heilendes, heilsames Werk[3]" geschieht da vor uns und in uns. Nun ist der Baum wieder gesund und kann gute Früchte zur Reife bringen. Möchte er reichlich tragen und nicht verdorren! Darum rufen wir noch einmal flehentlich zum Herrn, ehe wir den Opferaltar verlassen: „Neige dein Ohr! Eile, reiß uns heraus[4]!"

[1] Ps 33, 12, 6; Grad. — [2] Vgl. Off. u. Secr. — [3] Postc. — [4] Ps 30, 3; Com. (im Grad. Rom. *nos* statt *me*).

ABBA — VATER

(Achter Sonntag nach Pfingsten)

Ein Wort enthält die heutige Messe, von dem der ganze Sonntag Licht und Glanz empfängt: *Abba* — Vater! Gott, unser *Vater*! In dieser Gewißheit atmeten beglückt die Menschen des Anfangs, als sie eben aus den Schöpferhänden Gottes hervorgegangen waren. Die Kathedrale von Chartres hat unter ihren plastischen Bildwerken eine Darstellung der Erschaffung Adams, vor der einem das Wort „Vater" unwillkürlich auf die Lippen tritt. In vollkommener Hingegebenheit und Sicherheit ruht Adam zwischen den Knien des Herrn, dessen Hände mit unendlicher Vaterliebe den Erstgeborenen bilden. Der erste Mensch war das Kind Gottes; darin lag seine eigentliche Kraft und Würde. In der liebenden Hinordnung auf den Vater und Schöpfer gründete und vollendete sich seine männliche Macht und Herrschaft über die geschaffene Welt. Er war der Herr der Welt, weil er Sohn des Schöpfers war.

Seine Sünde bestand darin, daß er nicht mehr Sohn sein wollte. Auf sich selbst gestellt, verlor er Halt und Sicherheit, Macht und Mitte seines Wesens. Er wirkte nicht mehr aus der Kraft des Vaters, sondern versuchte, in ohnmächtigem Trotz gegen den gefürchteten Herrn, den eigenen Willen durchzusetzen. Zum Gehorsam zwang ihn die Furcht. Unsicher schwankte er zwischen Trotz und Angst. Das Wort „Vater" war versunken im Abgrund der Schuld. Da wurde der ewige Logos, *der* Sohn des Vaters, Mensch und lehrte uns durch sein Leben von neuem das Kindsein vor Gott. Er setzte das erwartete und ersehnte Reich mit dem Kindsein gleich: „Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, wird nicht hineinkommen[1]."

[1] Lk 18, 17.

Durch sein Blut reinigte er unsere befleckten Lippen und legte wieder das Wort „Vater" auf die im Trotz verstummten. Durch seinen Tod und seine Auferstehung erwarb er uns das „Pneuma der Kindesannahme[1]", das er nach der Auferstehung seiner Kirche einhauchte und das nun jeder Getaufte empfängt. Der Geist der Knechtschaft und der Furcht wich. Wir wurden wiedergeboren zu „Kindern Gottes" und „Miterben Christi[2]". In einer höheren Weise ist uns das Verlorene zurückgeschenkt: wir sind Kinder Gottes durch Teilnahme an seiner eigenen göttlichen Natur. Durch das Mitleben der Menschwerdung, des Todes und der Auferstehung Christi in der liturgischen Jahresfeier ist dieses Pneuma der Gotteskindschaft erneut in uns befestigt worden. „Wir empfingen dein Erbarmen, Gott, inmitten deines Tempels[3]," singt in dankbarer Rückschau der heutige Introitus.

Es gibt nur eine Antwort auf diese erbarmende Liebe Gottes: daß wir als seine Kinder auch leben. Dazu mahnen Epistel und Evangelium. „Die vom Pneuma, das heißt: von der Kraft Gottes, geführt werden, die sind Kinder Gottes[4]." Indem Gott uns seine Kinder nennt, legt er sein göttliches Leben in uns hinein. Darum sind wir nicht mehr „Schuldner dem Fleische, so als müßten wir dem Fleische gemäß leben[5]". Gottes Leben in seinen Kindern ist lebendig und will wirken. Wenn wir nicht durch Sünde und Gleichgültigkeit das Pneuma der Kindschaft in uns abstumpfen lassen, dann wird es uns umtreiben und nicht ruhen lassen, wird einen heiligen Eifer in uns entfachen, der auf das Gute und Göttliche ebenso und mehr bedacht ist wie die klugen und erfinderischen „Kinder dieser Welt" auf ihren Vorteil[6]. Wie beschämend für uns, daß der

[1] Röm 8, 15; Ep. — [2] Röm 8, 16, 17; Ep. — [3] Ps 47, 10; Intr. — [4] Röm 8, 14; Ep. — [5] Röm 8, 12; Ep. — [6] Lk 16, 8; Ev.

Herr sie klüger nennt als die Kinder des Lichtes! Wir sehen unseren himmlischen „Vorteil" nicht immer, weil wir nicht genug aus der Kraft des Vaters leben. Darum fleht das Tagesgebet um Einsicht und Kraft, zu denken und zu tun, was recht ist, damit wir, die ohne den Vater nicht leben können, seinem Wesen gemäß leben, ihm ähnlich als seine wahren Kinder.

Das Graduale setzt dieses kindlich vertrauende Gebet fort, und die beginnende Opferhandlung schenkt den Mitopfernden die Erfüllung ihrer Bitten. Der Geist demütiger Hingabe an den Willen des Vaters wird in dem opfernden Christus gegenwärtig und teilt sich allen mit, die sein Opfer aus seiner Kraft mitvollziehen. Alles vermag, wer sich völlig hingibt. Er scheint sich zu verlieren und besitzt sich erst ganz als Kind des Vaters. „Du heilst, o Herr, das demütige Volk. Die Augen der Stolzen senkst du zu Boden[1]", singt gläubig das Offertorium, und die Sekret erwartet vom Opfer Christi und der wirkenden Kraft seiner Gnade Heiligung des Lebens. „Wiederherstellung des Geistes und des Leibes sei uns das himmlische Mysterium", bittet die Postcommunio. Christus opfert sich auf dem Altare dem Willen des Vaters in vollkommener Liebe und Demut. Indem wir mit ihm opfern, erneuert sich in uns der demütige Geist der Kindschaft, der uns dem Vater in Christus eint.

Die vielen bitteren Fragen über das Weshalb des Leidens und des ganzen schmerzvollen Weltlaufes verstummen in dem neu erstarkten kindlichen Liebeswillen und Gehorsam. In dem sicheren Bewußtsein, daß der Wille des Vaters immer Liebe ist, treten wir an den heiligen Opfertisch zum Empfang der Opferspeise, auf den Lippen jenen Kommunionpsalm, den die alten Christen besonders liebten: „Kostet und sehet, wie lieb der Herr ist[2]." Lieb ist der Herr, weil

[1] Ps 17, 28; Off. — [2] Ps 33, 9; Com.

er Vater ist. Das wissen wir jetzt durch seinen Sohn, mit dem wir im Opfer der Kindeshingabe eins geworden sind. Es ist ein schönes, freundliches Wortspiel in diesem Psalmvers. Das griechische chrestos (lat. suavis), das soviel heißt wie lieb, ist nach der späteren Aussprache (e = i) gleichlautend mit Christus. Kostet und sehet: Christus ist der Herr! Christus ist die Liebe des Vaters. Im Sohne ist das Erbarmen des Vaters sichtbar geworden. In uns ist jetzt Christus und mit ihm die Liebe des Vaters und das Pneuma der Kindschaft. Lieb und süß ist das Pneuma des Christus in uns, in dem wir rufen: Abba — Vater!

DAS GERICHT DER LIEBE

(Neunter Sonntag nach Pfingsten)

Die Kindschaft Gottes gibt Kraft und Sicherheit, und aus der Sicherheit quillt Freude. Die Sprache dieser Freude redete der vergangene Sonntag. Heute bewährt sich die Kraft im Kampfe, ohne daß die Freude darum verstummen müßte.

Die Kinder Gottes leben kein Idyll, so wenig wie ihr erstgeborener Bruder und Herr. Sie sind ein männliches Geschlecht, heldisch und todesmutig. Wie Christus sind sie ein Zeichen des Widerspruchs für Welt und Satan. Ihr Ruf „Abba — Vater" ist ebensosehr Kampfgeschrei und Ruf der Not wie zärtliche Sprache der Liebe. Der Name des Vaters, in dem seine Kraft und sein Wesen ist, schützt sie im Kampf und führt sie zum Siege. Er ist ihr Erkennungswort, das Siegel ihres Kampfes. Um des Vaters willen, weil sie Kinder Gottes sind, stehen sie, steht Christus in ihnen im Kampf gegen die Welt. Der Name des Vaters ist das Geheimnis ihrer Kraft und einer Freude, die mitten in der Not des Kampfes

ruhig weiterleuchtet. Der Vater verläßt seinen Christus nicht, der in den Getauften kämpft.

Kampfesnot und ruhige, freudige Kraft spiegelt der heutige Introitus. Der Vatername wird nicht genannt, aber er ist mitten darin. „Siehe, Gott hilft mir, und der Herr nimmt mich auf! Wende das Unheil zurück auf meine Feinde, und in deiner Treue jage sie auseinander, Herr, mein Beschützer[1]!" Hier betet die österliche Siegeszuversicht des in seiner Kirche fortlebenden und kämpfenden Christus. Hier betet die Not, aber auch der heilige Zorn dessen, der im Kampf gegen die Feinde Gottes steht und die Kelter des göttlichen Zornes tritt. Hier betet, in einen Weheruf gegen die Bösen gekleidet, die göttliche Liebe Christi, die durch das Gericht des Zornes und die Schauer der Vernichtung auch die Bösen endlich zur Erkenntnis des Vaters führen will.

Nimmt diese richtende Liebe nicht Gestalt und Antlitz an im Evangelium? Christus weint. Die menschgewordene Liebe des Vaters weint um die verlorene Stadt. Zur Tochter Gottes und zur Braut des Sohnes war sie erwählt; aber sie wollte die Stimme dessen, der in blutigem Kampfe um sie rang und warb, nicht hören. Darum bestimmte die Liebe des Vaters ihr den Untergang als letzte Gnade. Hat sie sterbend die Liebe erkannt? Das Wort des Herrn gibt einen trostvollen Ausblick auf das Ende der Zeiten. Aber das damalige Jerusalem war dem Untergange geweiht.

Christus weint um die verlorene Stadt. Jerusalem ist untergegangen. Um wen fließen die Tränen Christi? Wen beweint heute die Kirche — der fortlebende Christus? Unsere Stadt? Diese Gemeinde? Deine Seele? Meine Seele? Gott weiß es. Uns gilt nur: Christus weint. Die Kirche weint. Ihre Tränen dürfen nicht vergeblich fließen. Es sind erlösende

[1] Ps 53, 6—7; Intr.

Tränen. Auch Ninive stand vor dem Untergang; aber seine Buße versöhnte den Herrn: die Stadt ward gerettet. Wem die Tränen Christi in der Seele brennen, der ist nicht verloren; sie brennen das Böse aus. Die Liebe des himmlischen Vaters weiß nichts von weichlichem Mitleid; ihre Tränen sind Gericht. Der Herr, der eben um Jerusalem weinte, ergreift im Tempel die Geißel und treibt die Unheiligen hinaus, die mit weltlichem Treiben das Haus des Gebetes entweihen. Das richterliche Antlitz der göttlichen Liebe erscheint hinter dem Schleier der Tränen Christi. Sie kommt mit Tränen und Geißel, und beides ist uns zum Gericht und zum Heil.

Aber bedürfen auch die Kinder des Vaters der richtenden Tränen und der heilenden Geißel? Paulus gibt in der Epistel die ernste Antwort. Das Alte Testament, die Geschichte des wandernden Volkes Israel in der Wüste, schlägt er vor uns auf, dieses eindringliche Bilderbuch, in dem die Liebe des Herrn vorausschauend Warnungszeichen aufrichtete für uns. „All das, was ihnen widerfuhr, war vorbildlich. Es ist zur Warnung für uns geschrieben[1]." Auch Israel war Gottes Volk, hatte eine vorbildliche Taufe empfangen beim Durchgang durch das Rote Meer und lebte von einer vom Himmel kommenden Speise[2]. Und dennoch verfiel es dem Zorne Gottes, seiner Sünde wegen; nur zwei von denen, die auszogen, sahen das Land der Verheißung. So sind auch wir des endlichen Heiles nicht sicher, wenngleich wir durch die Taufe Kinder Gottes sind und mit dem Leibe und Blute des Herrn genährt werden. Unser Weg, so heilbringend er begonnen hat, ist von Versuchung umlauert. Das Leben Christi in uns steht im Kampf mit der Welt. Jeder Augenblick kann Verführung und Fall bringen.

Nicht damit wir in Sündenangst leben sollen, ist uns

[1] 1 Kor 10, 11; Ep. — [2] 1 Kor 10, 2—3; Ep.

dies gesagt. „Gott ist getreu; er wird nicht dulden, daß wir über unsere Kräfte versucht werden[1].“ Auch wäre es wenig die Art der Kinder Gottes, sich bei ihrer Liturgiefeier in Furcht des Untergangs zu ängstigen, anstatt Dank zu sagen für die Gnade der Kindschaft und Gott für die Gerichte seiner Liebe zu preisen. Vielmehr jubelt unmittelbar nach dem ernsten Mahnwort der Epistel das Graduale dem Herrn zu: „Herr, unser Herr, wie wunderbar ist dein Name auf dem ganzen Erdenrund[2]!“ Der Anblick der Gerichte Gottes weckt in den Kindern des Vaters Freude und mutvolle Verantwortlichkeit. Sie sind ja berufen, die Gerichte seiner Liebe mitzuvollziehen. Gott wirkt durch Menschen. Die Heiligkeit seiner Heiligen ist das Gericht der Welt. Darum müssen die Kinder Gottes sich als erste unter dem ständigen Gericht der Liebe fühlen. Ihre Seligkeit ist „das Gesetz des Herrn, das herzerfreuende, süßer als Honig und als Honigseim[3]“. In der heiligen Opferfeier suchen sie die Nähe und damit das Gericht des Herrn. Sie wissen, daß dort das Werk ihrer Erlösung und Entsühnung immer neu vollzogen wird[4]. Leib und Blut ihres Herrn machen sie eins mit ihm[5]. So bleiben sie unter dem Gericht seiner Gegenwart, das sie heiligt.

Das ist der große Inhalt der heutigen Liturgiefeier: der Herr kommt — wie bei seiner ersten Ankunft im Fleische und bei seiner letzten Ankunft am Ende der Zeiten — zum Gericht. So erschien er uns im Advent[6], so in der Quadragesima[7], so erscheint er uns heute auf der Höhe des heiligen Jahres: als Richter im Hause seines Vaters, der Ekklesia. Zum Gericht über die Seinen, damit sie Kinder des Vaters sind,

[1] 1 Kor 10, 13; Ep. — [2] Ps 8, 2; Grad. — [3] Ps 18, 8, 9, 11; Off. — [4] Vgl. die Secr. — [5] Vgl. die Com. — [6] Vgl. z. B. den 1. Adventssonnt. u. den Quatembersamst. i. Adv. (Das Herrenjahr I, S. 23 ff. u. 61 ff.). — [7] Vgl. z. B. den Dienst. n. d. 1. Fastensonnt. u. den Mont. n. d. 4. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 226 ff. u. 365 ff.).

nicht dem Namen nach, sondern in Wahrheit und Heiligkeit; zum Gericht dieser Welt, die den Vater nicht kennt, damit sie, wenn auch durch Feuer hindurch, gerettet werde am Tage Christi.

DIE WURZEL DER KRAFT

(Zehnter Sonntag nach Pfingsten)

Gerichtstag des Herrn war uns der letzte Sonntag. Noch stehen wir in seiner Kraft. Was er wirkte, wächst heute weiter. Das Gericht klagt an. Die Erkenntnis der Schuld wirkt Demut. Demut aber wird zur Wurzel der Kraft im Herrn.

Das wird offenbar in der Berufung der Kirche, die uns heute im Bilde des Zöllners gegenwärtig ist. Zwei beten im Tempel: der Pharisäer und der Zöllner — die Selbstgerechtigkeit der Gesetzesmänner und das Schuldbewußtsein der Sünder. Angenommen wird der Sünder, verurteilt der „Gerechte“. Großes Geschehen der Heilsgeschichte birgt sich hinter dem Gleichnis: die Verwerfung der Juden und die Aufnahme der Heiden in die Kirche. Christus erschien der Welt zum Gericht. Sein Urteil entschied für die reuigen Sünder. Die demütige Selbstanklage und das dürstende Verlangen nach Reinheit gewinnen das Heil. Der satte Hochmut der Gesetzestreue geht zugrunde. Nicht als ob der Herr die Sünde geliebt hätte; aber er erhöht die Demut des Bekenntnisses. Das lehrte uns in der Fastenzeit das Gleichnis vom verlorenen Sohn[1], das lehrt uns heute das Gleichnis vom Zöllner.

Dankbar gedenkt die Kirche in der Gegenwart des Herrn des gnädigen Gerichtes und der unverdienten Aufnahme, die sie bei ihm gefunden. Demütig steht

[1] Vgl. den Samst. n. d. 2. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 293 ff.)

sie in ihrer Berufung. Sie[1] ist aus den Heiden gekommen; sie war eine Sünderin. Die Liebe des Herrn hat sie gerichtet und die demütig Bekennende zur Jungfrau und Königin erhöht. Darum bleibt Demut der Grundzug ihres jungfräulichen Antlitzes, das sich täglich unter dem richtenden Blick des Herrn neigt. Sie weiß, daß die Glieder ihres Leibes sterbliche Menschen sind, zur Sünde geneigt und oft sich befleckend. Aber nie verzweifelt sie an der endlichen Heiligung des ganzen Leibes, weil das Blut Christi in ihm kreist. Sie bekennt täglich, daß sie aus sich nichts ist, und erwartet alles von ihrem Herrn und Bräutigam, der seine Allmacht zumeist im Erbarmen und Schonen zeigt[2]. Darum läßt sie nicht ab, ihre Kinder immer von neuem an den Quell der Reinigung hinzuführen und sie immer wieder „heil und neu hinzustellen durch die göttlichen Mysterien[3]", das heißt: durch das Opfer der heiligen Messe.

Das ist *ihr* Zöllnergang zum Tempel. Sie geht, um anzubeten. Sie will den Vater durch das makellose Opfer Christi loben. Aber sie weiß, daß dieses Opfer nur von ihrer Hand angenommen wird, wenn sie in Demut ihre Unwürdigkeit eingesteht. Am Opfer der Demut Christi kann nur Demut Anteil gewinnen. Beladen mit der Sünde der Welt beugt sich der Herr dem Gerichte des Vaters und stirbt den Tod des Sünders. Das ist die Demut Christi. Nur wer, beladen mit eigener Schuld, sich todeswürdig bekennt und den Tod des Herrn mitstirbt, wird eins mit dem demütigen Opfer Christi. Aus der Hand der Demut nimmt der Vater das Blut seines Sohnes an und tilgt die eingestandene Schuld. Mit dem auferstandenen Christus wird der Demütige erhöht und zu einem neuen, göttlichen Leben verklärt. Gerechtfertigt kehrt er vom Opfertische Christi in sein Haus zurück[4].

[1] Das heißt: die Kirche des Abendlandes. — [2] Vgl. die Or. — [3] Postc. — [4] Vgl. Lk 18, 14; Ev.

Wer aber glaubt, aus sich gerecht zu sein, der hat nicht teil am Opfer des Herrn — *mit* seiner Sünde geht er von der heiligen Stätte.

So wird im Opfer des Altares die Demut wirklich zur Wurzel der Kraft. Der demütig seiner Schuld Bewußte darf von seinem Opfer singen: „Das Opfer der Gerechtigkeit nimmst du an . . ., o Herr[1]"; denn es ist ja Christi Opfer, das er darbringt und in dem sein eigenes geheiligt wird. Der in seiner menschlichen Schwäche täglich Fallende darf dennoch vertrauend sein Werk dem Vater weisen und sprechen: „Von deinem Antlitz komme mein Gericht! Dein Auge schaue, was recht ist[2]!" Denn wenn auch sein Tun armselig ist, so findet doch Christi Werk Gnade vor dem Vater.

Sicherheit des Vertrauens kommt aus der Demut, die einzig von Christus ihr Heil erwartet. Sie wurzelt im Herrn. Darum fürchtet sie keinen Kampf und selbst nicht die Sünde; denn dem Demütigen gibt der Herr auch aus dem Fall Erhebung. Nur der Stolz, der aus eigener Kraft gut sein will, verzweifelt beim Anblick seiner Schuld und stirbt am Strick seiner Sünde. Die Demut trägt ihre Schuld auf das Kreuz ihres Herrn und findet Heilung. Sie braucht nicht vor ihren Feinden zu erröten[3]. Vertrauend erhebt sie ihren Blick zum Herrn. Er wird ihren Feind niederwerfen[4]. Ihr Leben wächst „unter dem Schatten seiner Flügel", behütet „wie ein Augapfel" unter den schützenden Händen des Herrn[5]. Alle sorgenden Gedanken wirft sie auf ihn: er wird sie ernähren[6].

Die Demut des einzelnen aber wird erst recht in der Gemeinschaft der Kirche zur Wurzel aufbauender Kraft. Der Demütige sieht seine gottgesetzten Grenzen und begreift sich als Glied am Leibe Christi. *Ein*

[1] Ps 50, 21; Com. — [2] Ps 16, 2; Grad. — [3] Vgl. Ps 24, 2; Off. — [4] Vgl. Ps 54, 20; Intr. — [5] Ps 16, 8; Grad. — [6] Vgl. Ps 54, 23; Intr.

Pneuma, *eine* tragende göttliche Kraft ist im ganzen Leibe; in jedem Gliede wirkt der eine und gleiche Herr, aber in jedem verschieden nach seinem Willen[1]. Verschieden sind die Gaben der Gnade, die den einzelnen wurden, verschieden Beruf und Amt und Werk. Aber alles dient dem ganzen Leibe, und keine Gabe darf fehlen. Demut ist es, *sein* Werk zu erkennen, zu lieben, in Treue zu üben zum Heile aller. Ist auch meine Gabe klein, mein Dienst gering — ich lebe doch zur Verherrlichung des ganzen Leibes, mehre seine Kraft und Schönheit und wirke göttliches Werk aus dem einen belebenden Pneuma. Nur als Glied des Leibes, nur an *meiner* Stelle bin ich selbst erfüllt in mir und verwirkliche ganz die Idee meines Seins, mit der ich geschaffen wurde.

Stolz reißt die Glieder vom Leibe, indem das einzelne über seine göttliche Bestimmung hinausstrebt in törichtem, selbstverzehrendem Ehrgeiz. Kann denn der Leib nur Auge sein oder nur Hirn oder Hand? Ist nicht jedes Glied notwendig? und schön in seiner Notwendigkeit, wenn es sich gesund und ebenmäßig an seiner Stelle einfügt? So wirkt Demut als Erkenntnis der inneren Grenzen eigener Berufung vollkommenes Glück des einzelnen, und Friede wird in der Kraft des Ganzen[2]. Stolz aber löst die frohe Bindung der Glieder und richtet Glied und Ganzes zugrunde.

Demut ist also die aufbauende Kraft in der Kirche, wie sie die Grundlage ihrer Berufung war. Und passend vernehmen wir die Lehre gerade in der heiligen Opferfeier, in der uns das Beispiel der Demut Christi vor Augen steht und in der des Menschen mitwirkendes Tun einzig in der Demut der Selbsthingabe liegt.

[1] Vgl. hierzu u. z. Folg. 1 Kor 12, 2—11; Ep. — [2] Vgl. Ps 121, 7.

DEINE KELTERN STRÖMEN ÜBER VON WEIN

(Elfter Sonntag nach Pfingsten)

In dem schönen rhythmischen Wechsel, der die Liturgie als Werk des Himmel und Erde ausschmückenden Pneumas offenbart, bedeutet die heutige Messe einen jubelnden Aufschwung. Am vergangenen Sonntag ist die Kirche in die Tiefe ihrer Armut und Schwäche hinabgestiegen und hat in demütiger Bejahung dieser Armseligkeit die Wurzel der Kraft gelegt durch vollkommene Hingabe an den Herrn. Schon in diesem Abstieg lag die Verheißung einer Höhe. Die Liturgie ist immer fruchtbar, trächtig von Leben. Wenn sie in die Tiefe steigt, so tut sie es nur, um daraus zu wachsen. Ihr Untergang ist immer ein Aufgang in Christus.

Heute ist die Wurzel der Demut erblüht, mehr noch: sie trägt eine Überfülle von Frucht. Die Liturgie kennt ja keine Zeiträume: Sterben und Leben sind im Mysterium eins. Ein Sterben des natürlichen Menschen ist die Demut des Bekenntnisses, die mit dem Apostel spricht: „Ich bin der geringste unter den Aposteln, nicht wert, Apostel zu heißen[1]." Aber aus diesem Tode bricht die Überfülle des Lebens, die in Paulus aufjubelt: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und seine Gnade ist in mir nicht unwirksam gewesen[2]." Sein Wort macht die Kirche heute zu dem ihrigen: Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin — Königin und Braut meines Herrn, Hüterin seiner Mysterien, Herrin im Hause und „frohe Mutter der Kinder[3]". „Schwarz bin ich, aber schön", sagt sie anderswo[4] von sich: schwarz in der Sündhaftigkeit und Schwäche ihrer irdischen Natur, in

[1] 1 Kor 15, 9; Ep. — [2] 1 Kor 15, 10; Ep. — [3] Ps 112, 9. — [4] Hohel 1, 4.

der sie berufen wurde; aber schön durch die Gnade des Herrn, der sie im Brautbad seiner Leidenstaufe gereinigt hat.

An Epiphanie und Ostern denkt die Kirche, an die Jordantaufe und das Blut des Paschalammes. Dadurch ist sie rein geworden. Wie dem Hilfesuchenden im Evangelium ist es ihr und ihren Kindern ergangen. Als Stumme und Taube wurden wir zu Christus hingeführt, und er hat uns geheilt. In der heiligen Taufe wurde auch zu uns das „Ephpheta" gesprochen, und wir erhielten jenes innere Ohr des Herzens, das der Herr meint, wenn er ruft: „Wer Ohren hat zu hören, der höre[1]!" Unsere leibliche Zunge war noch nicht gelöst zu vernünftiger Rede, da wir eben erst geboren waren; aber vom Salz der himmlischen Weisheit berührt, begann unser Herz schon zu reden und Dank zu sagen für die Wiedergeburt zu einem neuen Leben: Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin — Kind Gottes, Bruder Christi, Glied am Leibe des Herrn.

Heute ist dieser Dank ganz bewußt lebendig in uns, und der Sonntag widerhallt als Auferstehungstag des Herrn vom Jubel des neuen Lebens in seinen Getauften und mit ihm zum Lichte Auferstandenen. Ihr Freudenlied fließt zusammen mit dem Dank des auferstandenen Christus an den himmlischen Vater; denn mit ihm sind sie verbunden wie die Glieder des Leibes mit dem Haupte. „Auf den Herrn vertraute mein Herz, und mir wurde geholfen. Mein Fleisch blüht wieder auf: ich preise ihn aus meinem ganzem Herzen[2]." „Hoch preise ich dich, Herr, du nahmst mich auf. Du ließest meinen Feind nicht über mich frohlocken. O Herr, ich schrie zu dir, und du hast mich geheilt[3]." „Refloruit caro mea — mein Fleisch blüht wieder auf." Wie hier in der tiefgehaltenen Melodie die ganze Erniedrigung des

[1] Mk 7, 16. — [2] Ps 27, 7; Grad. — [3] Ps 29, 2—3; Off.

„Sündenfleisches", das der Herr angenommen hat, nachzittert! Nicht schmerzlich, sondern in überquellendem Dank der Erlösung, der im folgenden Satz hell herausjubelt. Das gedemütigte Fleisch jauchzt auf. Der Herr hat in seiner „überreichen Liebe" mehr gegeben, als wir erbitten konnten, und hinzugefügt, was das Gebet sich nie angemaßt hätte[1]: das Fleisch ist zum Gefäß göttlichen Lebens geworden. Eine übernatürliche Lebenskraft, von der nur der Christ weiß, beschwingt gleicherweise Körper und Geist des getauften Menschen und macht ihn, wie Paulus vom Herrn sagt, zum „lebenspendenden Pneuma[2]". Ströme lebendiger Kraft gehen von ihm aus, wie die Pfingstvigil es verkündete[3].

Die ersten Christen sind ein lebendiges Zeugnis dafür. Liebend trugen sie die Last des täglichen schweren Lebens, erfüllt von einer Freude, die niemand begriff. Täglich warfen sie in den Tagen der Verfolgung ihr Leben in die Waagschale. Freudig litten sie den Verlust ihrer Güter und gingen in die Verbannung oder zum Richtplatz wie andere zu einem Festmahl[4]. Freiwillig verließen sie ihren Besitz, verschwanden vor der Welt und führten in der Wüste ein elendes Leben, das reich war durch den Besitz Gottes. Jungfräulich und lauter nur für Gott lebend, brachten sie überreiche Frucht des Lebens aus der Vermählung mit Christus.

Das ist noch heute wie in der Frühzeit das Wesen des wahren Christen: er besitzt das Leben, weil er es mit dem Herrn hingegeben hat in den mystischen Tod. Die Auferstehung Christi ist der unerschöpfliche Quell göttlichen Lebens für die Seinen. Darum hört die Kirche nicht auf, die Botschaft der Aufer-

[1] Or. — [2] 1 Kor 15, 45. — [3] Vgl. Joh 7, 38; Com. d. Pfingstvigil. — [4] Vgl. z. B. die Passio SS. Felicitatis et Perpetuae XVIII. Knopf, Ausgew. Märtyrerakten (Tübingen 1929), S. 42.

stehung zu verkünden: „Ich habe euch übergeben, was auch ich empfangen habe: Christus ist gestorben für unsere Sünden gemäß der Schrift und wurde begraben, und am dritten Tage ist er auferstanden ...[1]." Das ist die große Botschaft des Lebens für alle Gläubigen und Getauften. Nicht mit Worten allein, sondern vor allem durch ihr liturgisches Tun verkündet die Kirche täglich von neuem: Christus lebt — auch wir werden leben, wenn wir mit ihm sterben. Ihr tägliches Opfer und die heilige liturgische Jahresfeier sind nichts anderes als die feierliche Verkündigung des Todes und der Auferstehung Christi. Hier strömt die Kraft seines unsterblichen Lebens auf die Seinen über. Hier gibt er „seinem Volke Kraft und Stärke[2]". Hier werden wir heil an Leib und Seele und dürfen „uns des himmlischen Heilmittels rühmen[3]". Und trotz der Überfülle des Lebens in den einzelnen macht die Demut des Gekreuzigten, die durch Christus in ihnen lebt, sie „eines Sinnes" als Glieder eines Leibes, so daß Friede und Kraft herrschen im Hause der Kirche[4].

Die Erde hat den Schöpfer und Vater mit den Erstlingen ihrer Frucht geehrt, als Christus, *der* Mensch, der erste eines neuen, himmlischen Geschlechtes, am Kreuze starb und als kostbare Traube in der Kelter des Leidens den „guten Wein" hergab zur Hochzeit des Lebens, in der die erlöste Menschheit ihrem Gott neuvermählt wurde. Immer noch opfert die Kirche diesen kostbaren Erstling. Jeder, der mit ihr dieses Opfer darbingt und mit dem Herrn stirbt, ehrt den Vater mit all seiner Habe[5]; denn alles, was wir haben und sind, ist Christus in uns. Je lebendiger wir im Laufe des Jahres an der heiligen Feier der Erlösung teilgenommen haben, je demütiger und geduldiger wir Tag für Tag mit dem Herrn das Kreuz

[1] 1 Kor 15, 3—5; Ep. — [2] Ps 67, 36; Intr. — [3] Postc. — [4] Vgl. Ps 67, 7, 36; Intr. — [5] Vgl. Spr 3, 9; Com.

des Erdenlebens getragen haben, um so herrlicher steht nun die Frucht, um so voller ist die Erstlingsgarbe unseres Christuslebens, die wir heute im heiligen Opfer dem Vater als willkommenes Ernteopfer auf den Altar legen.

Müßte nicht in jeder Gemeinde von Gläubigen (die Christi Kirche in sich verwirklicht) ein glühender Eifer sein, den Samen des Christuslebens, der in ihr ruht, zu hegen und zu entfalten, damit sie auf der Höhe des heiligen Jahres den vollen Erstling, den ganzen lebendigen Christus, darbringen kann? Der Leib des Herrn sind wir. Die Mühe und Hingabe jedes einzelnen ist nötig; denn aus vielen Körnern wird das Brot, und aus vielen Trauben fließt der Wein. Aber allgemein wie die Mühsal ist auch die Freude der Ernte. Aus dem Erstlingsopfer quillt allen unendlicher Segen, wie ihn die Communio unter dem Bilde irdischer Erntefreude jubelnd besingt: „Deine Scheuern sind voll von Nahrung, und deine Keltern fließen über von Wein[1]." Das Erntedankopfer wird zur mystischen Hochzeit mit dem Herrn. In den irdenen Krügen unserer Menschheit schäumt der freudige Wein der Gottheit, und was immer unser Geschlecht nach den Enttäuschungen eines rationalistischen Zeitalters an Leben ersehnt, wird letzte Wirklichkeit in den Getauften des Herrn.

BROT UND WEIN

(Zwölfter Sonntag nach Pfingsten)

Die Kirche nimmt von dem Ihrigen, das heißt: von dem täglichen Leben der Erde, und macht daraus ein Lobopfer für den Herrn. Ihre Bilder bringt sie ihm, und er gibt ihnen seine Wirklichkeit. Ein göttliches Dichtwerk entsteht, darin wir staunend den Sinn

[1] Spr 3, 10; Com.

der Erde erkennen. Über unser gewohntes Sehen, Schmecken und Fühlen hinaus erfahren wir beglückt: die Dinge sind mehr, als sie scheinen, — Symbole himmlischer Wirklichkeit.

So führt uns der heutige wie der letzte Sonntag durch die Bilder irdischer Erntefreude in den mystischen Weinberg, an die göttliche Kelter, auf den ewigen Acker des Herrn. „Die Erde sättigt sich, o Herr, an deiner Werke Frucht. Du bringst Brot aus der Erde hervor, und Wein erfreut des Menschen Herz. Mit Öl gibt er dem Antlitz heitern Glanz, und Brot stärkt ihm das Herz[1]." Das ist zunächst reine Freude an der irdischen Schöpfung des Herrn, die in den frohen Bildern des hundertunddritten Psalmes, dieses großen Lob- und Dankliedes auf die Schöpfung, sich aussingt. Ein Blick in südliches Landleben tut sich auf, und die Liturgie verrät ihre Herkunft aus der antiken Kultur. Das erfreuende und erheiternde Öl ist ein Bild, das nur der Südländer ganz versteht. Die Salbung mit duftendem Öl nach dem Bade war den antiken Bewohnern der Mittelmeerländer Inbegriff köstlichster Erfrischung und eine durch das Klima bedingte Notwendigkeit, die durchaus nicht nur bei Reichen in Gebrauch war. Denken wir nur an jene arme Witwe bei Elisäus, die auf die Frage des Propheten nach ihren Vorräten antwortet: „Ich, deine Magd, habe nichts in meinem Hause als ein wenig Öl, womit ich mich salbe[2]." Auch was Brot und Wein als tägliche Nahrung des Menschen bedeuten, vermag unsere nordische Gewöhnung und die Armut unseres Landes an Wein kaum ganz nachzufühlen. Aus südlicher Lebensgewohnheit gedeutet ist der Erntejubel unseres Liedes freudiger Dank an den Herrn für die einfachen, notwendigen Gaben des täglichen Lebens.

[1] Ps 103, 13, 14—15; Com. — [2] 4 Kg 4, 2. Vgl. den Dienst. n. d. 3. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 318 ff.)

Das ist wichtig für den tieferen symbolischen Sinn, der für jeden in Christi Mysterien Eingeweihten offenliegt und der hier in der liturgischen Verwendung des Psalmverses allein Geltung hat. Auch in diesem tieferen mystischen Bereich handelt es sich um eine tägliche lebensnotwendige Gabe der Erde. Wenn Gott in den Worten der Heiligen Schrift (nach einer sinnvollen Allegorese Tertullians[1]) von der Erde als vom Fleische des Menschen spricht, den er aus Erde gebildet hat, und wenn demnach die gute und edelste und ganz heilige Erde das Fleisch Christi ist, dann brauchen wir nicht weit nach der Frucht *dieser* Erde zu suchen. Sie hat in der Glut der Todesleiden die übervolle Ähre und die „große Traube" zur Reife gebracht, daraus alle in Christus Getauften bis heute Brot und Wein zur täglichen Nahrung ihres übernatürlichen Lebens gewinnen. Dieses vom Himmel verheißene Brot stärkt unser Herz für die harten Kämpfe des Lebens, aus deren Not die Seele im Introitus zum Herrn ruft: „Gott, sei bedacht auf meine Hilfe! Herr, eile, mir zu helfen[2]!" und derentwegen sie im Alleluja-Vers drängt und bittet: „Herr, Gott meines Heiles, Tag und Nacht rufe ich zu dir[3]." Dieser mystische Wein gibt jene von keiner Not zerstörbare strömende Freude, jene heilige Begeisterung in das Herz der Getauften, die im Graduale vor dem Herrn jubelt: „Ich will den Herrn zu allen Zeiten preisen, sein Lob sei immerdar in meinem Munde! Im Herrn lobt man auch meine Seele, Sanftmütige sollen's hören und sich freuen[4]." Gute Frucht, die unsterblich macht, gab uns die heilige Erde Christi; sie ist wahrhaft das Gelobte Land, das von Milch und Honig fließt. Und wie ein Balsambaum, dessen Rinde man verwundet hat, ergoß der Herr aus seiner Todeswunde als „wohl-

[1] Von d. Auferstehung d. Fleisches 26. — [2] Ps 69, 2; Intr. — [3] Ps 87, 2; All.-Vers. — [4] Ps 33, 2—3; Grad.

duftende Träne[1]“ das heilige Öl, mit dem wir in der Firmung und in der Krankenölung gesalbt werden. Himmlische Kraft strömt dadurch in uns ein, wie auch im irdischen Leben der Gebrauch des Öles stärkt und belebt.

So erscheint der Herr selbst als der gute Samaritan seines Gleichnisses. Wie ein Sterbender lag die Menschheit am Wege, bis er als Gesandter der ewigen Liebe kam und Öl und Wein in die Wunden goß, die der räuberische Überfall Satans im Paradiese uns geschlagen hatte. Immer noch kommt er so in den Sakramenten und in allen heiligen liturgischen Handlungen seiner Kirche zu uns und gießt belebenden Wein, stärkendes und heilendes Öl in die Wunden, die das Leben in dieser Zeit und Welt auch den Seinen täglich schlägt.

Öl und Wein! Freude und Kraft! Freude *in* der Kraft. In der Kraft Christi. Denn „aus uns selbst“, sagt der Apostel[2], „sind wir nicht fähig, auch nur einen Gedanken zu fassen; unsere Fähigkeit dazu stammt vielmehr von Gott“. Der Wein seiner heiligen Gotteskraft, das Öl seiner Weisheit hat uns stark und liebeglühend gemacht zu seinem Dienste, zum Dienste des Neuen Bundes. „Allmächtiger und barmherziger Gott, von deiner Gabe kommt es, daß dir von deinen Gläubigen in würdiger und löblicher Weise gedient wird“, betet die Kirche heute[3].

Ein Dienst von großer Herrlichkeit und überfließendem Glanze ist das, herrlicher als der Dienst des Alten Bundes[4]. Denn ein anderer, größerer Moses ist unser Retter und Anwalt. Er ist für uns in die Bresche getreten[5] und hat den Zorn Gottes beschworen, den wir durch die Sünde verdient hatten. Täglich noch steht er im heiligen Opfer der Messe so vor dem

[1] Pont. Rom., Ölweihe am Gründonnerst.; vgl. den Mont. n. d. Palmsonnt., S. 24 f. — [2] 2 Kor 3, 5; Ep. — [3] Or. — [4] Vgl. 2 Kor 3, 9; Ep. — [5] Vgl. Ex 32, 11, 13, 14; Off.

Vater und versöhnt uns mit ihm. Und wenn schon des Moses Antlitz leuchtete, wie muß erst unseres Heilandes Antlitz leuchten, da er der Sohn ist, das Bild des Vaters!

Aber auch unser Antlitz muß vom Glanze Gottes leuchten, da wir vom Brot und Wein und Öl Christi ernährt und gesalbt sind. Kraft Gottes ist in die schlechte und geringe Erde unserer Natur eingesenkt. Gute Erde sind wir dadurch geworden; und die treibende Kraft Gottes läßt die Wurzel der Demut in uns aufgehen, so daß auch wir gute Frucht bringen: Brot und Wein und Öl für den Hunger der Welt. Die neue Kraft ist verpflichtend. Wer, von Christi Brot ernährt und von seinem Wein erfreut, vom heiligen Mahle hinausgeht, der muß ein Christus unter seinen Brüdern sein, ein Samaritan. Er muß Öl und Wein in ihre Wunden gießen. Er muß vom Brote Christi austeilen. Zuerst durch äußeres Helfen, durch die Gabe des natürlichen Brotes. Und schon dabei gilt: nicht nur Brot, sondern auch Wein! Nicht nur das Notwendige, auch das Erfreuende schenken, wenn die Armut bittet. Wohltun mit Anmut! Auch einmal das scheinbar Überflüssige geben, um zu erfreuen. Denn auch Christus gibt sich als Brot *und* Wein. Man muß verschwenden können, wenn man wohltun will wie er.

Über das Natürliche hinaus aber müssen wir auch himmlisches Brot und heiligen Wein an die Armut unserer Brüder austeilen. Um ihretwillen müssen wir immer von neuem vom Lebensstrom der Mysterien Christi trinken. Um ihretwillen müssen wir immer von neuem die Last des täglichen Kreuzes liebend aufgreifen. Wir sind ja Glieder untereinander. Jede übernatürliche Kraft, die in uns wächst, kreist durch alle Glieder, ist Anteil des ganzen Leibes und Stärkung der Schwachen. Ich falle nicht für mich allein, und ich siege nicht für mich allein, sondern für all meine Brüder. Wenn ich in Christus wachse,

so wachsen auch sie. Das ist wahrer Apostolat und echtes Samariterwerk. Man kann es nicht sehen und seine Erfolge nicht wägen noch messen. Aber es geschieht etwas dadurch, und es geschieht viel: im Innern, in der mystischen Lebenswelt des Leibes Christi.

Aber auch nach außen soll die Kraft des heiligen Brotes und Weines und Öles wirken und sichtbar werden. Wir müssen zu den Brüdern kommen als solche, deren Antlitz heiter ist vom Öl, das heißt: leuchtend vom Pneuma Christi, und freudig vom Wein, das heißt: vom Blute des Herrn. Die Freude des genossenen Weines kann nicht verborgen bleiben. Wer in aller Not des Lebens die Freude und Kraft nicht verliert, der wird unter den Brüdern offenbar als einer, der vom Weine Christi getrunken hat. Sie werden unsere Freude sehen und an den Herrn glauben: an das Brot, das die Menschen stärkt, und an den Wein, der die Herzen erfreut. Satt essen wollen wir uns an der Ernte der Leiden Christi, an seinem Brot und Wein und Öl, damit wir das Wort des Evangeliums wahr machen können: „Geh hin und tu desgleichen[1]!"

BUND UND VERHEISSUNG

(Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten)

Die Messe des heutigen Sonntags gibt Zeugnis davon, wie sehr auch das feierliche Beten der Kirche durchzittert sein kann von der Not des irdischen Daseins. Steht auch Gott im Mittelpunkt dieses Betens und prägt auch er ihm immer und überall seine jenseitige Ruhe auf, so bleibt es doch immer das Gebet der vielfältig bedrängten Kirche, die zwar von jen-

[1] Lk 10, 37; Ev.

seits ist, aber doch in dem Zustand ihrer zeitlichen Erscheinung mehr mit dem leidenden Herrn das Kreuz trägt, als mit dem verklärten der Glorie eines leidbefreiten Seins genießt.

Wie ein Aufschrei höchster Not bricht der Introitus aus dem Herzen der Kirche hervor: „Schau, Herr, auf deinen Bund! Vergiß nicht ganz das Leben deiner Armen! Auf, Herr, erhebe dich! Schaff deiner Sache Recht, und überhöre nicht die Stimmen derer, die dich suchen[1]!" Das Lied benutzt die Worte des dreiundsiebzigsten Psalmes, in dem Israel die Verwüstung seines Heiligtums beklagt und den Herrn gegen den Übermut der Feinde zu Hilfe ruft. Düster ist er und trauervoll. Aber trotzdem klingt eine gewisse Sicherheit durch diesen Psalm: „Gott ist seit Ewigkeiten unser König[2]." In der unüberwindlichen Macht Gottes ruht auch dieses Lied der Klage. Und das ist der Charakter aller Fleh- und Hilferufe in der Liturgie. Sie rufen Gott und wissen zugleich schon um seine Gegenwart. Darum kann die Kirche den Notschrei des dreiundsiebzigsten Psalmes zu dem ihren machen, ohne aus der ruhigen Haltung ihres Gebetes herauszufallen. Er läßt in den Hintergrund schwerer Not und Bedrängnis hineinblicken, die in Zeiten der Verfolgung, im Kampf gegen die Heiden und Gottlosen alter und neuer Zeit sie umlagerte. Wie oft hat sie mit dem Sänger des dreiundsiebzigsten Psalmes klagen müssen: „Sie legten Feuer an dein Heiligtum[3]!" Aber über ihrer Not steht siegverheißend der Friedensbogen des Bundes, den Gott mit ihr geschlossen hat.

Schon die Liturgiefeier des vergangenen Sonntags leuchtete von der Herrlichkeit dieses Bundes. Es gehört zum Osterglanz der Sonntagsliturgie, daß sie in der Wirklichkeit des Bundes steht, den Gott mit seinem erwählten Volke — der Kirche — geschlossen hat.

[1] Ps 73, 20, 19, 23; Intr. — [2] Ps 73, 12. — [3] Ps 73, 7.

Denn am Kreuze wurde das Opfer des Bundes dargebracht; und der Lichtglanz der Verklärung, der den auferstehenden Herrn umgab, war das Friedenslicht, das der himmlische Vater über der ihm neu versöhnten und verbundenen Erde aufleuchten ließ. In der pfingstlichen Vollendung des Osterfestes ist der Bund Gottes mit dem Menschen vollkommen geworden durch die in unsere Herzen ausgegossene Liebe des Vaters. Wenn die Sonntage nach Pfingsten diese österliche Wirklichkeit in immer neuer Gegenwart in uns befestigen sollen, so heißt das in der Sprache der heutigen Messe: sie stellen uns immer wieder an den Altar des Bundesopfers und besiegeln uns neu als Bundesvolk Gottes.

Welch ein Wunder, daß Gott einen Bund mit den Menschen schließt! Er bedarf des Menschen nicht, aber der Mensch bedarf seiner. Und er schließt einen Bund mit seinem Geschöpf, wie man ihn zwischen Gleichgestellten schließt! Das Heidentum hat diesen Gedanken nicht fassen können. Abraham wurde auserwählt, und mit ihm schloß Gott den Bund, der vollkommen werden sollte „in seinem Nachkommen" Jesus Christus[1]. Christus ist der Mittler des Neuen Bundes zwischen Gott und den Menschen.

Auf Glauben und Verheißung ist dieser Bund gegründet wie der erste, den Gott mit Abraham schloß. Das Blut Christi ist das Siegel des Bundes. Wer im Glauben sich ganz zu Christus stellt und mit ihm sich dem Willen des Vaters hingibt, dem wird in der Taufe Verzeihung der Sünde, Kindschaft Gottes und die Verheißung eines ewigen Lebens. Die Juden hatten den Bund auf das Gesetz gründen wollen, als ob Leistung des Menschen — Gesetzestreue — die Erfüllung der Verheißungen Gottes bewirken könnte. Christus aber, der Mittler des Neuen Bundes, kam und berief alle, auch die Heiden und Sünder, zu

[1] Gal 3, 16; Ep.

Söhnen des Bundes und Erben der Verheißung, auf Grund nicht ihrer Leistung, sondern ihres demütigen, alles von Gott erwartenden Glaubens.

„Dein Glaube hat dich geheilt"[1], spricht er heute zu dem Samariter, der vom Aussatze gereinigt ist. Dieser Geheilte steht als Bild, als Typus der aus den Heiden und Sündern um ihres Glaubens willen berufenen Kirche. Die übrigen Geheilten aber sind das Bild des Judenvolkes, das ebenso wie die Heiden zur Reinheit und zum Bunde mit Gott berufen war, ja ihnen sogar vorangehen sollte, aber dem Herrn keinen Dank wußte für seine Liebe. Darum wurde ihm die demütige, in Danksagung verharrende Kirche der Heiden vorgezogen und zunächst zur alleinigen Trägerin des Bundes und zur Erbin der großen Verheißungen des Herrn erhoben.

„Würdig zu werden der Verheißungen Christi", ist das beständige Gebet der Kirche, die in heiligem Bunde mit Gott verbunden ist. Entsprechend ihrer Berufung auf Grund des Glaubens ist das ein Gebet um Wachstum dieses Glaubens, der zugleich Hoffnung und Liebe ist[2]; ein Gebet um den echten Glauben Abrahams, der in vollkommener Gehorsamshingabe den Willen des Herrn erfüllt und sein Geschick ruhig in Gottes Hände legt. „Laß uns lieben, was du gebietest, damit wir würdig werden zu erlangen, was du verheißest"[3], bittet darum die Kirche; und im Offertorium gibt sie sich ganz in die Hände Gottes: „Auf dich hoffe ich, Herr! Du bist mein Gott, in deinen Händen ruht meine Zeit[4]." Schon im Graduale, das die angstvoll-leidenschaftliche Bitte des Introitus in einer beruhigteren Melodie wiederholt, und im Allelujavers, der voll Danksagung ist, spricht der vertrauende Glaube der Kirche. Im Opferungslied, einem der schönsten des Graduale Romanum, ist die Glaubenshingabe vollkommen geworden. Schon

[1] Lk 17, 19; Ev. — [2] Or. — [3] Or. — [4] Ps 30, 15—16; Off.

von der Quadragesima her ist uns sein tiefer Sinn bekannt[1]. Die Kirche und die Seele legt ihre kleine Zeit mit allen ungelösten, leid- und rätselvollen Fragen des Daseins in die ewigen Hände des Herrn, das heißt: sie stellt sich ganz in die Gegenwart seiner Ewigkeit und des Bundes, der jetzt geschlossen wird. Geschlossen durch Blut und Opfer, durch das Opfer Christi, das unsere Zeit zur Zeit Christi macht und sie so umwandelt in die Ewigkeit Gottes.

Denn der Mittler Christus ist gegenwärtig und bringt das Bundesopfer dar. Wir werden besprengt mit dem Blute des Bundes, das von dem Aussatz der Sünde reinigt. Glaube und Liebe, auf die der Bund gegründet ist, wachsen und entflammen sich an der Gegenwart Gottes. Schon berühren wir die ewige Erfüllung der Bundesverheißung in der heiligen Opferspeise, die das verheißene unsterbliche Leben in uns nährt. Der Leib Christi, der als Bundesopfer zur Vergebung unserer Sünden dargebracht wird, ist uns das Unterpfand, das Angeld gewissermaßen, auf die letzte Verwirklichung des Verheißenen, auf die „ewige Erlösung[2]", die im Jenseits unser Anteil sein wird. Wir sind mit der Kraft des Bundesblutes gesalbt und schmecken im Opferbrot schon die Süßigkeit der Vollendung, da in der ewigen Vereinigung Gottes mit seiner Schöpfung der Bund sich erfüllt[3].

SEID NICHT BESORGT!

(Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten)

Dieser Sonntag ist wie ein himmlisches *refrigerium* mitten in den Leiden der Zeit. Abkühlung, Erfrischung, Erquickung bedeutet dieses Wort. Für die

[1] Vgl. den Dienst. n. d. 1. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 226 ff.). — [2] Postc. — [3] Vgl. Weish 16, 20; Com.

alten Christen aber war es vor allem Ausdruck der himmlischen Freude und Erquickung, des Paradieses. Der heutige Sonntag ist ein kleiner Vorgeschmack davon. Die göttliche Liebe hat uns in den trostvollen, lichten und lieblichen Meßtexten auch eine Art *refrigerium* bereitet.

Der Anfang des Introitus klingt zwar noch wie ein Hilferuf. Aber es ist kein Schrei aus höchster Not. Die Seele ist aus der Hitze und dem Lärm weltlicher Geschäfte in den Tempel des Herrn, in die reine Gegenwart Gottes getreten. Noch fühlt sie den heißen Staub der Welt an sich und die Bleilast eigener Schwäche. Aber sie weiß, daß die Gegenwart des Herrn, daß sein Blick genügt, um sie zu heilen und zu erquicken. „Si respicis, lapsi stabunt — wenn du herschaust, stehen die Gefallenen auf", singt die Kirche in ihrem sonntäglichen Morgenloblied[1]. Ebenso betet sie auch heute: „Ohne dich fallen die sterblichen Menschen"[2], und singt sie in ihrem Eingangslied: „Du unser Schutzherr, Gott, schau her! Sieh in das Antlitz deines Christus[3]!" Hier betet der demutsvolle Stolz des echten Christen. Die Sakramente Christi machen uns zu Gliedern seines Leibes. Die Kirche ist der fortlebende Christus. Der Vater sieht in jedem Getauften und Glied der Kirche seinen Christus, Knecht und Sohn, gehorsam bis zum Tode und darum gesalbt mit dem Chrisma des Heiles, das heißt: mit der lebendigen Kraft Gottes[4].

So erkannt vom himmlischen Vater als sein geliebtes Kind, durch seinen Blick geheilt und erquickt, ist die Seele froh in der Gegenwart Gottes. Die wahre Heimat, das *refrigerium* des Sohnes ist „in dem, was des Vaters ist[5]". „Besser ist ein Tag in deinen

[1] Ambrosius, Hymn. d. Laud. am Sonnt. (Aeterne rerum conditor ...). — [2] Or. — [3] Ps 83, 10; Intr. — [4] Vgl. den Mont. n. d. 1. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 222 f.). — [5] Lk 2, 49.

Hallen als tausend andere[1]." Es ist eine sanfte Klage in der Melodie dieses Verses, als bedauere die Seele, daß sie nicht die Kraft oder nicht die Möglichkeit hat, sich ganz und für immer von der Welt zu trennen und beim Herrn zu sein. Ein Heimweh nach dem Bleiben im Hause des Herrn, ein Heimweh nach dem Himmel wird groß in ihr: „Wie lieblich sind deine Zelte, Herr der Heerscharen! Es sehnt sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn[2]!"

Liebend begegnen der Herr und sein Apostel diesem Verlangen. Epistel und Evangelium unterweisen uns in dem, was nottut, um im Hause des Herrn zu bleiben. Oft und oft schon haben wir im Verlaufe der heiligen Jahresfeier erkannt: Im Hause des Herrn — das heißt: im Herrn selbst sein. Im Herrn aber ist, wer Christi Leben lebt: ein der Welt gekreuzigtes Leben. „Wandelt im Pneuma[3]", mahnt darum der Apostel und weist uns die beiden Wege: den Weg des Fleisches und den Weg des Pneumas. Kein Zweifel darüber, welcher der Weg Christi ist und das Bleiben in ihm verbürgt: „Die aber Christus gehören, haben ihr Fleisch mit seinen Leidenschaften und Gelüsten ans Kreuz geschlagen[4]." Der Baum des Kreuzes, an den sie sich mit Christus heften, bringt gute Früchte, die erfreuen: „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Güte . . .[5]." Wie wohl tut es schon, diese Früchte nur nennen zu hören! Wer sie kostet, der ist wahrhaft im Hause des Herrn und genießt Christi *refrigerium*, süße Erquickung, und stände er auch Tag für Tag mitten im Staub und Lärm der Welt.

Am Beginn dieses freundlichen Weges mit dem Herrn aber steht die grundlegende Entscheidung, die Christus im Evangelium von uns fordert: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon[6]." Der „Mammon" ist nicht nur Geld und irdisches Gut; das Wort

[1] Ps 83, 11; Intr. — [2] Ps 83, 2—3; Intr. — [3] Gal 5, 16; Ep. — [4] Gal 5, 24; Ep. — [5] Gal 5, 22; Ep. — [6] Mt 6, 24; Ev.

meint vielmehr alles, was zum „Leben der Welt", zum „Leben des Fleisches" gehört. Aber bringt uns nicht die Sorge um das tägliche Brot immer wieder in Berührung mit dieser Welt, auch ohne daß wir sie suchen? Der Herr hört die unausgesprochene Frage und antwortet mit jenen schönen Gleichnisbildern, die allzu häufiger und ehrfurchtsloser Gebrauch in ihrer Kostbarkeit nicht entwerten konnte: Sehet die Blumen! Sehet die Vögel! „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln auch nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie[1]." Also sollen wir die Hände in den Schoß legen und nichts tun? Nein, vielmehr sollen wir tun, was nötig ist, aber darüber hinaus uns keine Sorge machen. Unsere Sorge soll nur sein, daß wir als Kinder Gottes leben und seinen Willen tun: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dies alles (das heißt: was zum leiblichen Leben gehört) wird euch zugegeben werden[2]."

Das ist ein Wort, an dem sich die Geister scheiden: für oder wider Christus! Mitten unter Menschen, die bitter mit der Not des Lebens ringen, steht der Herr heute und spricht: „Seid nicht besorgt! Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürft[3]." Das ist die Forderung vollkommener Hingabe im Glauben. Nur dem pneumatisch Denkenden, dem Christen, ist sie verständlich. Nur wer ihr nachkommt, ist wahrhaft ein Christ. „Dies alles suchen die Heiden", sagt der Herr[4]. Hier rühren wir an das innerste Wesen des Glaubens. Die Welt loslassen, die in Sorge verkrampften Hände lösen, sich in Gott hinablassen wie in einen Abgrund, der doch immer tragen wird, ihm alles, auch das Unmögliche zutrauen — das heißt: glauben.

Die Kirche geht uns voran in diesem Glauben.

[1] Mt 6, 26; Ev. — [2] Mt 6, 33; Ev. — [3] Mt 6, 31, 32; Ev. — [4] Mt 6, 32; Ev.

Ruhig, unbekümmert um alle Not, feiert sie ihre Liturgie und lädt die Menschen dazu ein, als sei nichts wichtiger und lebensnotwendiger als dieses. Lieder des Glaubens singt sie dabei: „Gut ist es, auf den Herrn zu vertrauen, besser, als auf Menschen zu bauen[1]" . . . „Kommt, laßt uns jauchzen dem Herrn, jubeln Gott, unserem Heile[2]!" „Der Engel Gottes lagert sich um jene, die ihn fürchten, und errettet sie. Kostet und sehet, wie lieb der Herr ist[3]!"

Die Mitfeier des Opfers, die Gegenwart des Herrn, der Genuß seines Opferleibes machen auch uns das Wort des Evangeliums zur gläubigen Gewißheit: Wer zuerst das Reich Gottes sucht, dem wird alles andere zugegeben! Darum wiederholt die Communio voll Freude dieses Schlußwort des Evangeliums. Was schien menschlich hoffnungsloser als Christi Lebenswerk, da er am Kreuze starb? Er aber glaubte; und Gott erweckte ihn und machte ihn zum Herrn und Heiland der Welt. Die Gegenwart seines Opfers, der Genuß seines Leibes stärken und weihen uns jetzt mit der gleichen Kraft des Glaubens und der Hingabe an den Vater. Und was braucht es mehr? Wir sind in den Vorhöfen des Herrn, weil wir glauben. Seid nicht besorgt!

NEUES LEBEN

(Fünfzehnter Sonntag nach Pfingsten)

Es gehört zum lebendigen und liebenswerten Reichtum unserer römischen Liturgie, daß die österliche Wirklichkeit in diesen Sonntagen nach Pfingsten eine wundervoll reiche Entfaltung findet. Immer wieder eröffnet sie neue Tore zu dem einen Tempel

[1] Ps 117, 8; Grad. — [2] Ps 94, 1; All.-Vers. — [3] Ps 33, 8; Off.

des Mysteriums Christi, wo in Tod und Auferstehung des Herrn unser Heil gewirkt wird und unser Leben sich ständig neu gebiert.

Aber nicht immer liegt der österliche Lichtglanz so stark und ausgebreitet über der Sonntagsliturgie, daß in ihm jeder ihrer Texte wie von selbst aufleuchtet und als jauchzender Allelujaruf das neue Leben verkündet. Die heutige Messe trägt diesen Glanz und atmet ganz den Duft der Auferstehung. In ihrem Mittelpunkt steht das Evangelium von der Totenerweckung zu Naim. Wir kennen es schon von der Fastenzeit her[1]. Damals nahm es die Osterherrlichkeit voraus, heute läßt es sie von neuem aufleben. Der evangelische Bericht, das wirksame Wort des Herrn, versetzt uns alle in die Wirklichkeit unserer Taufe und Totenerweckung. Wir sind Erweckte, vom Tode Auferstandene, zurückgegeben unserer Mutter, der Kirche. Auch sie ist eine Witwe in dieser Zeit, wie Ambrosius sagt; denn noch sieht sie ihren Herrn nur im Schleier der Mysterien, nicht aber von Angesicht zu Angesicht. Ihre Tränen fließen unaufhörlich um die geistig Toten, bis der Herr sich erbarmt und spricht: „Ich sage dir: Steh auf[2]!" Für jeden Heiden, jeden Gottlosen, jeden Abgefallenen bittet sie, „wie eine verwitwete Mutter für den einzigen Sohn[3]". Wie viele Erweckungen, Bekehrungen, erwirken diese mütterlichen Tränen der Kirche täglich vom Herrn!

Wir umstehen den Altar, bereit zur Feier des Opfers Christi. Aber wie mancher steht vielleicht nicht in schöner, freudiger Kraft gesunden Christuslebens! Wie mancher meint zu stehen und zu gehen, aber in Wahrheit wird er auf der Bahre hereingetragen. Sein Christusleben ist erstorben und liegt in

[1] Vgl. den Donnerst. n. d. 4. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 384ff.). — [2] Lk 7, 14; Ev. — [3] Ambrosius, Zu Lk 7, 12—14 (V 92).

Totenstarre. „Was ist dein Grab anders als der schlechte Lebenswandel? Dein Grab ist das Leben ohne Glauben[1] . . ." Diese Armen können nicht einmal mehr über ihr Unglück weinen. Aber für sie, um sie weint die Mutter Kirche. Im Introitus tönt ihr Rufen und Flehen für ihre toten Kinder: „Neige dein Ohr zu mir, Herr, und erhöre mich! Heile deinen Knecht, mein Gott, der auf dich hofft! Erbarme dich meiner, o Herr! Zu dir rufe ich den ganzen Tag[2]." Ihre Stimme gibt sie dem Toten, der ja Fleisch von ihrem Fleische ist, ein Glied ihres Leibes. Sie bestürmt den, der befohlen hat, das Leben für die Brüder einzusetzen, und der selbst sein Leben in den Tod gegeben hat, um die Toten zu erwecken.

Ihn ruft sie, und er ist da. Das evangelische Wort, das verlesen wird, ist seine lebendige Gegenwart. Mitten unter uns steht er und spricht: Steh auf! Wir wissen nicht, wem es gilt. Wir sehen keinen leiblich Toten sich erheben. Aber das Wort ist gesprochen. Irgendwo, vielleicht hier in unserer Mitte, vielleicht weit entfernt in einem anderen Lande, erhebt sich der Tote auf das Wort des Herrn und lebt. Welche Macht ist uns hier und heute gegeben! Sind wir nicht selbst Kirche? Schreien und weinen wir also zum Herrn, jetzt, da er gegenwärtig ist, damit er unsere Brüder, die Söhne der Kirche, von den Toten erwecke! Legen wir sie auf das Holz, das heißt: auf das Kreuz des Herrn[3], der jetzt seinem Vater sich opfert und stirbt. Mit ihm, dem geliebten Sohn, der freiwillig für die Sünder stirbt, erweckt der Vater die untreuen Söhne, die sein Zorn erschlagen hat.

Wir aber, die wir schon erweckt sind, lebend und in Freude den Altar des Herrn umgeben, wir verspüren nicht minder die Kraft und Gewalt des leben-

[1] Ambrosius, Zu Lk 7, 12—14 (V 91). — [2] Ps 85, 1, 2—3; Intr. — [3] Vgl. dazu den Donnerst. n. d. 4. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 388 ff.)

weckenden Wortes: Steh auf! Zu lebendigerem Leben, zu glühenderem Eifer ruft uns der Herr. Jede Hinneigung zum Fleischlichen bedeutet ja schon eine Annäherung an Tod und Verwesung. Vielleicht geht, ohne daß wir es wissen, auch von uns, die wir leben, ein leichter Ruch von Tod und Verwesung aus. „Wer auf sein Fleisch sät, wird vom Fleische Verwesung ernten[1]", ruft uns der heilige Paulus heute zu. „Wer aber im Pneuma sät, wird vom Pneuma ewiges Leben ernten[2]." Und in Kenntnis dieser Schwäche fügt er hinzu: „Laßt uns nicht müde werden, Gutes zu tun[3]!" Jedes Nachlassen bedeutet ein Ermatten, ein leises Welken des Christuslebens in uns. Wir merken es vielleicht nicht einmal. Aber der Herr, der ganz Leben und göttliche Unsterblichkeit ist, spürt den leichten Totengeruch und spricht sein erweckendes Wort: Steh auf!

Erneut, in der ersten strahlenden Schönheit und Jugend unseres Tauflebens, erheben wir unsere Stimme mit der unserer Mutter, der Kirche, die über die Erweckung ihrer Kinder jubelt: „Gut ist's, den Herrn zu preisen und deinem Namen lobzusingen, Höchster! Frühmorgens dein Erbarmen zu verkünden und deine Treue in der Nacht[4]." „Alleluja! Alleluja! Ein großer Gott ist der Herr, ein großer König über alle Welt[5]."

Am unmittelbarsten und seligsten erklingt der Dank des neuen Lebens im Offertorium: „Ich wartete und wartete des Herrn — da schaute er mich an. Er hörte mein Gebet und gab ein neues Lied mir in den Mund, ein Lied auf unsern Gott[6]." Wie selig und erlöst ist dies: „Er hat mich angeschaut!" Ist das nicht die Erfüllung der Bitte vom vergangenen Sonntag: „Schau in das Antlitz deines Christus!" Nun hat er uns angeschaut, und wir leben. Mehr noch: er hat uns

[1] Gal 6, 8; Ep. — [2] Ebda. — [3] Gal 6, 9; Ep. — [4] Ps 91, 2—3; Grad. — [5] Ps 94, 3; All.-Vers. — [6] Ps 39, 2, 3, 4; Off.

sein Brot gegeben — „sein Fleisch für das Leben der Welt[1]." Wir sind eins geworden mit ihm, der ganz Leben, ganz Jugend ist. Vor seiner Berührung weicht jede Schwäche, jede Krankheit aus unserer Seele. Duft der Auferstehung und Unsterblichkeit nimmt auch unser geschaffenes Sein von dem göttlichen Fleische Christi an; den süßen „Wohlduft[2]" des Herrn atmet unser Leben nun aus. Und der Gläubige empfängt neue Kraft auch des leiblichen Daseins von dem wahrhaft gesundmachenden Leibe Christi. Erhört ist das Flehen der Kirche: „Beständiges Erbarmen, Herr, mache deine Kirche rein und stark . .[3]"

Leben, überquellendes Leben ist das Geschenk dieses Sonntags, und für uns, die Beschenkten, gilt nun das Wort des Apostels: „Wenn wir durch das Pneuma lebendig geworden sind, so laßt uns auch im Pneuma wandeln[4]!" Hüter, Ernährer des Lebens in uns und den Brüdern zu sein, mahnt er uns. Liebe und Demut hegt das Leben Christi. Wir alle waren tot und leben durch Christus. Wie dürfte einer dem andern das Leben neiden oder sich seiner eigenen Kraft wegen überheben! In Ehrfurcht gilt es zu tragen und zu hegen, was die überfließende Liebe des Herrn uns geschenkt hat.

DIE FÜLLE GOTTES

(Sechzehnter Sonntag nach Pfingsten)

Wir haben die Mittagshöhe des Erdenjahres überschritten. Aber noch ist kein Abstieg zu sehen. Noch hält sich das Jahr auf einer ruhigen Höhe. Gleichmäßig heiter sind die Tage und wie durchtränkt von sanftem Licht. Kein übermäßiger Mittagsbrand mehr, keine schädigenden Gewitter. Alles ist ausgeglichen, voll köstlicher Stille und reifer Ruhe.

[1] Joh 6, 52; Com. — [2] 2 Kor 2, 15. — [3] Or. — [4] Gal 5, 25; Ep.

Viel stärker noch als im irdischen Jahr berührt uns im heiligen Jahr der Kirche der Friede dieser reifen Höhe. Für das Jahr der Kirche gibt es ja überhaupt keinen Abstieg, kein Sterben, keinen Winter. Von der Höhe des in Christus gewachsenen und gereiften Lebens schreitet die Kirche sogleich wieder ohne Aufenthalt hinüber in die Wunder des neuen Lichtes und erwachenden Lebens im Advent. An das klare Ende fügt sie den lichten Anfang. Ein Jahr baut weiter auf der Höhe des vergangenen, bis das Leben reif geworden ist für die Ewigkeit. Immer ist das Ende des heiligen Jahres ein Bild dieser letzten Höhe im irdischen Leben der Kirche, von der sie einmal, wenn Gott es will, hinüberschreiten wird in das ewige Leben.

Abglanz der Ewigkeit, Ruhe der Reife liegt darum verklärend über der Liturgie der letzten Sonntage nach Pfingsten. Mehr und mehr wendet sich das Antlitz der Braut Kirche von der zeitlichen Wirrsal hinweg der Ankunft Christi entgegen, und ihr Antlitz leuchtet im Anblick des kommenden Herrn sanft und bräutlich auf, wie der Himmel jetzt im heiteren Lichte früher Herbsttage leuchtet. Wie gesättigt vom Glanze eines ganzen Sommers erscheinen oft solche Tage im September oder im frühen Oktober. Freundliche Gewohnheit sind die Wärme und das Licht geworden. So hat die Kirche seit dem Beginn des heiligen Jahres in der Sonne Christi gestanden. Immer neu ist das Licht seiner Liebe in den Mysterien, die sie feierte, in sie hineingeflutet. Ganz durchleuchtet ist sie jetzt davon, und gleichsam selbstverständlich ist der Seele, die in der Kirche lebt, das Sein in der Gegenwart des Herrn geworden. Lebensluft sind ihr seine Mysterien. Sie weiß sich gehalten und getragen von der Liebe Gottes, die ihr in der heiligen Opferfeier ständige Gegenwart ist. Wie von selbst hat sie die Haltung angenommen, die das Evangelium

des vierzehnten Sonntags forderte: „Suchet zuerst das Reich Gottes! Alles übrige wird euch hinzugegeben werden."

So erscheint auch der heutige Sonntag ganz beherrscht von einem großen Vertrauen, von der sicheren Ruhe in Gott. Der Introitus ruft um Erbarmen; aber die Gewißheit der göttlichen Hilfe und Liebe ist so groß, daß der Hilferuf fast zu einem Dank- und Freudenlied wird. Das ganze Jahr hindurch ist unser übernatürliches Leben in Christi heiligen Mysterien ernährt, gehegt und erneuert worden. Großes ist uns geschehen: wir sind umgewandelt worden und in Christus gewachsen. Beständig haben wir seine wirkende Kraft in uns erfahren — was sollten wir fürchten? Das Gebet ist der Erhörung sicher, noch ehe es beginnt: „Erbarme dich meiner, o Herr! Zu dir rufe ich den ganzen Tag. Du, Herr, bist ja gut und milde und überreich an Erbarmen für alle, die dich nennen[1]." Ebenso ruht auch das Offertorium, obwohl es vom Angriff des bösen Feindes spricht, ganz im Vertrauen auf den helfenden, machtvollen Blick des Herrn: „Herr, schau auf meine Hilfe! Beschäme sie und schlag sie in die Flucht, die mein Leben umlauern, um es zu töten! Herr, schau auf meine Hilfe[2]!" Der (melodisch) erregtere Mittelsatz empfängt Ruhe von der gleichen Anfangs- und Schlußbitte, in die er eingebettet ist wie das zaghafte Denken des Menschen in Gottes allmächtige Liebe. Die bräutliche Einheit der Kirche mit Christus klingt aus Wort und Melodie: so betet der fortlebende Christus zu seinem himmlischen Vater.

Demut ist die Wurzel dieser Einheit und der aus ihr erwachsenden vollkommenen Ruhe in Gott. Das wurde uns schon an früheren Sonntagen zur Gewißheit. Auch heute antwortet der Herr auf das vertrauensvolle Beten seiner Kirche mit der Mahnung

[1] Ps 85, 3, 5; Intr. — [2] Ps 39, 14, 15; Off.

zur Demut. Im Evangelium hält er ihr den Spiegel der echten Demut im Gegensatz zu pharisäischer Selbstüberheblichkeit entgegen. Die schlichte Gleichnissprache schreibt sich unvergeßlich in die Seele. Demut ist die große Lehre Christi in jeder Liturgiefeier, oft durch das Wort wie heute, immer aber durch die Tat, durch die heilige Handlung selbst. Seine Passion und sein Tod, die im Mysterium der Messe Gegenwert werden, — was sind sie anderes als eine lebendige Lehre der Demut? Mit Christus den letzten Platz einnehmen, klein werden und sterben — das heißt: leben und Ruhe haben in Gott. Das gibt Raum dem Pneuma Gottes, das unsern innern Menschen erstarken, Christus durch den Glauben in unsern Herzen wohnen läßt und die Wurzeln unseres Seins tief einsenkt in den tragenden Grund der Liebe Gottes[1].

In der Pentekoste ist sie uns geschenkt worden. Ihrem Wachstum, ihrer sanften stetigen Ausbreitung haben all die vergangenen Sonntage gedient. Durch sie ist die reife Ruhe und Verklärung über die Seele gekommen, die wir eben jetzt im irdischen Jahr abgespiegelt finden und die dem nahekommt, was die Epistel heute die „Fülle Gottes" nennt. Der Apostel schreibt diesen Brief aus seiner Gefangenschaft. Selbst ganz reif, ganz erfüllt vom gekreuzigten, demütigen Leben Christi und nahe seiner ewigen Vollendung, weiß er uns aus innerster Gewißheit zu sagen, was es um die letzte Reife, die „Fülle Gottes" im Menschen ist: „Die Liebe Christi erkennen, die alle Begriffe übersteigt, und dadurch ganz erfüllt werden von der Fülle Gottes[2]."

Hier begegnen wir wieder der geheimnisvollen Ostergabe des Herrn, der Frucht der Passion: Gnosis, das ist heilige Schau Gottes durch die Einheit in der Liebe. Demut ist ihre Wurzel, weil sie das

[1] Vgl. Eph 3, 17—18; Ep. — [2] Eph 3, 19; Ep.

Ich sterben läßt und dem Herrn Raum gibt, durch den wir den Vater schauen. So malt der Apostel auf der Grenze seines in Christus ganz erfüllten Lebens das Bild des reifen Christenlebens, das stark und ruhig in der Fülle Gottes steht und um nichts Irdisches mehr bangt. Wie die Sonne jetzt vor ihrem herbstlichen Scheiden uns schöner denn je erscheint, so erreicht auch das Christenleben seine klare Fülle und Schönheit auf der Grenze, wo es von der Welt untergeht, um in Christus aufzugehen[1].

Diese schöne Grenze in reifer Fülle zu beschreiten, ist die Sehnsucht der Seele. Durch die himmlischen Mysterien im Geiste gereinigt und neugeschaffen[2] und der Reife wieder nähergeführt, dankbar zurückschauend auf die Wegstrecke, die schon hinter ihr liegt, bittet sie den Herrn: „O Gott, du lehrtest mich von meiner Jugend an — verlaß mich auch nicht bis ins Alter, nicht bis ins hohe Greisenalter[3]!" Das ist das wahre Gebet der Kirche, die „von ihrer Jugend an", seit den Tagen der gefahrvollen Martyrerzeit, die schützende und lehrende Liebe des Herrn erfahren hat. Sie weiß, daß er ihre Jugend immer wieder erneuern wird wie Adlerjugend[4], ob auch die Feinde schon in der Hoffnung auf ihren Untergang triumphieren. Sie weiß, daß die Zeit kommt, wo auch diese wieder „seinen Namen fürchten" und „alle Könige der Erde seine Herrlichkeit". „Denn", so singt das Graduale freudig weiter, „der Herr hat Sion erbaut, und er wird offenbar in seiner Majestät[5]."

Mit gesteigertem Jubel wiederholt die Kirche dieses Lied der Epiphaniezeit. Die heilige Jahresfeier hat es ja wieder mehr zur Wirklichkeit werden lassen. Christus hat durch seine heiligen Mysterien weitergebaut an der Stadt, die ihm gehört und seine Macht

[1] Ignatius v. Antiochien, An d. Röm. 2. — [2] Vgl. die Postc. — [3] Ps 70, 17; Com. — [4] Ps 102, 5. — [5] Ps 101, 16—17; Grad.

in ihrer Schönheit offenbart. Das war der Adventswunsch der Kirche: „Aus Sion leuchte die Gestalt seiner Schönheit auf!" Auf der Höhe des Jahres sieht sie ihn der Enderfüllung nahe. Sie blickt rückwärts auf alle Gnaden des Jahres, sie blickt vorwärts auf die kommenden gnadentragenden Jahre, und sie blickt hinaus über die Grenze der Zeitlichkeit, hinein in den Aufgang der ewigen Glorie über „Sion" — und ihr Herz wallt auf in Danksagung: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn Wunderbares hat er getan[1]!"

DER HERR UND SEIN VOLK

(Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten)

Die christliche Frühzeit schmückte ihre Kirchen gern mit dem Bilde des thronenden, weltbeherrschenden Christus. Ihr ganzes Denken war erfüllt von der Glorie Christi. Der Gedanke an den verklärten Herrn stärkte die Martyrer in ihrem Kampfe. Stephanus, der erste Blutzeuge des Herrn, sah im Gericht des Hohen Rates die Himmel offen und Christus zur Rechten des Vaters stehen. Diesen Christus der Glorie erwartete die junge Kirche beständig. Seine Wiederkunft von Osten auf den Wolken des Himmels schien ihr unmittelbar nahe und gewiß. Die freudige Erregung der Osternachtfeier galt nicht nur der Auferstehung, sondern zugleich auch der Wiederkunft. Im Laufe der Zeiten ist diese Erwartung ruhiger geworden; ja sie hat sich fast zu sehr aus dem Bewußtsein der Gläubigen verloren. Alljährlich aber findet sie an der Wende der heiligen Zeit, wenn der Kreislauf von neuem beginnt, ihren symbolischen Ausdruck in der Liturgie der letzten Sonntage nach Pfingsten. Darum sind sie beherrscht vom Bilde des thronenden Christus, vom Christus der Parusie.

[1] Ps 97, 1; All.-V.

Heute hält der Herr selbst uns im Evangelium das strahlende Bild seiner ewigen Welt- und Königsherrschaft vor Augen, indem er auf sich, den Gegenwärtigen, die Davidsworte anwendet: „Es sprach der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße mache[1]." Die Pharisäer wußten auf dieses Wort nichts zu erwidern; sie verstummten vor der Majestät Christi, die sie aus seiner Rede irgendwie ahnten, aber nicht wahr haben wollten. Für uns aber hat das Bild des hundertundneunten Psalmes keine Schrecken. Im Glauben sehen wir ja täglich die Herrlichkeit des Herrn erscheinen, sooft das Mysterium der Messe gefeiert wird. Wohl erweckt seine Gegenwart Ehrfurcht und Scheu, aber auch sicheres Vertrauen, das sich in der Größe und Macht des Herrn geborgen fühlt.

Beides — Ehrfurcht und Vertrauen — spiegeln die Meßgesänge der heutigen Sonntagsliturgie wider. Ein gerechtes und barmherziges Gericht erwartet der Introitus vom Herrn, dessen Erscheinen nahe ist. Die nächste Ankunft im Mysterium und die letzte am Ende der Zeiten fließen dabei geheimnisvoll ineinander, ist ja doch auch das letzte Kommen in dem jetzigen schon mysterienhafte Wirklichkeit. „Gerecht bist du, Herr, und recht ist dein Gericht. Tu mit deinem Knecht nach deiner Barmherzigkeit[2]!" Als Herrn und Schöpfer des ganzen strahlenden Weltalls besingt ihn freudig das Graduale: „Durch das Wort des Herrn sind die Himmel geschaffen und durch den Hauch seines Mundes all ihr Schmuck[3]." Auch dieses Lied gilt dem verklärten Christus; denn Christus ist ja wesenhaft eins mit dem „Wort" des Vaters, von dem Johannes sagt: „Alles ist durch das

[1] Ps 109, 1. — [2] Ps 118, 137, 124; Intr. — [3] Ps 32, 6; Grad. Vgl. den Mittw. n. d. 4. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 377 ff.)

Wort geworden[1]"; eins auch mit dem Pneuma, denn „der Herr ist das Pneuma[2]".

So erscheint der Herr heute im heiligen Opfer als Schöpfer, Erlöser und Richter der Welt, als Herrscher des Alls, dem der Vater alle Gewalt übergeben hat. Es ist das Bild, das wir in der Weihnachts- und Epiphaniezeit hinter der demütigen Kindes- und Knechtsgestalt aufleuchten sahen. Mitten im Leidenskampf der Karwoche erhob es sich sieghaft aus dem Dunkel des Todes und der Unterwelt. Nun krönt es die Höhe des heiligen Jahres mit dem unvergänglichen Glorienglanz, den es in der Auferstehung empfangen hat: „Kyrios ist Jesus Christus in der Herrlichkeit Gottes des Vaters[3]." Erschüttert beugt sich die Kirche vor seiner Größe und Gewalt. Sie ist sich bewußt, daß sie nur in vollkommener Reinheit vor das Strahlenantlitz dieser Majestät treten darf. Darum fleht sie im Tagesgebet: „Gib deinem Volke, wir bitten dich, Herr, daß es teuflische Ansteckung vermeide und dir, Gott, dem Einzigen, mit lauterem Geist Gefolgschaft leiste!" Und in der Communio mahnt sie ihre Kinder, die im Begriffe sind, sich mit der reinen Herrlichkeit Christi aufs innigste zu verbinden: „Bringt eurem Herrn und Gott Gelübde dar und löst sie ein! Ihr alle, rings um ihn, bringt Gaben dar dem Furchtbaren, ihm, der den Trotz der Fürsten bricht und furchtbar ist den Königen der Erde[4]."

Riesenhaft, übergewaltig wächst so das Bild des thronenden Christus vor uns empor. Aber dennoch erliegt das Vertrauen nicht der Furcht. Graduale, Epistel und Offertorium sänftigen die für unsere irdischen Augen fast zu strahlende Herrlichkeit des Herrschers zur reinen, ruhig-leuchtenden Milde des „Christus in uns". „Heil dem Volk, dessen Gott der Herr ist, dem Volk, das er sich zum Erbe erkor[5]!"

[1] Joh 1, 3. — [2] 2 Kor 3, 18. — [3] Phil 2, 11; Vgl. den Karmittw. S. 32 ff. — [4] Ps 75, 12—13; Com. — [5] Ps 32, 12; Grad.

singt das Graduale. Das ist wieder die österliche Wirklichkeit, die mit dem Sonntag neu heraufsteigt: der verklärte, glorreiche Christus inmitten seiner Gefolgschaft, seines Volkes.

Mit dem ganz tiefen Blick in göttliche Wirklichkeiten, wie ein der ewigen Vollendung Naher ihn hat, zeichnet der „Gefangene im Herrn" — Paulus — in der Epistel das Bild des Volkes Christi, wie es die liturgische Jahresfeier uns schon oft und oft zur inneren Anschauung brachte und in immer steigender Herrlichkeit vor uns erwachsen ließ[1]. So übermächtig, so unumschränkt der Herrscher ist, so wenig ist doch sein Volk eine tote, von außen getriebene und blindlings der Gewalt folgende Masse. Lebendig, in unzählbarer Schar sich regend, ist es bewegt und zugleich geeint in dem *einen* Pneuma, das alle treibt und zu Gliedern *eines* Leibes verbindet. Der *eine* Glaube an den *einen* Herrn und Christus, die *eine* Hoffnung ewigen Lebens hat die vielen geboren in der *einen* neuen Geburt der Taufe. Zu Söhnen ihres Herrn sind sie da geworden: ein Volk aus bluteigenen Kindern, Geschlecht und Erben ihres Königs. Sein Leben ist in ihnen. Als Kraft und Geist und Leben ist der lichtglänzende Herrscher in die stumpfen, dumpfen Seelen derer eingetreten, die er erwählte, und sie sind sein geworden: seines Geistes, seines Geblütes, von ihm im Innersten getrieben und gelenkt und doch des eignen Willens frei und mächtig.

Lebendige Liebe, wesenhafter Friede ist er in ihnen — ein „Band des Friedens[2]", das im Innern fester bindet als jeder nur gemachte Friede. Das ist das Volk, das Reich, das — wirklicher als jeder Traum und jedes Wollen — alle Hoffnungen besiegt und überflügelt. Berufung führt die einzelnen hinein, nicht eignes

[1] Vgl. z. B. den Quatembersamst. i. d. Fastenzeit u. d. Mittw. n. d. 4. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 248 ff. u. S 377 ff.) — [2] Eph 4, 3; Ep.

Mühen. Wiedergeburt schafft all die Fernsten und einander Fremden um zu *einem* Volk. „In Christus Jesus seid ihr Fernen durch das Blut Christi Nahe geworden[1]." Demut, Gelassenheit und freundliche Geduld erhält sie in der Bindung *eines* Leibes, „einander tragend in der Liebe[2]". Durch Demut stehen sie in der Berufung, und Liebe führt das Volk zum Siege über alles.

So wird das übergewaltige Bild des Herrschers in seinem Volke irdisch sichtbar und menschlich tragbar. In seinem Volke — der Kirche — lebt die demütige Menschheit des Herrn, vereint mit seiner himmlischen Unüberwindlichkeit, fort als dienende, tragende Liebe. Das findet seinen Ausdruck im Evangelium, wo der Herr dicht neben das Gebot der Liebe das Bild seiner Königsherrschaft stellt. Und das findet noch stärkeren Ausdruck in der heiligen Opferhandlung, wo der verklärte Herr sich in demütiger Liebe dem Vater opfert für sein Volk: „Erhöre, Herr, die Bitten deines Knechtes, und laß dein Antlitz leuchten über deinem Heiligtum! In Gnaden schau auf dieses Volk! Dein Name, Gott, ist über ihm genannt[3]." Durch dieses Opfer wächst Christus in uns; wir werden sozusagen mehr sein Volk und der Wirklichkeit der Endzeit näher geführt, wo nur mehr eins sein wird: der himmlische und der irdische Christus — der Herr und sein Volk in vollkommener Einheit, ruhend im Schoße des Vaters.

DIE FREUDE AM HERRN IST UNSERE STÄRKE

(Quatembermittwoch im September)

An die Stelle des thronenden Christus, dessen Bild die frühchristlichen Basiliken beherrscht, ist mancherorten das Kreuz getreten, das Triumphkreuz der kon-

[1] Eph 2, 13. — [2] Eph 4, 2; Ep. — [3] Dan 9, 17, 19; Off.

stantinischen Zeit im Schmuck seiner Gemmen und Edelsteine. Die Kunst ist hier der getreue Spiegel altchristlichen Denkens, dem beide Bilder Symbole der einen Heilswirklichkeit sind: des durch Leiden zum Kyrios erhöhten Christus. „Der Christus ist gehorsam geworden bis zum Tode ... Darum hat Gott ihn erhöht[1].“ Die Liturgie will, scheint es, eine ähnliche Aussage machen, wenn sie uns am siebzehnten Sonntag nach Pfingsten das Herrscherbild Christi vor Augen hält und in unmittelbarer Nähe dieses Herrentages das Fest der Kreuzerhöhung begeht; so rückt auch sie den Triumph des Kreuzes gleich neben die Herrlichkeit des Pantokrator. Zu Ende, besser gesagt: auf der Höhe der liturgischen Jahresfeier bekunden diese Bilder — der erhöhte Herr und das erhöhte Kreuz — die fortdauernde Gegenwart der österlichen Heilsherrlichkeit, die nun in voller Entfaltung schon an die Vollendung des Jenseits rührt — eine Vereinigung von Ostern und Parusie, die der alten Kirche geläufig war. So hält die Spätzeit des Jahres dessen strahlende Mitte — Ostern — gegenwärtig, ruft den Anfang — die Epiphanie — wieder herauf und wandelt ihn in das Ende — die Parusie — um. Wir stehen hier an dem Punkte, wo der mystische Jahreskreis sich rundet, Anfang und Ende ineinander verschlingend.

Die Kirche sieht es und freut sich. Der Brautring[2], den sie zu Anfang des heiligen Jahres bei der Feier der Epiphanie aus den Händen ihres göttlichen Bräutigams empfing, hat sich vor ihren Augen zum früchtereichen Jahreszeitenkranz gewandelt. Schwer ruht die Segenslast in ihren Händen, und ihr Herz füllt sich mit pneumatischer Erntefreude. Wie die alten Künstler fröhliche Jahreszeitenbilder unbefangen neben den Ernst der Passionsbilder und den feierlichen Glanz der maiestas Domini stellen —

[1] Phil 2, 8, 9. — [2] Vgl. Das Herrenjahr I, Zur Einführung S. 11.

sicherlich nicht, ohne in symbolischer Sprache leise andeuten zu wollen, daß Passion und Glorie des Herrn eine ununterbrochene Gnadenernte für die Ekklesia gezeitigt haben[1] —, so fühlt auch die Kirche auf der Höhe des heiligen Jahres vor dem Bilde des Allherrschers Christus und seines glorreichen Kreuzes sich mit reichem geistlichem Erntegut beschenkt und zu froher Dankesfeier gedrängt. Wie von selbst ordnen sich darum die Herbstquatember in der Nähe des siebzehnten Sonntags nach Pfingsten und gleich nach dem Kreuzfest in die Jahresliturgie ein, um mit Fasten und Beten und heiliger Opferfeier Gott, dem Herrn der Ernte, den freudigen Dankeszehnten für das Gnadengut des Jahres zu entrichten.

Die Freude dieser geistlichen Ernteschau singt sich in der heutigen Messe aus, und entsprechend der natürlichen Jahreszeit entlehnt sie Glanz und Farbe der herbstlichen Weinlese. Schon das Eingangslied ist ein „Kelterpsalm“ und ruft die fröhliche, aus irdischer und geistlicher Erntefreude gemischte Stimmung eines alttestamentlichen Laubhüttenfestes in Erinnerung[2]. Die Amos-Lesung[3] schildert den Überfluß göttlichen Heiles im Bilde fruchtreicher Weinberge und Gärten und fröhlicher, an Früchten und Wein sich labender Menschen. Vorzüglich aber die Communio mit der schwingenden Freudigkeit ihrer Melodie und der heiteren Ladung zu Mahl und Becher atmet etwas von dem feinen geistigen Rausch der Herbst- und Weinzeit. Die Art und Weise, wie diese natürliche Freuden- und Hochstimmung hier zum Ausgangspunkt und symbolischen Träger einer höheren geistlichen Erntefreude wird, das gibt wieder einmal die Weltoffenheit und Weltfreudigkeit der Kirche zu erkennen. Mit einer schönen heiteren

[1] Zu erinnern wäre in diesem Zusammenhang etwa an den Sarkophag des Junius Bassus. — [2] Ps 80, 2—6; Intr. — [3] Amos 9, 13—15; 1. Les.

Selbstverständlichkeit betrachtet sie die Natur als das geöffnete Tor zur Übernatur, und jeweils, bevor sie es durchschreitet, verweilt sie einen Augenblick bewußt und liebend auf der symbolischen Schwelle und freut sich, im Dank für die zeitliche Ernte der Felder und Weinberge, an der Schönheit des gottgeschenkten Sinnbildes.

Als Braut des Herrn, der sich uns im Wein geschenkt hat, weiß die Kirche um die Erlesenheit und sonderliche Leuchtkraft dieses Symbols, und ihre Liturgie verrät immer wieder, wie sehr sie es liebt. Tiefer ist das Wesen des Weines niemals ausgesagt worden als in der Heiligen Schrift, angefangen von dem vorbildlichen Noe, der die durch Sünde und Sündflut beraubte Menschheit mit dem Geschenk des Weinstocks tröstet[1], aber selbst von der ersten Berührung mit dem ihm noch verborgenen Geist des Weines überwältigt wird, bis zu dem wahren Noe, Jesus Christus, der — vom Zorneskelche Gottes „trunken“ — im Todesleiden entschläft und als letztes Vermächtnis den Seinen das trostbringende Mysterium des Weines enthüllt und übergibt: „Ich bin der wahre Weinstock . . .[2]“ „Nehmet und trinket: Das ist mein Blut[3].“ Mit dem Vermächtnis dieses Mysterienkelches in Händen folgt die Kirche in ihrer Liturgie den Spuren der Offenbarung, pflückt überall im Alten wie im Neuen Bunde die Frucht des wahren Weinstocks und freut sich, wenn am Altare — in der Kelter des Herrenleidens — die sinnbildliche Hülle sich löst und der „gute Wein“ Christi ihren Kelch füllt. Zu diesem Freudenkelche lädt die Kirche uns das Jahr hindurch Tag für Tag an ihren Tisch. Diesen Kelch kredenzt sie uns heute, auf der Höhe ihrer Jahresfeier, in heiliger Erntefreude mit dem Rufe: „Bibite mulsum[4]!“ „Trinkt das Süße!“ „Trinkt Honigwein!“ Trinkt die herbe Kraft der Christusleiden, gesüßt mit dem Honig der göttlichen Weisheit, die uns das Mysterium der Kelter und des Kelches enthüllt!

[1] Vgl. Gen 5, 29 (Noe = Gott tröstet). — [2] Joh 15, 1. — [3] Mt 26, 27, 28. — [4] 2 Esdr 8, 10; 2. Les. u. Com.

Man muß das Wort im Zusammenhang der Esdras-Lesung ansehen, um es in seinem vollen symbolischen Sinn würdigen zu können. Israel ist aus der babylonischen Gefangenschaft heimgekehrt, hat die Mauern Jerusalems und den Tempel wiedererbaut, die verwüsteten Äcker und Weinberge neu bestellt. Nun ist alles vollendet, die Ernte geborgen, der geheiligte siebente Monat angebrochen. Tubaruf eröffnet ihn. Große Feierlichkeiten stehen bevor: der Versöhnungstag, das Laubhüttenfest. In das Gedächtnis der Befreiung aus Ägypten, „da Gott die Kinder Israels in Zelten wohnen ließ[1]“, mischt sich die frische Erinnerung an die jüngsten Wundertaten Gottes: die Heimführung aus der Gefangenschaft Babylons. Aber auch ein schmerzliches Gedenken wird wach: an die Leiden der Gefangenschaft und des mühsamen Wiederaufbaus; an die Sünde, die solches verschuldet hat. Da fließen die Tränen des Volkes mitten in der Festliturgie: Tränen der Reue und des Schmerzes, Tränen einer mit Trauer gemischten Freude und Dankbarkeit. In diese Situation hinein klingt die tröstliche Mahnung der Priester und Vorgesetzten: „Heilig ist dieser Tag dem Herrn, unserm Gott. Keine Trauer jetzt, keine Tränen! Geht, eßt Fettes und trinkt Süßes, und schickt einen Bissen und einen Trunk auch denen, die sich kein Mahl bereitet haben! Denn der heilige Tag des Herrn ist heute. Seid nicht traurig! Die Freude am Herrn ist unsere Stärke[2].“ Über allem, so wollen sie sagen, steht Gott; über aller Sünde und allem Unheil, das sie verursacht hat, steht Gott. Er macht aller Sünde und allem Leiden ein Ende, wenn

[1] Lev 23, 43; 2. Les. u. Com. am Quat.-Samst. i. Sept. — [2] 2 Esdr 8, 9, 10; Com.

die Zeit des Erbarmens gekommen ist. Und diese Zeit ist jetzt da. Darum ziemt es sich nicht mehr, dessen zu gedenken, was als Sünden- und Unheilsnacht im Meer der Gottesagape versunken ist. Vielmehr eines nur gilt jetzt: der Blick auf das, was ist, was als gegenwärtiger „Gottestag" aus diesem ewigen Meere aufgestiegen ist — der Blick auf den barmherzigen Gott, die Freude am Herrn.

Diese Freude trinkt auch die Kirche heute im süßen Wein der mystischen Jahresernte. Auch sie, das Gottesvolk des Neuen Bundes, begeht heute das festliche Gedächtnis alter und neuer Gottestaten. Auch ihr ist die Befreiung aus dem Ägypten der Sünde gegenwärtig, und in dieser mystischen Gegenwart der einstigen Heilstat weiß sie sich zugleich von neuer Schuld und neuer Sündenhaft gelöst. Nicht die Sündenernte, nur die Gnadenfrucht des Jahres schaut sie in dieser Stunde der Liturgiefeier an, da sie Gott durch das Opfer Christi den vollkommenen Dankeszehnten darbringt und beim mystischen Opfer- und Erntemahl gleicherweise das Gedächtnis des Herrn und das Vergessen alles Bösen trinkt.

„Seid nicht traurig", ruft sie darum uns, ihren Kindern, zu, „denn der heilige Tag des Herrn ist heute." Was für ein Tag, wenn nicht jener, von dem die Schrift sagt: „Gott vollendete am siebenten Tage sein Werk, das er geschaffen hatte, und er ruhte am siebenten Tag von allem Werk, das er vollendet hatte. Und er segnete den siebenten Tag und heiligte ihn . . .[1]" Heute ist dieser Tag: heute, da die Gnadenernte eines Jahres sich vor unsern Blicken häuft; heute, da die Neuschöpfung des Anfangs uns entzückt, die in dieser Jahresfeier vor uns aufleuchtete. Heute ruht Gott, weil sein Werk vollendet ist, und auch die Kirche ruht von diesem großen Werke, das sie in demütigem Mitwirken mit dem Herrn vollendet hat.

[1] Gen 2, 2—3.

Auch sie ruht, weil die Ernte wiederum eingebracht ist, weil der gute Wein gekeltert, das Gotteslamm geschlachtet und das Mahl, das freudige Opfer- und Erntemahl, bereitet ist. Am Tische des Herrn ruht die Kirche und ruft uns zu: Kommt, haltet Mahl, und seid nicht traurig! Eßt Fettes und trinkt Süßes: das „heilige Brot des ewigen Lebens" und den „Kelch des währenden Heiles[1]", Fleisch und Blut unseres Herrn Jesus Christus für das Leben der Welt.

Ein Fasten zwar hat die Kirche ausgerufen, aber nur, um uns das Mahl köstlicher zu machen, das sie für uns angerichtet hat. Einzig darum fasten wir ja: daß wir hungrig werden nach dem Mahle des Herrn. Denn Fasten würzt wie das irdische so auch das mystische Mahl, und leichter gewinnt der Wein Macht über den Nüchternen. Erinnern wir uns, wie die Kirche uns zu Anfang der Quadragesima als höchstes Fastenwerk die Ruhe in Gott lehrte und das „Entzücken am Herrn[2]!" Heute ist der Tag da, zu zeigen, was wir gelernt haben. Denn heute ist der heilige Tag des Herrn: der Tag der Ernte und des Mahles, der siebente Tag der Ruhe und des freudigen Anschauens der Gotteswerke.

Heute sind sie vollendet. Die heilige Jahresliturgie hat sie zur Wirklichkeit und Vollendung gebracht. Nichts fehlt mehr an der Erlösung. In Frühlingsfrische und zugleich in herbstlicher Reife liegt die neue Schöpfung vor uns: das Gelobte Land der Kirche. Sie selbst, wir, ihre Kinder, sind das vollendete Werk, von dem Gott heute ruht. Wir selbst sind die Ernte, über die wir heute jubeln, für die wir Gott Dank sagen. Wir selbst sind die neue Schöpfung, das Gelobte Land, wie es in neuer Herrlichkeit vor den Augen des Propheten lag[3]. Heimgeführt hat uns Gott

[1] Miss. Rom., Can. Miss. — [2] Vgl. den Samst. n. Aschermittw. (Das Herrenjahr I, S. 206 ff.) — [3] Vgl. hierzu u. z. Folg. Amos 9, 13—15; 1. Les.

aus der Gefangenschaft der Sünde. Eine verödete Stadt waren wir, die Satan niedergerissen hatte: Christus hat sie wiedererbaut. Ein steiniger und dorniger Acker waren wir: Christus fiel als Samenkorn in das schlechte Erdreich, und der Acker wurde zum blühenden Garten. Ein Weinberg waren wir, der nichts als Herlinge brachte: Christus hat ihn mit seinem Blute befruchtet, als er sich von den Händen der bösen Winzer hinmorden ließ[1]. Nun bringt der Weinberg die „große Traube[2]" zur Reife, und aus der Leidenskelter fließt Tag für Tag der gute Wein Christi in die Weinlager Gottes. Sehet da, die Werke des Herrn! Sehet da, die neue Schöpfung, von der Gott heute ruht! Wir selbst sind dieses Werk, an dem wir mitgewirkt haben, von dem wir heute ruhen, an dem wir uns entzücken sollen.

Ein Abbild ist dieser Tag des ewigen siebenten Tages, der Sabbatruhe im Reiche Gottes und der Tischgemeinschaft mit dem Herrn, die Christus uns bei seinem letzten Abendmahle verheißen hat, als er zu seinen Jüngern sprach: „Ihr sollt in meinem Reiche an meinem Tische essen und trinken[3]." Hier und heute ist uns dieser Himmelstisch schon gedeckt. Hier und heute wird mit dem Kommunionruf der Kirche: „Esset und trinket und seid nicht traurig!" die kommende Sabbatruhe und das Mahl der Ewigkeit schon vorausgenommen. Darum wollen wir fasten von allem weltlichen Werk und Wesen, mit Fasten und Beten alles böse Dämonenwesen austreiben[4], im Glauben allen zerstörenden Zweifel, alle Sündenangst, alle irdische Sorge und Traurigkeit von uns abtun. Wozu die jüngst vergangenen Sonntage stetig mahnten, das werde nun Wirklichkeit! Vergessen wir der Sünde: Gott hat sie vergeben! Vergessen wir der Leiden: Gott hat sie in Freude verwandelt! Vergessen wir des Todes: Gott hat ihn zu Leben gekreuzigt! Vergessen wir alles Irdischen: es ist schon dahingegangen! Gedenken wir nur Gottes: er allein bleibt von allem! Und „die Freude am Herrn ist unsere Stärke!"

[1] Vgl. Mt 21, 33—46. S. auch den Freit. n. d. 2. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 287 ff.). — [2] Vgl. den Karmittw. (Das Herrenjahr II, S. 36 f.). — [3] Lk 22, 30. — [4] Vgl. Mk 9, 16—28; Ev.

Viele sind froh über ihr gespeichertes Korn, über ihre Keller voll Wein und Öl; uns hat *Gott* Freude ins Herz gegeben[1]. Seine Güte hat uns wiederhergestellt, als wir durch die Gebrechlichkeit unserer Natur zusammengebrochen waren[2]. Wir sind seine Ernte, der Kranz, den das Jahr seiner Güte ihm bringt[3]. Freude über diese Gottesernte erfüllt alle Lieder der Kirche am heutigen Tage. Im Eingangspsalm wird der Jubel des vorbildlichen Laubhüttenfestes zum frohen Danklied der Ekklesia: „Jauchzet dem Herrn, unserm Helfer! Jubelt dem Gotte Jakobs[4]!" Jakob, den Jüngeren, den Schwachen und Rechtlosen, hat er erwählt und ihn zum großen Volke gemacht[5]. Nicht die Synagoge, die Erstgeborene, ist die Erbin seines Segens und seines Reiches geworden, sondern die Ekklesia, die Nachgeborene. Darum „jubelt dem Gotte *Jakobs*", dem Herrn des neuen Israel, dem Bräutigam der Ekklesia! „Er wohnt in der Höhe und schaut auf das Niedere herab. Aus dem Staube erhebt er den Dürftigen, aus dem Kot der Straße den Armen[6]." „Heil dem Volke, dessen Gott der Herr ist, dem Volk, das er sich zum Erbe erkor[7]!" Aus Ägypten, das heißt: aus der Knechtschaft Satans, ist es heimgeführt worden und „hat eine Sprache gehört, die es bis dahin nicht kannte[8]": die Sprache des Himmels, den Logos der Offenbarung.

[1] Vgl. Ps 4, 8, 7. — [2] Vgl. die Or. — [3] Vgl. Ps 64, 12. — [4] Ps 80, 2; Intr. — [5] Vgl. Augustinus, Zu Ps 80, 2. S. auch Samst. n. d. 2. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 293 ff.) — [6] Ps 112, 5—7; 1. Grad. — [7] Ps 32, 12; 2. Grad. — [8] Ps 80, 6; Intr.

O diese Sprache, dem Volke Gottes allein verständlich! Unsere Muttersprache ist es, denn *wir* sind dieses Volk. Von unserer Mutter, der Ekklesia, haben wir sie zuerst gehört. Sie hat sie uns verstehen gelehrt, diese geheimnisvolle Bildersprache Gottes, die den Ungeweihten versiegelt bleibt, uns aber die Mysterien der Erlösung enthüllt. Viele fassen es nicht, wenn in der heutigen Messe beständig von der altjüdischen Liturgie des Laubhüttenfestes die Rede ist. Wir aber wissen, was gemeint ist, wenn die Ekklesia singt: „Stoßt am Neumond in die Posaune[1]!" Denn ein neuer Mond ist uns aufgegangen in der Nacht dieser Zeit: die Ekklesia, das Werk Gottes, von seinem Pneuma gebildet, schmückt den Himmel, den Gottes Wort über der Erde befestigt hat[2]. Sie leuchtet von Christus wie der Mond von der Sonne, und ihr sanftes Licht gibt unseren schwachen irdischen Augen eine Ahnung vom Glanz des ewigen Tages, ohne sie zu blenden. Unermüdlich trägt sie ihr Licht durch die Nacht dieser Weltzeit, und sooft sie sich, wie eben jetzt, der Grenze des Jahres naht, hält sie einen Augenblick inne und harrt, ob Christus, die ewige Sonne, endlich „wie der Bräutigam aus dem Brautgemach[3]" hervortreten und die Nacht der Zeiten beenden wird. Zögert er noch zu erscheinen, so nimmt sie ihren Lauf von neuem wieder auf, damit die Welt nicht ohne das himmlische Licht bleibe, bis die Posaune des Engels den Aufgang des ewigen Tages verkündet: „Stoßt am Neumond in die Posaune!"

Wir aber, die wir an ihrem Laufe die Feste Gottes in dieser Zeit ablesen, wir nehmen ihr kurzes, kaum merkliches Halten alljährlich zum Zeichen für unsere Gnadenernteschau und unseren Jahresdank, für unsere irdische Sabbatruhe am Jahresende, die ein Abbild der kommenden ewigen ist. Und für diesen Augenblick wird der Glanz des „Mondes" groß, als

[1] Ps 80, 4; Intr. — [2] Vgl. Ps 32, 6; 2. Grad. — [3] Ps 18, 6.

wäre an seiner Stelle die „Sonne" schon aufgegangen. „Die Nacht wird licht wie der Tag[1]." Die „Leuchte am dunklen Ort[2]" flammt auf gleich dem Morgenstern, auf den unser Herz harrt. Mitten in der Nacht der Zeiten feiern wir zum voraus den „heiligen Tag des Herrn" und trinken im Wein der Leidenskelter die „Freude am Herrn", „bis er kommt[3]".

DIE FRUCHT DER TRÄNEN

(Quatemberfreitag im September)

Am Mittwoch herrschte der Jubel, heute die Tränen. Am Mittwoch erging die Mahnung: „Seid nicht traurig!" Heute heißt der Herr selbst die Tränen gut und lobt die Weinende vor dem, der keine Tränen hat: „Siehst du dieses Weib? Ich bin in dein Haus gekommen, und du hast mir kein Wasser für meine Füße gegeben. Diese aber hat meine Füße mit Tränen gewaschen[4]." Und doch geht auch diesem Lob der Tränen der Ruf zur Freude vorauf: „Es freue sich das Herz der Gottessucher[5]!" Damit ist der Fingerzeig für diese besondere Art der Trauer und der Tränen gegeben, die das Lob des Herrn verdienen und der geistlichen Erntefreude nicht entgegenstehen. Es sind die Tränen der Sünderin, in der die Sünde schon nicht mehr lebt, weil die Liebe sie verzehrt hat. Es sind die Dankestränen der Begnadigten, die „viel liebt", weil ihr „viel vergeben wurde[6]". Es sind die einzigen Tränen, die dem Menschen erlaubt sind, weil sie „Gott gehören[7]". Sie gleichen den Perlen, und sie sind der Kaufpreis für die eine kostbare Perle, um derentwillen einer hingeht und alles verkauft, was er hat. Mit diesen Tränen strömt die ganze

[1] Ps 138, 12. — [2] 2 Petr 1, 19, — [3] 1 Kor 11, 26. — [4] Lk 7, 44; Ev. — [5] Ps 104, 3; Intr. — [6] Lk 7, 47; Ev. — [7] Ernst Hello, Worte Gottes (Leipzig 1935), S. 204.

Habe, mehr noch: das ganze Sein des Menschen hin und leert ihn aus vor Gott, damit einströmen kann die „Freude am Herrn".

Solche Tränen weinte Samson, als er in der Nacht die Tore seines Gefängnisses auf den Berg trug. Von den Tränen Samsons hat einer gesagt: „Das Wasser der Zerknirschung, in dem viele nur eine Schwäche sehen, handelt so wie der hebräische Held. Es trägt die Tore des Gefängnisses auf den Berg[1]." Das verbindet die heutige Liturgie mit der freudenreichen des vergangenen Mittwochs. Diese Freude galt einer Heimkehr aus Gefangenschaft und Fremde; die Tränen, die heute geweint werden, brechen eine Gefangenschaft, öffnen den Kerker der Ichsucht und sprengen die Fesseln lebenslanger Sünde. Eine Gefangene war diese Weinende; nun, da sie weint, ist sie frei. Der Tränenlose, der nicht weint und der Weinenden spottet, bleibt eingeschlossen in seiner Sünde.

Gewiß, der Mensch ist nicht für die Trauer geschaffen, sondern für die Freude. Adam im Paradiese weinte nicht, bevor er sündigte. Die Tränen sind eine Folge der Sünde. Aber nun, da die Sünde uns versehrt hat, ist es unmenschlich, nicht zu weinen; denn durch die Tränen wird die Sünde geheilt. Sie waschen die Wunde des sündigen Herzens rein und löschen das Gift des Stolzes aus. Gott selbst, da er Mensch wurde, hat geweint, und diese Tränen haben uns erlöst. Er weinte über unseren Tod — am Grabe des Lazarus[2] —, und der Tod wandelte sich in Leben. Er weinte über unsere Sünde — im Anblick Jerusalems[3] —, und die Sünde wurde hinweggenommen. Ein neues Jerusalem erstand, sündelos und heilig: die Ekklesia Gottes.

[1] Hello a. a. O. S. 207. — [2] Vgl. Joh 11, 35. S. auch den Freit. n. d. 4. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 392 ff). — [3] Vgl. Lk 19, 41. S. auch den 9. Sonnt. n. Pf. (Das Herrenjahr II, S. 292 f.).

Eine Untreue und Buhlerin war die Synagoge und hatte keine Tränen, weil sie sich für gesetzestreu hielt. Eine Sünderin war die Heidenwelt und beweinte ihre Sünde nicht, weil sie das Gesetz Gottes nicht kannte. Aber da Christus kam, gab er der Buhlerin Tränen und lehrte die Sünderin weinen. Und die Weinende nahm er auf als seine Braut und nannte sie „Ekklesia". Denn sein „Ruf" hatte sie herbeigelockt zur Stunde des Gastmahls und ihre Tränen gelöst. Eine Braut ist sie, diese Weinende, die Braut des Hohenliedes, und der Bräutigam spricht zu ihr: „Ein verschlossener Garten bist du, meine Schwester-Braut, ein verschlossener Brunnen, ein versiegelter Born[1]." Nur er konnte das Siegel lösen und den Quell aufspringen lassen, den Quell der Reue, den Quell der Reinigung, den Quell der Taufe. Nun er fließt, ruht das Auge des Herrn mit unendlicher Liebe auf der Weinenden: „Mein Gartenbrunnen ist ein Born lebendiger Wasser, die vom Libanon niederströmen[2]."

Von oben kommt das Wasser in den Garten. Menschlich sind die Tränen, seit der Mensch sündigte; aber nicht der Mensch selbst kann sie sich geben. Nicht aus sich hat diese Weinende ihre Tränen, die sie dem Herrn liebenswert machen. Von oben sind sie ihr gegeben. „Sie sind Perlen aus dem großen Meer[3]" der Gottesliebe, die selbst über das Elend ihres Geschöpfes weint. Weil Gott Liebe ist, weil er die Verlorene sucht und die Verirrte ruft, weil er zuerst über sie geweint hat, darum hat die Braut Tränen. Er, Gott selbst, macht sie zum bewässerten und fruchtbaren Garten, wie er durch den Propheten verheißen hat: „Ich will für Israel sein wie der Tau. Es soll wie die Lilie blühen! Wie des Libanons Zedern Wurzeln schlagen! Seine Schößlinge sollen ins Breite gehen! Seine Pracht soll sein wie des Ölbaums

[1] Hohel 4, 12. — [2] Hohel 4, 15. — [3] Hello a. a. O. S. 205.

Pracht! Sein Duft wie des Libanons Duft! Dann sollen sie wieder im Schatten wohnen, Getreide bauen, wie der Weinstock blühen. Sie werden berühmt wie der Libanon-Wein. Was will denn Ephraim noch von den Götzen? Ich allein erhöre ihn dann und schaue auf ihn hernieder. Ich bin wie die immergrüne Zypresse. Deine Frucht kommt von mir[1]."

Spüren wir nun, welcher Glanz aus diesen Tränen aufstrahlt? Sie heben die Erntefreude des Mittwochs nicht auf. Im Gegenteil: sie machen sie schimmernder. Wie eine Perlenschnur umschlingen sie den farbenreichen Jahreskranz. In der Erntestunde des Jahres steht der Kirche ihre Berufung vor Augen. Der Herbst ruft ihr den Frühling zurück. Wenn die Feuchtigkeit des Himmels das Land netzt, ist die Zeit des Keimens und Sprossens. Wenn die Tränen fließen, ist die Stunde der Geburt da. Denn „das Weib, wenn es gebiert, ist voll Traurigkeit, weil seine Stunde gekommen ist[2]". Aber in der Welt der Übernatur fallen Herbst und Frühling zusammen. „Siehe, es werden Tage kommen — Spruch des Herrn —, da reiht sich an den Schnitter der Pflüger, an den Sämann der Traubenkelterer[3]." Das sind die gesegneten Tage der Kirche: Tage der Aussaat und Tage der Ernte, Tage der Geburt und Tage der Reife, Tage der Tränen und Tage der Freude. Immer noch weint die Kirche zu Füßen des Herrn ob der Sünde der Welt und der Untreue ihrer Kinder; aber beständig freuen sich auch Gottes Engel der Frucht ihrer Tränen. Jetzt weint sie um die Verlorenen, und schon hält sie die Wiedergefundenen in ihren Armen. Jetzt gebiert sie unter Tränen, und schon gibt sie die Neugeborenen als Reife und Vollendete in die Hände Gottes zurück. Jetzt streut sie weinend ihren Samen, und schon sammelt sie in Freuden das Brot, das „auf

[1] Os 14, 6—9; Les. — [2] Joh 16, 21. — [3] Amos 9, 13; 1. Les. am Quat.-Mittw. i. Sept.

den Bergen zerstreute[1]", und keltert aus vielen Trauben den Wein zum Mahle Gottes. Und wir erkennen das Bild des Evangeliums in seiner ganzen Wirklichkeit: Das Mahl des Scheelsüchtigen und Ungläubigen wird zum Mahl der Liebe und der heiligen Hochzeit. Die Sünderin wird auf den Platz der Braut erhoben, und die Weinende bestellt den Tisch mit der Frucht ihrer Tränen.

Das ist die Erntestunde der Kirche, wie sie in dieser heiligen Meßfeier Wirklichkeit wird. Gebet unter Tränen ziemt ihr; aber dieses Gebet ist Danksagung und Freude. Die Kirche sichtet die Ernte der Sünden, die Ernte der Leiden aus einem ganzen Jahre. Gesündigt hat die Welt; gesündigt haben auch die Kinder der Kirche. Ein Gefängnis der Schuld ist die Welt geworden, eine Wüste der Sünden. Unerträglich haben sich die Leiden gehäuft, die Früchte der Schuld. Aber hier zu Füßen des Herrn, hier am Altare, in der Stunde des Opfers, wird die Ernte der Sünde und des Leidens zur Ernte der Gnade: Unkraut und Herlinge wandeln sich in das Brot und den Wein Gottes. Die Tränen der Kirche flehen und sprechen: „Nimm die Schmach und Verachtung von mir[2]!" „Herr, kehre um! Wie lange noch? Hab Erbarmen mit deinen Knechten[3]!" Und da der Herr ihr antwortet: „Ich will sie von ihrem Abfall heilen und herzlich sie lieben; denn mein Groll ist von ihnen gewichen[4]", jubelt die Getröstete auf: „Herr, Zuflucht bist du uns von Geschlecht zu Geschlecht.[5]" „Preise, meine Seele, den Herrn und vergiß nicht, was er dir Gutes getan! Deine Jugend wird neu wie Adlerjugend[6]."

Wie dieser Psalm hierher gehört, der innige hundertundzweite Psalm, der so reichlich aus dem „großen Meer" des göttlichen Erbarmens schöpft

[1] Didache 9, 4. — [2] Ps 118, 22; Com. — [3] Ps 89, 13; Grad. — [4] Os 14, 5; Les. — [5] Ps 89, 1; Grad. — [6] Ps 102, 2, 5; Off.

und sich mit den Tränen der väterlichen Liebe wie mit Perlenschnüren schmückt, um das Wohlgefallen des gerechten Herrn zu erlangen! Hier erscheint die stumme Sprache der menschlichen Tränen in den Wohllaut des Logos Gottes übertragen, und wir erkennen, wie sehr diese Tränen der Zerknirschung und der Buße zugleich Tränen des Dankes und der Freude, wie sie zugleich Sprache des Büßers und Sprache des Heiligen sind. Tränen sind das Gebet der Anfangenden ebenso wie der Vollendeten; heute aber, in der Erntestunde des Jahres, zumeist der Vollendeten, jener, zu denen gesagt ist: „Wenn du das Gebet der Tränen erreicht hast, dann wisse, daß dein Geist schon das Gefängnis dieser Welt verlassen hat und seinen Fuß gesetzt hat auf den Weg zur neuen Welt. Dann beginnt er die wunderbare neue Welt zu atmen, und Tränen beginnen zu fließen. Denn die Geburtswehen des geistigen Kindes werden gewaltig[1]."

So machen gerade die Tränen offenbar, daß unsere heutige Messe eine Erntedankfeier ist: eine Danksagung, die ebensosehr Gott preist, wie sie die Schuld des Menschen bekennt, ebensosehr über die Ernte der Gnade jubelt, wie sie die Ernte der Sünde betrauert, und als Frucht beider — der Gnade wie der Sünde — Gott, dem Herrn der Ernte, die Gabe der Tränen darbringt. Und was diese Gabe kostbar, was sie wohlgefällig in den Augen Gottes macht, das ist die gegenwärtige Stunde, die Stunde des Opfers, in der die Tränen Christi zusammenfließen mit den Tränen seiner Kirche und ihnen den Glanz der einen kostbaren Perle leihen, darin die Liebe Gottes ihr eigenes Bild erkennt.

[1] Isaak d. Syrer. Zit. bei Nik. v. Arseniew, Das Mönchtum u. der ask.-myst. Weg i. d. Ostkirche, bes. in Rußl. In: Der christl. Osten (Regensburg 1939), S. 169.

DIE FESTE DES HEILIGEN SIEBENTEN MONATS

(Quatembersamstag im September)

Mit dem heutigen Introitus bleiben wir ganz im Vorstellungskreis der gestrigen Messe. Wieder liegt die Kirche weinend und anbetend zu Füßen des Herrn, nicht zwar im Typus einer biblischen Einzelgestalt, sondern in der konkreten Vielheit ihrer gegenwärtigen Glieder. So wächst die Szene ins Große, ohne von der Intimität des persönlichen Gegenüber zu verlieren. Die Ekklesia wendet sich an ihre Kinder, ja in gewissem Sinne an die ganze Welt: „Kommet, laßt uns Gott anbeten, niederfallen vor dem Herrn, weinen vor ihm, der uns schuf; denn er ist der Herr, unser Gott[1]!" „Kommt, wir wollen jauchzen dem Herrn, jubeln Gott, unserem Heiland[2]!"

Wer mit dem Stundengebet der Kirche vertraut ist, erkennt den Einladungspsalm, der täglich die Vigilien eröffnet[3]. Passend steht er hier am Eingang einer Messe, die, wie alle Quatembersamstagmessen, ursprünglich den frühmorgendlichen Höhepunkt einer besonders ausgedehnten und feierlichen Nachtwache bildete. In der symbolischen Sprache der Kirche ist die Nacht das Bild der Sünde. Man muß nur einmal die Ferialhymnen der Vigilien daraufhin ansehen: keiner, der nicht die Finsternis des Herzens beklagte, um Nachlaß geschehener, um Schutz vor drohender Sünde bäte. Aber durch Christus, der in der Nacht die Höllenfahrt bestand und verklärt, als leuchtender „Morgenstern", aus dem Grabe der Sünde hervorging, ist die Nacht auch die „beata

[1] Ps 94, 6—7; Intr. — [2] Ps 94, 1; Intr. — [3] Vigilien = Nachtwachen; ursprüngl. Name d. kirchl. Nachtoffiziums, heute meist — zu Unrecht — Matutin genannt.

nox", die „selige Nacht[1]", und als solche nicht nur der Sündenklage und den Tränen der Zerknirschung, sondern auch der ruhevollen Beschauung des göttlichen Heilswerkes, dem Lobpreis Gottes und den Tränen der Entzückung geweiht. „Steh auf, singe Lob in der Nacht, zu Anfang der Wachen! Wie Wasser gieße dein Herz aus vor dem Angesicht des Herrn! Erhebe zu ihm deine Hände[2]!" mahnt die Kurzlesung der Montagsvigilien und bringt damit den Charakter des nächtlichen Betens der Kirche treffend zum Ausdruck. Herzensergießung in Sündenklage und Gotteslob ist es, entsprechend dem Doppelgesicht der Nacht, und der Einladungspsalm gibt ein für allemal den Ton für dieses Beten an.

Er öffnet das Herz und entsiegelt den Quell der Tränen. Er besingt die Schöpferherrlichkeit und Hirtenliebe des Herrn und zürnt mit den Worten Gottes selbst über die Untreue und Herzensverhärtung des sündigen Menschen. Er kennt die Demut und Geisteszerknirschung, die vor Gott im Staube liegt, ebenso wie den jubelnden Tanz des entzückten Herzens. Er weint und jauchzt, er fleht und sagt Dank, er bekennt und preist. Er ist ein vollkommenes Beispiel jener Art des Gebetes, das der „demütigen Herrlichkeit[3]" der Kirche am meisten entspricht und sich nur mit dem unübersetzbaren lateinischen Ausdruck „confessio[4]" ganz wiedergeben läßt. Das Deutsche hat zwei Worte nötig, um die Inhaltsfülle zu fassen. „Præoccupemus faciem eius in *confessione* — kommen wir dem Aufleuchten seines Antlitzes zuvor mit *preisendem Bekenntnis*[5]!" betet unser Psalm.

[1] Miss. Rom., Ben. Cer. d. Osternacht. — [2] Klagel 2, 19. — [3] Brev. Mon., Vesp.-Hymn. am Samst. — [4] Griech.: Exhomologese. — [5] Ps 94, 2. Der Urtext besagt an dieser Stelle nur ein einfaches „Hintreten vor das Angesicht Gottes". Das latein. „Zuvorkommen" ergibt gerade im Nachtoffizium einen schönen Sinn, den wir in unserer Übersetzung anzudeuten suchten.

Bekenntnis der Menschenschuld und Lobpreis der Gotteshuld — das ist das Wesen der confessio. Bußtränen und Lobgesänge fließen ineinander, und zuletzt wird das Weinen der Zerknirschung zum Ausdruck der Entzückung im Herrn. Das aber war auch der eigentümliche Charakter der gestrigen Messe. Glücklicher als durch Psalm 94 konnte das Doppelthema nicht aufgenommen und weitergeführt werden. Und doch kann es kaum Absicht gewesen sein, da die Freitagsmesse später entstanden ist als die Liturgie des Mittwochs und Samstags. Um so mehr erkennen wir den Gottesfinger des allverbindenden Pneumas, der das Zerstreute sammelt und das Fremde einander nahebringt.

Aber gefehlt wäre es, im Ganzen der heutigen Messe nach Stimmung und Gehalt nun nichts weiter als eine Fortführung der gestrigen zu sehen. Schauen wir auf das Ende unseres Psalmes, so erkennen wir sowohl eine deutliche Rückbeziehung auf die Mittwochsmesse als auch den wohlvorbereiteten Anstieg zur eigentlichen Höhe der heutigen. Es ist die Rede von der Ruhe Gottes; der Herr spricht das Urteil über die widerspenstigen Israeliten: „Sie sollen nicht in meine Ruhe gehen[1]!" Wir kennen die Deutung dieser Stelle durch den heiligen Paulus[2]. Die Ruhe, die der Psalm hier meint, ist die Ruhe des siebenten Tages, die Sabbatruhe Gottes. Israel konnte nicht in diese Ruhe eingehen, weil es in der bitteren Mühsal und dem Umhergetriebenwerden des Unglaubens und des Ungehorsams verharrte. Eingehen und teilhaben am Sabbat Gottes aber soll ein anderes Israel, das zuvor gläubig und gehorsam die süße Mühsal Christi, des bis zum Tode Gehorsamen, geteilt hat: die Ekklesia. Nacht für Nacht, sooft die Kirche diesen Psalm betet, fühlt sie sich an den Sabbat Gottes gemahnt, zur ewigen Ruhe

[1] Ps 94, 11. — [2] Vgl. Hebr 3, 7 bis 4, 13.

geladen. Denn mitten in der Nacht, zur Stunde, da niemand es erwartet, wird sich der Ruf erheben: „Siehe, der Bräutigam kommt! Geht ihm entgegen[1]!"

Ebenso vernimmt die Kirche auch jetzt, da im Kreislauf des natürlichen Lichtes die winterliche Nacht hereinzubrechen droht, von Tag zu Tag dringlicher den einladenden Ruf zur Sabbatruhe im Reiche Gottes. Darum dieses Fasten mitten in der Fruchtfülle des Erdenjahres, diese bewußte Abkehr von der Zeit gerade jetzt, da an der Grenze des Todes das Zeitliche reizender denn je erscheint. Darum diese Hinkehr zu Gott, diese geistliche Ernteschau und Erntefeier, die nichts anderes ist als eine gläubige Vorausnahme der kommenden ewigen Schau und Feier am Sabbat Gottes. Darum am vergangenen Mittwoch das freudige Mahnwort der Prophetie: „Dies ist der heilige Tag des Herrn: seid nicht traurig! Denn die Freude am Herrn ist unsere Stärke[2]." Darum am kommenden Sonntag das ernstere und doch von gleicher, ja verstärkter Freude leuchtende Apostelwort, das die Hülle dunkler prophetischer Umschreibung abwirft und in unverhüllter Klarheit vom „Tage des Herrn" als dem „Ende", als der „Entschleierung" und dem „Parusietage unseres Herrn Jesus Christus[3]" spricht. Zwischen diesen beiden Worten, dem prophetischen des Mittwochs und dem apostolischen des Sonntags, ist der symbolische Ort unseres heutigen Psalmverses. Von beiden fällt Licht aufhellend auf diese angekündigte Gottesruhe, die durch das eine als in der liturgischen Feier schon vorausgenommen und gegenwärtig erscheint, durch das

[1] Mt 25, 6. — [2] Esdr 8, 10; Com. am Quat.-Mittw. i. Sept. Als „Prophetie" auf Christus hin ist hier das ganze A. T. gemeint, nicht nur die eigentlich prophetischen Bücher. — [3] 1 Kor 1, 7, 8; Ep. am 18. Sonnt. n. Pf.

andere als nahe bevorstehende Endoffenbarung verheißen wird.

Hier und heute, durch die Wirkkraft der liturgischen Handlung, fällt beides zusammen. Heute ist der „heilige Tag des Herrn". Heute, wenn Christus sein Opfer darbringt — sein „Abendopfer[1]" an der Grenze der Zeit, denn: „Kindlein, es ist die letzte Stunde[2]" —, heute verwirklicht und vergegenwärtigt sich, was die Epistel von ihm sagt: „Als Hoherpriester der künftigen Güter durchschritt er das größere und vollkommenere Zelt, das nicht von Menschenhand gefertigte, das heißt: nicht dieser Weltzeit angehörige, und ging, nicht kraft des Blutes von Böcken und Stieren, vielmehr kraft seines eigenen Blutes ein für allemal in das Allerheiligste ein und fand aionische (das heißt: ewige) Erlösung[3]." Heute, in der mystischen Gegenwart dieses ein für allemal vollzogenen Opfers, durchschreitet der gegenwärtige Christus das heilige Zelt seines Leibes, das nicht von Menschenhand, sondern von Gott aus der Jungfrau gewebte, und geht uns voraus in das Allerheiligste des Himmels, wo die „ewige Erlösung", die Sabbatruhe Gottes, auch uns erwartet.

Wir bleiben noch zurück in dem wunderbaren, nicht von Menschenhänden gemachten Zelte des mystischen Leibes Christi; denn so spricht Gott heute: „In Zelten ließ ich die Kinder Israels wohnen, als ich sie aus Ägypten führte[4]." Aus dem Ägypten der Sünde hat Christus uns befreit, im Wasser der Taufe unsere Verfolger, Satan und seine bösen Engel, versenkt und mit seinen eigenen Händen das Zelt der Kirche uns aufgeschlagen und zur Wohnstatt gegeben in der Wüste dieser Weltzeit. Überall in der schaurigen Gleichförmigkeit dieser unfruchtbaren sandigen Öde glänzen die weißen Gezelte der

[1] Ps 140, 2; 4. Grad. — [2] 1 Joh 2, 18. — [3] Hebr 9, 11—12; Ep. — [4] Lev 23, 43; Com.

Ekklesia Gottes auf[1]. Der Preisgesang und das Flehgebet der neuen Kinder Israels klingt aus ihnen „Tag und Nacht“ in die Wüstenstille der lärmvoll nur mit sich beschäftigten, vor Gott aber stumm gewordenen Welt hinaus und lobt den Herrn, „schreit“ zu ihm[2], der in der Wolken- und Feuersäule des heiligen Kultmysteriums in ihrer Mitte wohnt. Die Engel Gottes, jene, an die er durch den Apostel seine Mahnrufe richtet[3], behüten sie vor dem Überfall der wilden Wüstentiere — des Unglaubens und des Gotteshasses, der rohen Gewalt und der schleichenden Verführung —, die den Zeitenwanderweg des neuen Gottesvolkes umlauern. So wohnen wir, das Israel des Neuen Bundes, in der Nacht dieser Zeit und erwarten den Aufgang des „Tages Christi“, da er auf den Wolken des Himmels, das heißt: auf der Schwelle des „Allerheiligsten“, an der Grenze des „Gelobten Landes“ uns erscheinen, die Hand erheben und das Zeichen geben wird. Dann werden auch wir mit Freuden das Zelt unseres Erdenleibes abbrechen und das „größere und vollkommenere Zelt“ des irdischen und sichtbaren Christusleibes — die Ekklesia dieser Zeitlichkeit — hinter uns lassen und eintreten in die feste Wohnung des verklärten Christusleibes, in die aus lebendigen Steinen erbaute himmlische Stadt Jerusalem; dann wird die Verheißung sich erfüllen und Israel eingehen in die ewige Ruhe: den Schoß des Vaters.

Diesen Tag erwarten wir, geborgen im Zelte der Kirche, und finden unseren Trost in den heiligen Festen des „siebenten Monats[4]“, die das Kommende vorausnehmen. Nicht des vergangenen „siebenten Monats“, der im Alten Bunde galt, sondern des

[1] Unter den „Zelten“ der „Ekklesia“ sind hier die einzelnen Kirchengemeinden an den verschiedenen Orten der Welt zu verstehen (vgl. Offb 1, 4). — [2] Ps 87, 2; Off. — [3] Vgl. Offb 1, 4 ff. — [4] Lev 23, 41; Com.

neuen, der im Zeichen der *Jungfrau* steht, das heißt: der heiligen Kirche. Denn in Christus, wissen wir, ist die Zeit neu geworden. Jahr für Jahr fährt nun die göttliche Gnadensonne durch die zwölf heiligen Zeichen[1], die einen neuen Sinn bekommen haben. Immer beginnt sie im Zeichen des himmlischen *Widders*, der sich hinschlachten ließ für das Leben der irdischen Schafe. Immer, wenn die Zeit reif geworden ist, steht die *Jungfrau* hoch auf dem Bogen des fallenden Jahres und schaut nach der Ewigkeit aus. Mit reinen Händen greift sie nach der *Waage*, um das Göttliche und Menschliche — Gnaden- und Sündenernte des Jahres — für den Gerichtstag Gottes zu wägen. Für die Schuld der Menschen bringt sie unter Fasten und Weinen das große Versöhnungsopfer dar und feiert mit Jubel das Gedächtnis der Großtaten Gottes, der sein Volk „in Zelten“ wohnen läßt, bis der Tag der Ruhe gekommen ist.

Das sind die Feste des heiligen „siebenten Monats“, die Feste der Jungfrau Kirche am Wendepunkt des geistlichen Jahres. Die Vorbilder haben sich erfüllt: ein neuer Versöhnungstag[2], ein neues Laubhüttenfest[3] vereinigt die Kinder der Jungfrau in Bußtrauer und Erntefreude. Und während wir opfern und feiern, wandelt die Zeit sich unversehens in Ewigkeit. Im Gegenwärtigen erfüllt sich das Vergangene und eilt das Künftige sich selbst voraus. Während wir heute, im heiligen „siebenten Monat“, das neue Versöhnungsopfer darbringen; während Christus selbst, nicht als „Sündenbock[4]“, sondern als reines Gotteslamm in mystischer Schlachtung sich für die

[1] Für die christl.-symbol. Ausdeutung des alten Zodiakus, der zwölf Tierkreisbilder, vgl. u. a. Zeno v. Verona, Trakt. 43: An d. Neugetauften n. d. Taufe 6. — [2] Vgl. Lev 23, 26—32; 1. Les. — [3] Vgl. Lev 23, 39—43; 2. Les. — [4] Vgl. hierzu u. z. Folg. die Riten des „großen Versöhnungstages“: Lev 16.

Sünden seines Volkes opfert und der „andere Christus“, das heißt: sein mystischer Leib, die Kirche, mit der Sünde der Welt beladen, in der Wüste dieser Zeit tausendfachem Tode sich preisgibt, geschieht es plötzlich, daß das Opfer die Gestalt des ewigen Hohenpriesters annimmt. Aus dem „Allerheiligsten“ des Himmels tritt der ewige Christus zu uns auf die Schwelle des irdischen Zeltes heraus und besprengt uns — nicht mit Bocksblut und Stierblut, sondern mit seinem eigenen himmlischen Gottesblut, das uns in einem Augenblick „von unseren toten Werken reinwäscht[1]“ und mit reicher Frucht göttlichen Lebens erfüllt. Und so, als Gereinigte und Fruchttragende, dürfen wir seiner Ladung folgen: in die Ruhe des siebenten Tages, in den ewigen Sabbat Gottes, den seine mystische Gegenwart uns gegenwärtig macht.

Das ist der letzte verborgene Sinn dieser herbstlichen Quatemberfeier: Während wir noch im „Feuerofen[2]“ der zeitlichen Trübsal leiden und im irdischen Zelte unter Tränen und Gebet die Nacht der Erde durchwachen, ist in Wahrheit schon der Engel Gottes, nämlich Christus, zu uns in die Glut getreten, hat mit dem Hauch des Pneumas die Flamme gelöscht und uns das himmlische Loblied auf den Vater angestimmt. Schon haben wir das irdische Zelt hinter uns gelassen und sind in die Ruhe Gottes eingegangen. In Christus — dem gegenwärtigen Christus der Mysterienfeier und dem unsichtbaren, aber ganz wirklichen Christus, der seit der Taufe in uns lebt und wächst, — ist der Sabbat Gottes schon in unser mühsames Sechstagewerk eingebrochen. In Christus tragen wir wahrhaftig die „ewige Ruhe“ mitten durch die Unruhe dieser Zeit.

Diese Wahrheit muß die heutige Feier uns neu und unverlierbar einprägen. Kriege toben, Völker

[1] Hebr 9, 14. — [2] Vgl. Dan 3, 47—51; 5. Les.

zerfleischen einander, tausendfach stört der Mensch die Ruhe Gottes und trübt das ewige Licht, das fortwährend ausstrahlt in die Zeit. Aber Gegenwart ist für den Christen trotz allem mitten in dieser Wirrnis die ewige Ruhe und der Sabbat Gottes. Gegenwärtig ist der Herr, der am Sabbat ruht, ohne von den Werken seiner Barmherzigkeit abzulassen. Gegenwärtig ist er, der „unsere Sünden in das tiefe Meer seines Erbarmens wirft[1]“. Gegenwärtig ist Christus, das menschgewordene Erbarmen, der „unser Fasten in Freude verwandelt[2]“, dem unfruchtbaren Feigenbaume unserer Seele neues Leben und Überfülle an Früchten schenkt und unsere arme menschliche Natur, die von der Sünde verbogene und gleich den Tieren zur Erde niedergebeugte, mit barmherziger Hand zu ihrer anerschaffenen Höhe und Herrlichkeit wieder aufrichtet[3]. Täglich geschehen unter uns schon diese Wunder des ewigen Sabbats und tragen mit sich den Duft und die Stille der künftigen Welt. Sie allein machen, daß wir den Lärm, den Blut- und Modergeruch der diesseitigen ertragen können. Wie groß aber wird der Glanz sein und wie tief die Stille, wenn der ewige Sabbat vollends hereinbricht, wenn Gott „den Bogen zerbricht, die Lanzen zerhaut und die Schilde im Feuer verbrennt[4]!“ Dann werden wir „ruhen und schauen[5]“ und am Feste des ewigen siebenten Monats unter den Lauben des Paradieses in Freuden der irdischen Hütte gedenken und des Zeltes, wo wir unter Weinen Gott lobten auf unserer „Pilgerschaft fern vom Herrn[6]“. „Amen. Komm, Herr Jesus[7]!“

[1] Vgl. Mich 7, 19; 3. Les. — [2] Vgl. Zach 8, 19; 4. Les. — [3] Vgl. Lk 13, 6—17; Ev. — [4] Ps 45, 10. — [5] Ps 45, 11. — [6] 2 Kor 5, 6. Vgl. zur Deutung des atl. Laubhüttenfestes auf die Ewigkeit: Methodios v. Phil., Gastmahl od. Die Jungfräulichkeit 9. — [7] Offb 22, 20.

GIB FRIEDEN!

(Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten)

Wie ein Ruf in schweigender Nacht ist der heutige Sonntag. In der Parabel von den zehn Jungfrauen heißt es: „Mitten in der Nacht erhob sich ein Ruf: Siehe, der Bräutigam kommt! Geht ihm entgegen[1]!" Solchen Heroldsruf erhebt heute die heilige Kirche. Am dunklen Himmel der Zeit wetterleuchtet der letzte Tag. Nach Osten gewandt steht die Kirche mit ihren Kindern, von weit her ausschauend nach dem Herrn und Bräutigam, der auf der Höhe des heiligen Jahres bildhaft sein Kommen verkündet. Ein Jahr hindurch hat sie wiederum im Schleier der Mysterien das Erlösungswerk des Herrn in neuer Gegenwart erlebt. Nun hält sie Ausschau. War es das letzte Jahr? Ist das Ende nahe? Soll sie den Herrn endlich schleierlos sehen von Angesicht zu Angesicht? Mit aller Sehnsucht der liebenden Braut wünscht sie es. Aber sie weiß, daß die Stunde reif sein muß, wenn der Herr zur Ernte kommt. Menschenwerk kann immer getan werden, Gottes Stunde ist nur eine. Nur der Vater weiß die Stunde.

Darum wartet die Kirche trotz aller Sehnsucht in ruhiger Geduld. Sie harrt aus, ob sie auch leidet. Nicht bittet sie, daß das Ende bald komme, sondern daß ihre Kinder stark bleiben „usque in finem — bis ans Ende[2]". Mit den Worten des Apostels erfleht sie es, daß wir ohne Schuld seien „am Tage der Ankunft unseres Herrn Jesus Christus", daß keine Gnadenschönheit, kein bräutlicher Schmuck uns abgehe, die wir die „Entschleierung" des Herrn erwarten[3]. Gnadengeschmückt, im Abglanz der Schönheit Christi, möchte sie der Herrlichkeit des Kommenden entgegeneilen.

[1] Mt 25, 6. — [2] 1 Kor 1, 8; Ep. — [3] 1 Kor 1, 7 f.; Ep.

Auch der Introitus ist ein solches Flehen um das Aushalten bis zum Ende: „Da pacem sustinentibus te — gib Frieden denen, die deiner harren[1]!" Ein ganz tiefes Gebet, in dessen Sinn man sich hinablassen muß. Denn was heißt das: „Sustinere Dominum — auf den Herrn warten"? Heißt das nicht: aushalten, bis der Herr kommt? ertragen, was er schickt? alles in Liebe hinnehmen, als Prüfung der Geduld, und den Glauben bewahren, ob auch der Herr zögert mit seinem Kommen? Glauben an seine Herrlichkeit, die uns einmal — er weiß wann — strahlend erscheinen wird; glauben daran, wenn auch alles dunkel und schwer um uns ist und die Gottlosen sagen: Wo ist ihr Gott?; glauben trotz allem und in Geduld und Liebe auf das Ende warten, das alle Weisheit des Herrn offenbaren wird, — das heißt: den Herrn erwarten, aushalten, bis er kommt, wie Christus die Hand des Vaters ausgehalten hat, die ihm schwer aufgelegen hatte in der Passion.

Dazu aber bedarf es göttlicher Kraft. Darum die Bitte: „Da pacem — gib Frieden!" Im Munde der Kirche ist dieser Friede nicht nur als Geschenk, als „Lohn[2]" der Endzeit gemeint. Ihr ist der Friede schon jetzt gegeben: zur Stärkung in der Passion. Christus hat den Frieden durch sein Leiden erworben. Als wesenhafter Friede ist er in seiner Kirche[3] und gibt ihr die Kraft, auszuhalten bis ans Ende. Denn Friede ist Kraft. Wir denken meist nicht daran, wenn wir das Wort hören. Aber in dem lateinischen *pax* steckt die gleiche Wurzel wie in dem Wort *pango*, das soviel heißt wie einfügen, zusammenfügen. *Pax* (Friede) ist demnach das Eingefügtsein in eine Gemeinschaft, die den einzelnen hält und trägt und darum seine Kraft und Stärke ausmacht. Einen

[1] Sir 36, 18; Intr. — [2] Sir 36, 18 (Vulg.!); Intr. — [3] Vgl. den Weißen Sonnt. u. den 17. Sonnt. n. Pf. (Das Herrenjahr II, S. 157 f. u. S. 328).

großen, kraftvollen Inhalt bekommt so das Wort *pax* schon ganz allgemein genommen, einen Inhalt, den die heutige Generation besonders zu erfassen vermag, weil sie nach dem Zeitalter des Individualismus wieder zur Gemeinschaft hinstrebt. Wie aber wächst erst die Kraft des Wortes ins jenseitig Große und Gewaltige, wenn wir es im christlichen Sinne fassen! Ist doch der Christ eingefügt in die übernatürliche, ewigdauernde Gemeinschaft des mystischen Leibes Christi, in die heilige Kirche, in der Christus seit der Auferstehung als personhafter Friede lebt. „Ipse enim est pax nostra — er ist unser Friede[1]." Welche Kraft des Friedens in dieser Gemeinschaft und in jedem ihrer Glieder, die ebenso wie die Gesamtkirche Christusträger sind, friedeerfüllt wie sie und durch sie! Wie groß, wie unvergänglich ist der Friede des Christen, der ganz eingefügt ist in seine Kirche! Wahrlich, er kann den Herrn aushalten, bis er kommt!

So versteht sich die Bitte „da pacem" als ein Gebet um die dauernde Gemeinschaft, um das ständige Eingefügtsein in die Kirche, den heiligen Christusleib. Durch ihre Mysterien gibt und nährt sie das Christusleben — den lebendigen Frieden — in ihren Kindern. Je lebendiger einer in der Kirche, in ihrem Kult steht, um so größer ist sein Friede. Der Friede kann also wachsen und abnehmen. Darum betet die Kirche häufig um das „incrementum pacis — das Wachstum des Friedens"; gern besonders an den Festen Mariens, war sie doch vor allen ihrem ganzen Sein nach „eingenommen" von Christus, dem Frieden.

Auf das Gebet seiner Kirche antwortet der Herr mit dem gütigen Wort: „Vertraue, Kind, deine Sünden sind dir vergeben[2]!" Sünde trennt vom Leibe Christi und macht friedlos und schwach. Die

[1] Vgl. auch hier den Weißen Sonnt. (Das Herrenjahr II, S. 157f.). — [2] Mt 9, 2; Ev.

Sünde Adams lag vor der Menschwerdung des Herrn als Unfriede über der Welt. Christus kam als das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnahm. Durch seinen Tod am Kreuze hat er uns die Verzeihung des Vaters erwirkt, uns eingefügt in den Bau seiner Kirche und uns so den Frieden gegeben, den die Welt nicht geben kann. Sein Tod ist unser Friede. Als Frucht seines Leidens bringt der Auferstandene am Osterfest seinen Jüngern den Frieden und gibt ihnen mit der Gewalt der Sündenvergebung auch die Macht, allen Menschen den Frieden Christi zu bringen[1]. „Pax vobis — der Friede sei mit euch[2]!" Dieser Ostergruß des Herrn klingt heute wider in dem Wort: „Vertraue, Kind, deine Sünden sind dir vergeben!"

Und wie am Osterfest hinter dem Friedensgruß die Wirklichkeit des historischen Opfers und Leidens Christi stand, das den Nachlaß der Schuld und den Frieden bewirkt hatte, so steht auch heute hinter dem friedeverheißenden Wort des Herrn die Wirklichkeit dieses gleichen Opfers, das in mystischer Weise jetzt auf dem Altare gegenwärtig wird. Christus stirbt für uns und schenkt uns dadurch Nachlaß der Sünde und Frieden, wenn wir aufrichtigen Herzens mit ihm uns hinopfern an den Willen des himmlischen Vaters: bereit, mit Christus zu sterben, wenn der Vater es will; bereit zu allem, was Gott verlangt. Denn nur Hingabe an Gottes Willen, täglicher und stündlicher Verzicht auf uns selbst, macht uns fähig, ganz in der Gemeinschaft zu stehen, im Leibe der Kirche zu leben, im Frieden Christi zu sein und zu bleiben.

Friede ist die Frucht des Opfers. Unser Friede ist die Frucht des Opfers Christi, das wir durch unser Mitsterben mit dem Herrn zu dem unseren machen. Darum besingt die Kirche heute vor allem das Opfer.

[1] Vgl. Joh 20, 19, 23. — [2] Joh 20, 19.

Wenn das Offertorium des israelitischen „Abendopfers" gedenkt, das Moses dem Herrn darbrachte — „zu süßem Wohlgeruch[1]", so stellt uns die Kirche in diesem vorbildlichen Opfer des Alten Bundes Christi gegenwärtiges Opfer hin, das eben jetzt auf dem Altare seinen Anfang nimmt. Ein Abendopfer war ja Christi Opfer, dargebracht am Abend seines Erdenlebens, dargebracht am Abend dieses Aions. Ein Abendopfer ist es auch jetzt, da es vor uns Gegenwart wird; denn „die Zeit ist kurz[2]", und wer weiß, wie nahe die Ankunft des Herrn schon bevorsteht?

Ein Abendopfer ist auch unser Opfer, das wir mit dem Opfer des Herrn vereinigen; denn wer weiß, wie bald vor unserer Tür der Ruf laut wird: „Sieh, der Bräutigam kommt! Geh ihm entgegen!" Heil uns, wenn der Ruf uns jetzt träfe, da wir, durch Christi Abendopfer gereinigt, in der Gemeinschaft der Kirche stehen und Kinder des Friedens sind! Mit dem Freudenlied des Graduale würden wir Folge leisten: „Wie freut' ich mich, da man mir sagte: Wir gehen in das Haus des Herrn[3]!" Wenn aber der Herr noch zögert, so wollen wir aushalten und ihn voll Frieden erwarten, indem wir das alte Pilgerlied Israels zu dem unseren machen auf dem täglichen Gange zur Halle des Herrn, wo wir „Opfer bringen[4]" und im Opfer „Teilhaber der einen höchsten Gottheit werden[5]". Durch den „verehrungswürdigen Tausch[6]" in das innerste Leben der Gottheit eingefügt, erfahren wir, daß unser Friede zu überfließender Fülle wächst[7], und während wir noch warten und aushalten, genießen wir im Mysterium schon die Freude und den vollen Frieden der kommenden Glorie.

[1] Ex 24, 4, 5 u. Lev 8, 28. Off. (Text des Miss. Rom.). Vgl. zur Idee des „Abendopfers" auch den Dienst. n. d. 1. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 229). — [2] 1 Kor 7, 29. — [3] Ps 121, 1; Grad. — [4] Ps 95, 8 f.; Com. — [5] Secr. — [6] Secr. — [7] Vgl. Ps 121, 7; Grad.

ICH BIN DES VOLKES HEIL

(Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten)

Ruhiges Vertrauen liegt wie Abendklarheit über allen Gesängen der heutigen Messe. Es strahlt aus von dem ersten Wort des Introitus: „Das Heil des Volkes bin ICH, spricht der Herr." Salus — das Heil! Das Wort steht wie eine Sonne über dem Eingang der Liturgiefeier. Schon in der Fastenzeit leuchtete es mit dem gleichen Introitus vor uns auf[1]. Von der heidnischen Antike her trägt es Glanz und Fülle. Der an Leib und Seele heile Mensch war in der natürlichen Ordnung heidnischen Denkens das eigentlich Schöne und Erstrebenswerte. Zur Salus, der Göttin der Wohlfahrt, betete der Römer um Heil und Unversehrtheit des einzelnen wie des ganzen Volkes. Bringer und Bürge des Heiles war der Kaiser, auf dessen Unversehrtheit das Heil aller beruhte. Erfüllung bedeutete auch hier, wie so oft, dem natürlichen Verlangen des Heidentums die übernatürliche Wahrheit des Christentums. Für den Christen umschließt die *salus* alle übernatürliche Gesundheit, Kraft und Schönheit des erlösten Menschen, alles, was heute das Tagesgebet begehrt: „Laß uns freien Geistes, an Leib und Seele gleicherweise unbehindert, das vollbringen, was dein ist."

So betete einst die römische Kirche am Sonntag vor dem Feste der heiligen Ärzte Kosmas und Damian in dem ihnen geweihten Gotteshause zu dem großen göttlichen Arzt, von dem Heil und Heilkraft aller seiner Heiligen ausgeht. Auch sie liebt das Heil, die Unversehrtheit, nicht nur der Seele; auch für den Leib erbittet sie Gesundheit und wachsende Kraft, damit er als heiles Gefäß die Glut

[1] Vgl. den Donnerst. n. d. 3. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 331 ff.).

des gotterfüllten Geistes stark und sicher durch die Mühsal des irdischen Lebens trage. Der Herr hat ihr Einblick in die Pläne seiner Weisheit gewährt. Sie hat erkannt, und wir haben es mit ihr erkannt und in der beschaulichen Ruhe der Fastenzeit erwogen[1], daß ein gottgewollter Zusammenhang und eine geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen leiblicher und seelischer Gesundheit des Menschen bestehen. Darum hat die Kirche niemals die Marter des Leibes gesucht und gewollt, niemals das Verkrüppelte und Verbogene des Geistes geliebt. In edler Zucht hegt sie beide und wünscht, daß sie heil und stark in reiner, unversehrter Bindung dem göttlichen Leben zum willigen Werkzeug seien. In Geduld trägt sie Krankheit und Leiden als Buße der Schuld; aber was sie erbittet, ist das Heil des Leibes und der Seele.

In vollkommener Gestalt ist dieser heile Mensch in Christus auf der Erde erschienen. Er ist der ganz Unversehrte kraft der unverletzbaren Gottheit, die in ihm lebt. Durch sein Leiden und seinen Tod hat auch seine Menschheit diese göttliche Unverletzbarkeit angezogen. Nun ist er auch als Mensch das wahre und einzige Heil; nicht aber für sich allein, sondern für alle, die er als sein Geschlecht zum heilen himmlischen Leben neugezeugt hat. Die altrömische *salus* hat nicht eine einfache, gradlinige Fortsetzung in der christlichen Heilslehre gefunden. Wie so viele antike Begriffe ist auch dieser im Zeichen des Kreuzes getauft worden und durch den Tod hindurch erst zu seinem eigentlichen Leben erwacht. Das Christentum erscheint auch hier wieder als das menschlich gesprochen Paradoxe: der Tod wird zur Quelle des Heiles. Das Leben des Menschen, das durch die Sünde nicht mehr heil war, ist im Tode Christi neugeworden.

[1] S. S. 359, Anm. 1.

Von Christus kommt der Kirche alles Heil. Durch ihn ist sie unversehrt und heil in all ihren Gliedern. Sein Leben, das durch die Taufe in uns lebt, macht uns gesund an Leib und Geist. Er ist nährendes Brot und erfreuender Wein, die uns in der heiligen Gesundheit erhalten. Aus der Kraft dieser Speise wächst, verborgen in dem noch dem Leiden unterworfenen irdischen Leibe, der himmlische Leib unseres künftigen Lebens schon der Auferstehung entgegen. So ist der Mensch, der ganz aus Christus lebt (wäre er auch krank am irdischen Leibe), wahrhaft *heil* und stellt in vollendeter *Heiligkeit* Gottes Ebenbild dar. Er hat „den neuen Menschen angezogen, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und in der Heiligkeit der Wahrheit[1]".

Die kleinste Entfernung von Christus bewirkt zum wenigsten Minderung des Heiles, häufig aber mehr: Krankheit, Sünde und zuletzt Tod. Darum mahnt der Apostel, sich nicht vom Herrn zu entfernen, nicht „dem Teufel Raum zu geben[2]" durch die Sünden und Schwachheiten des Tages: Lüge, Zorn, Trägheit. All das läßt ja das Heil nicht zur vollen Wirkung in uns kommen. Christus, der Gekreuzigte, der täglich und eben jetzt auf dem Altare Geopferte, ist das Heil. Wie sein Tod am Kreuze die Ursache des Heiles, so ist die Gegenwart dieses Opfertodes in der Messe das Mysterium des Heiles. Diese heilige Opferfeier ist die „medicinalis operatio", das „heilsame Werk[3]", durch das wir von „unseren Verkehrtheiten befreit" werden[4] und Heilung von Sünde und Leibeskrankheiten, die so oft Sündenstrafen sind, finden können. Vom Opferbrot des Altares essen wir Gesundheit, aus dem Todesblut des Herrn trinken wir Heil.

Aber die göttliche Medizin, das große „Heil-

[1] Eph 4, 24; Ep. — [2] Eph 4, 27; Ep. — [3] Postc. — [4] Postc.

mittel", wie es die Orationen des Meßbuches gern nennen, wirkt nur in dem, der es in der rechten Weise nimmt. Wer als Mitopfernder ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich das Heil. Wer vom Altare fortgeht als Gekreuzigter, das heißt: als einer, der sich an das Kreuz der Gebote Gottes heftet, in dem und nur in dem — wir erkannten das schon früher[1] — wirken Leib und Blut des Herrn das Heil. Daraus wird es verständlich, wenn gerade die Communio von den Geboten des Herrn singt: „Du hast befohlen, dein Gebot genau zu halten: o daß doch meine Wege dahin gingen, dein Gesetz zu wahren[2]!" Wir haben das Heil empfangen; nun bitten wir, daß es durch unsere opferbereite Hingabe an den Willen des göttlichen Arztes auch wirksam werde, und daß wir die himmlische Kraft, die er uns in seinem eigenen Opferleib schenkt, nicht durch Fahrlässigkeit verlieren.

Sonst müßte er uns beim Hochzeitsmahle des ewigen Lebens, wenn er als Bräutigam sich den Seinen für immer eint, hinausweisen in die Finsternis, weil er unseren durch Sünde entstellten Leib und den in der Gewohnheit des Bösen erschlafften Geist nicht mehr als sein Ebenbild erkennt; weil er uns nicht mehr mit dem strahlenden hochzeitlichen Gewande göttlicher Gesundheit und ewigen Lebens umkleidet sieht[3]. Wer das göttliche Heil aus eigener Schuld verlor, der kann nicht im ewigen Lichte atmen und nicht dem Bringer des Heiles vermählt werden. Umgekehrt aber braucht, wer das himmlische Heil, diese heilige Gesundheit hütet, selbst in der vergifteten Luft der Welt, in all ihrer Gefahr nicht zu zagen. Ruhig, wie einer, der keinerlei Ansteckung fürchtet, spricht er zum Herrn: „Wenn ich auch mitten in Trübsal wandle, du belebst mich,

[1] S. S. 359, Anm. 1. — [2] Ps 118, 4—5; Com. — [3] Vgl. Mt 22, 11—13; Ev.

o Herr! Wider die Wut meiner Feinde streckst du deine Hand aus, und deine Rechte macht mich heil[1]."

In ruhiger Freude, wie völlige Gesundheit des Leibes und der Seele sie gibt, bringt der heile, heilige Mensch sich in Gebet und Opfer Gott, dem Schenker des Heiles, dar: „Mein Beten steig' wie Opferrauch zu dir empor, und meine aufgehobnen Hände sieh als Abendopfer an[2]!" Das ist kein persönliches Bittgebet, kein subjektives Ausströmen der Seele. Das ist die Sprache des in Gott ruhenden, ganz heilen, ganz in Christi Leib, die Kirche, eingefügten Menschen: die feierliche Sprache des kirchlichen Gotteslobes. Der antike Gebetsgestus, die Orantenhaltung, erscheint hinter diesen Versen des Graduale: der stehende Beter mit ausgebreiteten und erhobenen Händen und zum Himmel aufblickenden Augen. So betet ein Mensch, in dem das göttliche Heil lebendig ist. Das Gotteslob ist die natürliche Sprache des in Christus heilen Menschen. In ihm betet der Herr. Und darum ist dieses Gebet zugleich Gebet der ganzen Kirche, die der Leib Christi ist. Wie ja auch das Herrenwort des Introitus nicht nur dem einzelnen, vielmehr der Gesamtheit der versammelten Gemeinde gilt: „Salus *populi* ego sum — das Heil des *Volkes* bin ich!"

Groß und erlösend klingt das Wort in die Wirrnis unserer Zeit, in die Not unseres Volkes. Das Heil des Volkes — wer ersehnte es nicht? Wieviel wird nicht geplant und gesucht, ehrlich und mit Hingabe gesucht nach dem Wege zum Heil des Volkes! Und da steht nun mitten in diesem Ringen und Suchen groß und klar und richtungweisend das Wort: Des Volkes Heil bin ICH! Christus ist, wie der personhafte Friede, so auch das wesenhafte Heil seiner Getauften. Fast decken sich die beiden Begriffe. Wenn der Friede mehr die Festigkeit bedeutet,

[1] Ps 137, 7; Off. — [2] Ps 140, 2; Grad.

so das Heil die Unversehrtheit; beide aber, Friede und Heil, beruhen auf der Einheit mit dem Herrn, auf dem Eingefügtsein in seinen mystischen Leib, die heilige Kirche. Die Verbundenheit mit ihr, dem fortlebenden Christus, gibt Anteil an dem unsterblichen Lebensstrom, der den heiligen Leib durchbraust und seine gesundmachende Kraft in alle Glieder einströmen läßt. Christus ist der „Heiland des Leibes[1]", er, von dem Petrus bekennt: „In ihm allein ist Heil; denn kein anderer Name unter dem Himmel ist den Menschen gegeben worden, durch den wir das Heil erlangen sollen[2]." Führer der Menschheit vermögen nur etwas in Christus. Die Einheit in IHM ist das HEIL der Völker.

Dieses Heil aber wird, ebenso wie das Heil des einzelnen, nur ergriffen durch das Kreuz. Wie Christus durch den Tod hindurch zum „Urheber des Lebens[3]" und Heilbringer geworden ist, so wird auch von uns das Heil nur gewonnen durch vollkommene Hingabe in der Liebe. Nur der restlose Verzicht des einzelnen auf sich selbst und seine glaubensvolle, lebendige Einordnung in den mystischen Leib Christi gibt das Heil. Wer das Heil will ohne das Kreuz, der wird es in Ewigkeit nicht finden. Darum mahnt der Herr heute unmittelbar nach der feierlichen Heilsverkündigung zum Kreuz der Gehorsamshingabe: „Hör doch, mein Volk, auf mein Gebot! Neigt euer Ohr den Worten meines Mundes[4]!"

Wieder bewegen wir uns in schon vertrauten Gedankenkreisen, wie die der heutigen in vielem ähnliche, fast gleichlautende Messe der dritten Fastenwoche[5] sie uns erstmalig nahelegte. Jetzt, im Spätjahr, nachdem wir durch die Paschafeier hindurchgegangen sind, sehen wir noch klarer den ursächlichen Zusammenhang von Kreuz und Heil, Tod und Leben. In vollem Bewußtsein der Verantwortlichkeit jedes einzelnen für das Heil aller sprechen wir darum den Wunsch der Communio und Postcommunio mit: „Dein Gesetz bewahren" . . . „deinen Geboten immer anhangen!" Das gibt dem Letzten und Schwächsten die Möglichkeit, aus der Kraft Christi das Heil aller — des ganzen Volkes, der ganzen Kirche — zu wirken; denn je lebendiger er selbst dem Leibe verbunden ist, um so besser vermag er die Ströme göttlichen Lebens weiterzuleiten an die Brüder. Wenn das Glied ganz dem Leibe gehört und der Leib in Christus geeint ist, wenn alle sich zum Heil aus dem Kreuze bekennen, dann ist Christus das Heil seines Volkes, und wahr machen wird er an ihm die Verheißung: „In welcher Not sie auch zu mir rufen, ich will sie erhören, und ich will ihr Herr sein auf ewig[1]!"

[1] Eph 5, 23. — [2] Apg 4, 12. — [3] Apg 3, 15. — [4] Ps 77, 1; Intr. — [5] S. S. 359, Anm. 1.

GEH HIN, DEINE KINDER LEBEN!

(Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten)

Dieser Sonntag zieht gleichsam die Summe des heiligen Jahres, das sich langsam seinem Ende zuneigt. Im Angesichte ihres Herrn erwägt die Kirche alles, was ihr von seiner Hand geschehen ist, und alles, was sie vor seinem allsehenden Auge gewirkt und versäumt hat. Unparteiischen, geraden Blickes, in der Wahrheit dessen, der in ihr lebt, wägt sie und urteilt. Und die Waage neigt sich, wie es nicht anders sein kann, schwer und voll auf die Seite des Herrn. Unsere Schale bleibt leer: unser ist die Schuld. Demütig erkennt die Kirche die Sünde ihrer sterblichen Glieder an: „Gesündigt

[1] Intr.

haben wir und deinen Geboten nicht gehorcht[1]." Der Herr ist im Recht, wenn er uns Schweres und Hartes sandte das Jahr hindurch, haben wir doch die ständig fließenden kostbaren Gaben seiner Liebe schlecht genutzt und oft mißachtet. Täglich opferte er sich auf den Altären der Erde um unseres Heiles willen. Wer aber nahm es zu Herzen, daß er mit dem Opfernden in den mystischen Tod gegangen wäre? Täglich stand uns das ganze Heil der Erlösung offen; täglich war uns Vergebung der Sünde und neues Leben bereit im eucharistischen Opfer. Wer aber hielt es auch nur der Mühe wert, sich in den Kreis dieses göttlichen Lebens hineinzustellen und die heilsame Ansteckung des geopferten Blutes zu empfangen? Darum hat uns mit Recht die züchtigende Hand des Herrn getroffen. Wir erkennen und bekennen es: „Alles, was du uns getan hast, o Herr, hast du in wahrhaftigem Gerichte getan[2]."

Nicht zum erstenmal vernehmen wir dieses Schuldbekenntnis von den Lippen der Kirche. Wir erinnern uns an den Donnerstag der Passionswoche, der die Gesänge des heutigen Sonntags vorausnimmt, an die österliche Bittmesse, an so viele andere Stellen der Jahresliturgie, nicht zuletzt an den täglichen Ordo Missæ. Die Kirche ist unermüdlich in ihrem Bekenntniswillen. Aber wir wissen auch, daß er immer auf ein Doppeltes geht. Die Kirche bekennt sich zu beidem: Menschenschuld und Gottesherrlichkeit. Gottes Ehre ist durch die Schwäche und Schuld ihrer Kinder gekränkt. Auf diese weist der Finger der Gottlosen, und ihr Mund höhnt: Seht, das sind die Diener Christi! Haben wir nicht mehr Liebe als sie? Und wenn Gottes Strafgericht über uns ergeht, spotten sie abermals und fragen: Wo ist nun euer Gott? Darum bittet die Kirche: „Gib deinem Namen die Ehre[3]!" Um deinetwillen, damit die Bösen nicht

[1] Dn 3, 29 f.; Intr. — [2] Dn 3, 31; Intr. — [3] Dn 3, 43; Intr.

lästern, tu uns Gutes! Mach an uns deine Macht und Herrlichkeit kund, damit deine Feinde es sehen und glauben! Das ist ein Gebet, das auf den Lippen der Kirche immer und immer wiederkehrt: „Propter gloriam nominis tui — um der Herrlichkeit deines Namens willen[1]!" Damit begründet sie ihre Bitten echt bräutlich; denn was geht der Braut über die Ehre des Bräutigams?

Aber die Kirche ist auch Mutter, und darum fügt sie aus mütterlich mitleidendem und erbarmungsvollem Herzen hinzu: „Und tu mit uns nach der Fülle deiner Barmherzigkeit[2]!" Die mütterliche Fürsprache ist sanft überhaucht von hoffnungsfreudiger Zuversicht. Die Mutter bittet, und die Braut erwartet alles von der Großmut des Geliebten. Aus diesem bräutlichen Vertrauen fließen die weiteren Bitten, Lehren und Gesänge der Messe. Die Kirche ist die Mutter des Lebens. Da ihre Kinder noch schwach daliegen, wie tot von der Sünde, denkt sie schon an das neue Leben, in das Gottes Liebe sie wieder hineinführen wird; ja sie sieht sie schon entsühnt und geheiligt durch das Opfer, das sie jetzt mit Christus dem Vater darbringt. „Selig, die schuldlos ihres Weges gehn, die wandeln im Gesetz des Herrn[3]", singt sie unmittelbar nach dem Schuldbekenntnis des Introitus. Sie weiß, daß nur dies eine als Sühne von ihr verlangt wird: sich ganz hineinstellen in den heiligen Bannkreis des Opfers, sich vom Blute des Lammes besprengen lassen und aus dem Kelch des Herrn die reine Liebeshingabe an den Vater trinken — mit Christus sich opfern, sterben und leben! Aus diesem gläubigen Wissen kommt die Zuversicht ihrer Gebete, die von der „himmlischen Medizin" des Opfers Herzensreinigung erwarten[4], um „sicheren Geistes" dem Herrn dienen zu können[5].

[1] Ps 78, 9. Vgl. dazu den Aschermittw. (Das Herrenjahr I, S. 185). — [2] Dn 3, 42; Intr. — [3] Ps 118, 1; Intr. — [4] Secr. — [5] Or.

Aber so gewiß sie der unendlichen Sühnegewalt und lebenspendenden Kraft des Opfers Christi ist, ebensowohl ist ihr auch bewußt, daß nur diejenigen ihrer Kinder Anteil daran haben, die nicht nur im Augenblick des Opfers, sondern beständig, in allem Tun und Lassen des täglichen Lebens, den Willen des Vaters suchen und erfüllen. Darum mahnt sie in der Epistel die Schuldigen, die unmittelbar vor der Entsühnung durch Christi heiliges Opfer stehen, mit aller mütterlichen Liebe, wie sie in den Worten des Apostels so zarten, sorglichen Ausdruck findet, die Gnade der Reinigung in einem neuen, reinen Wandel festzuhalten.

Ein liebliches Bild malt sie uns von diesem Wandel, das die ganze Einfalt und Anmut christlicher Frühzeit atmet. Statt der Klugheit der Welt, die nur Torheit ist, wird hier die wahre Weisheit der von Christus Erleuchteten gelehrt. Alles mit den Augen des Glaubens sehen, den Willen Gottes verstehen lernen[1] — das ist die Weisheit des Christen, die gleichkommt der Einfalt des Kindes. Aus ihr fließt seine durch nichts zu zerstörende Freude und die beständige Danksagung, die seinen Gottesdienst und sein ganzes Leben zu einem Lobopfer für den Herrn machen. Ein Blick in Beten und Leben der ersten Christen tut sich hier auf. Erfüllt von der Gnade der Erlösung, überwältigt von der Liebesoffenbarung Gottes im Leiden und in der Auferstehung Christi, die ihnen noch so nahe vor Augen stand, „berauscht" von dem heiligen Pneuma, das in der Taufe über sie gekommen war, wußten sie nur „in pneumatischen Psalmen, Hymnen und Liedern[2]" Gott Dank zu sagen und einander zu erbauen. Ihr tägliches Leben aber war ein gegenseitiges liebewilliges Dienen in der „Furcht Christi[3]", das heißt: in jener Ehrfurcht der Liebe, die im Nächsten Christus sieht.

[1] Vgl. Eph 5, 17; Ep. — [2] Eph 5, 19; Ep. — [3] Eph 5, 21; Ep.

Aber — so will der natürliche Mensch (der Mensch unserer Tage, der sich von der reinen Einfalt jener ersten Christen weit entfernt hat) gegen dieses Friedensbild wahrhaften Christenlebens Einspruch erheben — der Kampf ums Dasein läßt keine Zeit und keine Ruhe, um Hymnen zu singen; und wer sich nicht durchsetzt, der unterliegt. Darauf antwortet die Kirche mit einem neuen Lied des Vertrauens. Sie gibt sich mit ihren Kindern ganz in die Hand des Herrn, die sich allen öffnet und zur rechten Zeit die Speise verteilt[1]. Sie braucht sich nicht übermäßig um diese Dinge zu sorgen. Der Herr weiß ja, daß sie deren bedarf; und dem Glauben wird er geben, was nötig ist. Ihr ziemt es, seinem Wort zu folgen, das er — wenige Wochen zuvor — in der sonntäglichen Liturgiefeier ihr zur Richtschnur gegeben hat: „Suchet zuerst das Reich Gottes[2]!" Im Gedenken daran entschlägt sie sich aller irdischen Sorge, um aufzugehen im Lobe des Herrn: „Bereit ist mein Herz, o Gott, bereit ist mein Herz! Singen will ich dir und spielen, du mein Ruhm[3]!"

Und der Herr findet Gefallen an diesem Glauben seiner Braut. Im Evangelium bestätigt er, daß sie recht tut, alles von ihm zu erwarten. „Geh", sagt er ihr, „dein Sohn lebt[4]!" Geh, deine Kinder leben! Das ist die Antwort auf das Eingangsgebet. Der Herr verspricht der Kirche Verzeihung, neues Leben für ihre Kinder. Wieder offenbart er sich als der große Arzt und Heiland, der das österliche Heil schenkt. Wieder steht er tröstend und helfend vor der weinenden Mutter Kirche als Erwecker und Lebensspender. Das freudige Heilsgeschehen früherer Sonntage[5] lebt in dem heutigen auf; verheißungsvolle Bilder der Fastenliturgie finden ihre Erfül-

[1] Vgl. Ps 144, 15—16; Grad. — [2] Mt 6, 33; Ev. u. Com. am 14. Sonnt. n. Pf. — [3] Ps 107, 2; All.-Vers. — [4] Joh 4, 50; Ev. — [5] Vgl. den 15. Sonnt. n. Pf.

lung[1], und immer reicher entfaltet sich die österliche Wirklichkeit.

Voll Glauben vernimmt die Kirche das wirkende Wort des Herrn, denn schon sieht sie, wie es durch sein heiliges Opfer sich gnadenhaft erfüllt. Ihre Kinder essen vom Opferbrot und werden rein. Danksagend ruht sie in der Communio gleichsam in der Betrachtung, im Verkosten dieses Herrenwortes, das ihr „Hoffnung gab" für ihre sündigen Kinder, mit dem sie „in ihrer Niedrigkeit getröstet wurde[2]". Christus selbst, der Logos des Vaters, ist dieses tröstende Wort, das in ihr lebt und durch ihren Mund die Toten lebendig macht. Erniedrigt, gedemütigt steht sie vor den Menschen da wegen der Schuld ihrer Kinder. Aber im Grunde ihres Herzens ist sie voll Trost. Sie weiß: ihre Kinder leben wieder durch die Gnade des Herrn, der sich jetzt für sie opfert.

Wir aber, nicht minder gedemütigt durch das Bewußtsein unserer Schuld und doch voll Vertrauen auf die Verheißung des Herrn, scharen uns um die an den Ufern Babylons (das heißt: inmitten dieser Welt) trauernde und nach der himmlischen Verklärung ausschauende Braut und Mutter, die heilige Kirche, und singen das Heimwehlied nach dem ewigen Sion: „An Babylons Flüssen sitzen wir und weinen, wenn wir deiner gedenken, Sion[3]."

IN DER WAFFENRÜSTUNG GOTTES

(Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten)

Da das heilige Jahr immer mehr seinem Ende sich zuneigt, wird das Herz der Kirche bewegt in Sorge um ihre Kinder. Sie fürchtet, daß noch in letzter

[1] Vgl. den Donnerst. u. Freit. n. d. 4. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 384 ff). — [2] Ps 118, 49—50; Com. — [3] Ps 136, 1; Off.

Stunde der Feind seine Anstrengungen verdoppeln und ihnen den Kranz von der Stirn reißen könnte, den ein ganzes Jahr liebevoller Hingabe an Dienst und Willen des Herrn, ein ganzes Jahr in seiner Mysteriengegenwart freudig erblühen ließ zu hochzeitlicher Zier für die neue Ankunft des Bräutigams. „Seid stark im Herrn und in der Macht seiner Kraft! Legt die Waffenrüstung Gottes an! . . . Denn für uns gilt es nicht einen Kampf gegen Fleisch und Blut, sondern gegen Fürstentümer und Mächte, gegen die Lenker dieser Welt der Finsternis, gegen die Geister der Bosheit in der Luft[1]", so spornt und eifert die Kirche mit den Feuerworten des großen Heidenapostels ihre Söhne und Töchter an zu mutigem Waffengang. Sie verhehlt ihnen nichts vom Ernst der Gefahr, mit der eine gottfeindliche Welt uns umgibt. Sie weiß und sagt es offen, daß sogar die Luft, die wir atmen, verdorben ist vom Bösen, das die Welt regiert. Nicht, wie so oft im Laufe der Nachpfingstzeit, das Ringen der feindlichen Gewalten im einzelnen Gläubigen, sondern der gigantische Kampf der ganzen Kirche Gottes gegen den Bösen, dem noch für eine Zeitlang Macht gegeben ist gegen das Heer des Herrn, wird in den Worten der Epistel furchtbar lebendige Wirklichkeit.

Ohne Zögern folgt, wer es hört, dem besorgten Mahnwort der Mutter Kirche und ergreift die Waffen Gottes[2]. Den ganzen Menschen schützt und waffnet der „Panzer der Gerechtigkeit": die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, mit der wir in der Taufe umkleidet wurden. Wer sie unversehrt bewahrt, ist gewappnet gegen den Feind. Das Haupt schirmt der „Helm des Heiles": die göttliche Unverletzlichkeit — Christus selbst, der das Haupt seines mystischen Leibes, Haupt und Heil aller Getauften ist. Die Hand führt das „pneumatische

[1] Eph 6, 10—12; Ep. — [2] Vgl. z. Folg. Eph 6, 13—17; Ep.

Schwert“, das Gotteswort der Heiligen Schrift, mit dem auch Christus in der Wüste die Versuchung Satans zurückwies, und nimmt zur Deckung den „Schild des Glaubens“, an dem „alle feurigen Geschosse des Bösen erlöschen“. Die Füße aber finden Halt in den „Schuhen der Bereitschaft für das Evangelium des Friedens“, das heißt: die Seele wird ergriffen von der Schönheit des Lebens in Christus und eilig hingezogen auf den guten Weg, der ins ewige Leben führt, so daß sie wie ein Hirsch hinfliegt über die Höhen göttlicher Erkenntnis und Liebe, dem schleichenden Verfolger, der Schlange, nicht mehr erreichbar. „Leicht macht er mir die Füße wie den Hirschen, führt mich empor auf meine Höhen[1].“

In zwei Bildern stellt uns die Kirche die in der Waffenrüstung Gottes siegreich kämpfenden Gerechten vor Augen, um unseren Mut zu stärken und unsere Bereitschaft zu entflammen. Unwillkürlich fühlen wir uns zurückversetzt in die ersten Tage der Fasten, die uns ebenfalls in der geistlichen Waffenkunst unterwiesen[2]. Wie damals, so sind auch heute die vorbildlichen Gotteskämpfer, die in der Liturgie vor uns aufstehen, äußerlich Schwache und Unkriegerische, Beter und Dulder. Im Introitus, der uns das Gebet unbedingten glaubensvollen Vertrauens aus dem Buche Esther auf die Lippen legt, ersteht vor uns einer der lieblichsten Typen der Ekklesia: die bittende Esther. Im festen Glauben an ihren Gott, durch Fasten und Gebet gestärkt, wagt sie den Gang zum König, gewinnt Gnade vor seinem Antlitz und rettet ihr Volk vor den hinterlistigen und grausamen Anschlägen Amans. Das Fasten hatte, wie Ambrosius sagt, ihre Anmut er-

[1] Hab 3, 19. — [2] Vgl. den Donnerst. nach Aschermittw. u. den 1. Fastensonnt. (Das Herrenjahr I, S. 194 ff. u. S. 212 ff.).

höht, und in ihrem königlichen Schmucke erschien sie den Augen des Königs überaus lieblich. So ist sie das wahre Bild der Kirche und jeder Seele in der Kirche, die voll Glauben und Liebe, durch Fasten und Gebet in ihrer übernatürlichen Schönheit erhöht und mit dem Königspurpur des Blutes Christi bekleidet, vor den Augen der ewigen Majestät Gottes Gnade findet und durch ihre Bitten ihr bedrängtes Volk, die Gemeinschaft aller in Christus Getauften, vor dem höllischen Aman rettet. Weil die Schönheit Christi sie schmückt, darf sie es wagen, in die Himmel der Himmel vorzudringen: zum Herzen des Vaters. Ihrer sterblichen Natur nach müßte sie wie Esther vor dem furchtbar Herrlichen erbeben und hinsinken. Aber die Kraft Christi in ihr hält sie aufrecht, und die Rechte des Vaters streckt sich ihr liebevoll stützend entgegen, weil er das Bild des geliebten Sohnes in ihr erkennt, ihn, der „nicht Gestalt noch Schönheit[1]“ hatte und dessen Entstellung im Leiden der Preis unserer Schönheit wurde[2]. Sie „gefällt ihm aus ihm[3]“. Ihre zitternde Ehrfurcht in der Nähe des Ewigen wird gehalten vom Vertrauen auf die Schönheit Christi und die unendliche Liebe des Vaters.

Das Graduale singt das vertrauensvoll begonnene Gebet des Introitus weiter und zieht wachsende Kraft und innere Festigkeit aus dem Anblick der Majestät Gottes, der war, „ehe die Berge wurden und ehe die Erde gebildet ward und ihr Umkreis[4]“, der uns Menschen „Zuflucht war von Geschlecht zu Geschlecht[5]“. In der Ewigkeit Gottes ruht die Seele sicher, wie hoch auch die Wasser der Welt über sie hinweggehen und sie zu verschlingen drohen. Ja es gibt in den furchtbarsten Stunden menschlichen Daseins eigentlich nur dieses eine, das trösten kann,

[1] Is 53, 2. — [2] Augustinus, De bono viduitatis 19, 23. — [3] Augustinus a. a. O. — [4] Ps 89, 2; Grad. — [5] Ps 89, 1; Grad.

die Gewißheit: Es ist ein ewiger Gott, unantastbar, rein, heilig. Es liegt für unsere Begrenzung eine Erlösung in dieser ewigen Wirklichkeit Gottes. Schon die heidnische Antike fühlte das; um wieviel mehr fühlen wir es, denen der Unendliche ja nicht fern und unerreichbar, sondern liebevoll und hilfreich nahe ist. Er ist der ganz Andere, der Reine; dieser Gedanke ist Trost im Anblick der menschlichen Schwäche und Erbärmlichkeit. Aber er ist auch die unendliche Liebe; diese Gewißheit ist Befreiung aus der eigenen Begrenzung und Schwäche. Er liebt uns und reicht uns seine helfende Rechte, wie der König die sinkende Esther stützte. Ihre Hilflosigkeit entflammte seine Liebe; so gewinnt unser Elend Gottes Erbarmen.

Das zeigt das Evangelium[1]. Die ganze Schuld erläßt der Herr dem Hilflosen, der um seine Nachsicht fleht. Nur da zürnt diese Liebe Gottes und verdammt unerbittlich — auch das zeigt das Evangelium —, wo der Mensch sich dieser Liebe nicht öffnet, sie nicht in sich aufnimmt, oder ihre Gaben zwar empfängt, aber sie nicht weitergibt an die leidenden Brüder, für die er, nach dem schon erwähnten Worte des heiligen Gregor von Nazianz, „ein Gott[2]“ sein soll. Dem Unbarmherzigen im Evangelium steht um so schöner Esthers zartes Erbarmen und Mitleiden gegenüber.

Neben ihr, die, gerüstet mit der Kraft und Liebe Christi wie mit einer strahlenden Wehr, den guten Kampf kämpft und das Herz des Königs besiegt, erscheint im Offertorium das zweite Bild des rechten Kämpfers in der Waffenrüstung Gottes: die demütige, glaubens- und geduldvolle Gestalt des leidenden Job. So weit ist unser Sinn für die Bildersprache der Liturgie nun schon gewachsen, daß uns

[1] Mt 18, 23—35. — [2] Gregor v. Naz. Or. 14, 26. Vgl. den Pfingstmont. (Das Herrenjahr II, S. 233).

in dem Bilde dieses schuldlos Leidenden, von Gott Erprobten und getreu Befundenen Christus selbst erscheint. Wie alle Anschläge Satans Job nicht von Gott trennen können, weil er mit dem „Schild des Glaubens“ bewehrt ist, so besiegt auch der leidende Christus alle Versuchungen Satans im glaubensvollen Gehorsam gegen den Willen des Vaters.

Bedeutungsvoll erscheint der Herr im Bilde des Geduldigen, ist es doch die „Geduld Christi[1]“, die uns erlöst hat und die uns auch einzig zum ewigen Heile führen kann. Der Sieg der Geduld ist der schwerste. Leicht wird das Wort Gottes ergriffen in der Freude der ersten Begeisterung; aber Frucht bringt nur die Geduld[2]. „Wer ausharrt bis ans Ende, wird gerettet werden[3]“, sagt der Herr, und: „In der Geduld werdet ihr euer Leben besitzen[4].“

In der Communio vernehmen wir das Gebet des für uns geduldig Leidenden zum Vater: „In deinem Heil (ruht) mein Leben, und auf dein Wort hoffe ich. Wann hältst du Gericht über meine Verfolger? Böse verfolgen mich, hilf mir, Herr, mein Gott[5]!“ Not ist in diesem Gebet, aber noch mehr unbegrenztes Vertrauen. So betet einer, der den „Schild des Glaubens“ fest in der Hand hält; so betet der Sohn zum Vater. Die Kirche, die sich im heiligen Opfer mit Christus rückhaltlos an den Willen des Vaters hingibt und so in Glauben und Geduld eins mit ihm wird, macht dieses Gebet des Bräutigams zu dem ihrigen. Der Vater aber, der die Geduld Christi in ihr erkennt, schenkt auch ihr, schenkt uns allen, die wir wahrhaft Kinder der Kirche sind, seine helfende Liebe.

So haben sich die Waffen Christi an Esther und Job als Glauben, Liebe und Geduld erwiesen; der Kampf ist ein Standhalten im Glauben, der Sieg die Hin-

[1] 2 Thess 3, 5. — [2] Vgl. Lk 8, 15. — [3] Mt 24, 13. — [4] Lk 21, 19. — [5] Ps 118, 81, 84, 86; Com.

gabe in Geduld. Auch die heutige Liturgiefeier, an deren Beginn die Schrecken des großen Geisteskampfes stehen und der Ruf: Zu den Waffen! ertönt, ruht letztlich ganz im Glauben an die rettende Liebe Gottes und den Sieg der Geduld Christi in uns, die wir als eine wahrhafte „Speise der Unsterblichkeit[1]" vom Altare seines Opfers empfangen.

GIB DAS RECHTE WORT IN MEINEN MUND!

(Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten)

Wieder begegnet uns heute die Kirche im Bilde der edlen Königin Esther. Das Offertorium ist Esthers Gebet um die Gabe fürbittender Beredsamkeit vor dem König: „Gedenke meiner, o Herr, du aller (Erden)macht Beherrscher, und gib das rechte Wort in meinen Mund, daß meine Rede Gefallen finde vor dem Antlitz des Fürsten[2]!" Wenn die Kirche um das „rechte Wort" bittet, um was bittet sie dann anders als um Christus selbst, der das Wort des Vaters ist, der göttliche Logos? Wer macht uns beredt vor dem Throne des Vaters, wenn nicht dieses ewige Wort, das der Vater selbst spricht und das er liebt?

Mehr als jedes menschliche Wort findet dieses WORT Gefallen vor dem Vater. Ohne Ton und Laut, im heiligen Schweigen des innergöttlichen Lebens, spricht es alles aus, was Menschen erbitten können; denn alles ist durch das Wort geworden[3], und jedes irdische Wort ist nur wie ein ferner Widerhall dieses im Schweigen wie mit Donnerstimme redenden göttlichen Logos. Dieses „rechte Wort" ist der Kirche gegeben worden, als am Pfingstfeste göttliches Pneuma für immer in ihr Wohnung nahm, wurde es ihr doch gesandt unter dem Namen des Parakleten, des Anwalts. Als Pneuma nicht nur des Vaters, sondern auch des Sohnes, der am Kreuze für die Sünden der Welt gestorben ist, lebt es in der Kirche und ruft mit der Stimme des gekreuzigten Christus, mit der Stimme des Blutes Christi als beredter Anwalt der sündigen Brüder zum Vater. Täglich dringt dieser Ruf vom Opferaltar der Kirche empor und besänftigt den Zorn Gottes.

[1] Postc. — [2] Esth 14, 12, 13; Off. — [3] Joh 1, 3.

Diesen Ruf vernehmen wir im heutigen Introitus: „Wenn du der Sünden achtest, Herr, o Herr, wer kann denn da bestehen? Doch nein, Versöhnung ist bei dir, Gott Israels! Aus Abgrundtiefen rufe ich zu dir, ach, Herr, hör' mein Geschrei[1]!" Und ebenso in der Communio: „Ich rufe zu dir, Gott, denn du erhörst mich! Neig mir dein Ohr, und höre meine Worte[2]!" Ermutigt durch dieses laute Rufen des göttlichen Wortes in ihr, vereint die Kirche ihre Bitten mit ihm und spricht zum Vater: „O Gott, unsere Zuflucht und Kraft, sei zugegen bei den frommen Bitten deiner Kirche, du selbst Urheber der Frömmigkeit, und laß uns, was wir im Glauben erbitten, in Wirklichkeit erlangen[3]." Du, o Gott, sagt sie, bist der Vater des Einzigen, der dir in wahrer „Frömmigkeit[4]" die schuldige Verehrung, das wahre, pneumatische Opfer, dargebracht hat. Wie solltest du ihn nicht hören, der hier auf unseren Altären bei unserem pflichtmäßigen (frommen) Dienst für uns bittet, sich für uns dir hinopfert — deinen Sohn Jesus Christus?

Aber wenn sie dessen schon so gewiß ist, wenn

[1] Ps 129, 3—4 u. 1—2; Intr. — [2] Ps 16, 6; Com. — [3] Or. — [4] Pietas (in der Oration) hat nach antikem Sprachgebrauch sowohl den Sinn des Pflichtmäßigen, das der Mensch Gott schuldet (der „Frömmigkeit"), als auch von seiten Gottes den Sinn der Huld gegenüber dem Menschen.

das ewige Wort schon sein Rufen in ihr begonnen hat, warum dann im Offertorium noch einmal die Bitte um das „rechte Wort"? Warum, o Kirche, warum, du Seele in der Kirche, bittest du um etwas, was du schon hast? Christus ist ja in dir und betet zum Vater „mit wortlosen Seufzern[1]" um Vergebung der Sünden, um Heil und Leben für dich und alle Glieder seines heiligen Leibes. Doch wir müssen bedenken, daß die Bitte um das „rechte Wort" im Offertorium steht, unmittelbar vor Beginn der heiligen Opferhandlung. Das Gebet Esthers erfährt im Munde der Kirche und zumal an dieser Stelle der heiligen Messe eine ungeahnte Erhöhung im christlich-liturgischen Sinn. Die Kirche bittet, daß Gottes Kraft gegenwärtig werde, daß das Opfer Christi sich vollziehe, dieses Opfer, das ja die wirksamste Bitte um Sündenvergebung und alles Heil ist. Sie bittet, daß „dieses heilbringende Opfer uns unaufhörlich von eigener Schuld befreie[2]" und „uns Hilfe in unserer Schwachheit sei[3]". Spürt man nicht an diesen Gebeten, die sich in ähnlicher Weise Sonntag für Sonntag wiederholen, daß Christi Opfer in Wahrheit das „rechte Wort" auf den Lippen der betenden Kirche ist? Es gibt ihren Bitten Allmacht: der in Gehorsamshingabe sterbende Sohn bittet den Vater. Ein Ruf um die Gegenwart Gottes, um die Gegenwart des Opfers ist also dieses Gebet um das „rechte Wort", ein flehentliches „Adesto" (sei da, komm!) wie im Tagesgebet.

So verstehen wir das Opferungslied im Munde der Gesamtkirche. Als Gebet jedes einzelnen Gliedes der Kirche aber hat es auch noch den anderen Sinn, von Gott den rechten Geist zur Darbringung des Opfers Christi zu erbitten, jenes heilige Pneuma, das David vom Herrn erfleht: „Ein zerknirschtes und gedemütigtes Herz, o Gott, wirst du nicht verschmähen",

[1] Röm 8, 26. — [2] Secr. — [3] Postc.

und: „Ein reines Herz schaffe in mir, o Gott, und das rechte (gerade) Pneuma erneuere in meinem Innern[1]!" In der Bereitschaft zum Kreuze, in dem Willen zu büßendem Mitleiden mit dem schuldlos leidenden Herrn, in der lauteren Hingabe an den Liebeswillen des Vaters können wir mit Christus opfern; und nur so wird sein Opfer in unseren Händen ein „rechtes Wort" vor dem Thron des Vaters, das wirklich Verzeihung und neues Leben für uns und unsere Brüder erwirken kann.

Das Wort aber, das so in unseren Mund, in unser Inneres gegeben wird, ist ein bleibendes Wort. Nicht für eine Stunde der Gefahr besitzen wir es, nicht vorübergehend erfüllt uns die Kraft des Herrn. Vielmehr ist das Wort uns durch die Taufe für immer gegeben, und jede Opferfeier vereint uns inniger mit ihm. Der Opferleib Christi, den wir genießen, läßt das göttliche Wort in uns wachsen. Beständig ruft es in uns: „Abba, Vater[2]!" Beständig ist es unsere Rechtfertigung vor dem Throne Gottes, unsere Schönheit, die das Gefallen des Königs findet. Nichts Besseres also vermögen wir zu tun, als immer von neuem in der heiligen Opferfeier dieses Wort in uns hereinzuholen, es zu nähren und zu stärken, damit es mächtig in uns werde und seine Stimme jedes nur menschliche Wort in uns, das nicht zum Throne des Vaters dringt, zum Schweigen bringe. So wird uns das „rechte Wort" zum bleibenden Besitz und ist uns nicht nur Rechtfertigung vor dem Throne Gottes, indem es unsere Natur mit dem Glanz des göttlichen Lebens umkleidet, sondern es ist auch lebendige Kraft in uns, die uns zum Rechten lenkt und antreibt. Es ruft nicht nur zum Vater; es redet auch zu uns, und seine Rede bringt Frucht der Liebe und Gerechtigkeit. Es ist ja das Wort, das der Vater aussendet und das niemals leer

[1] Ps 50, 19, 12. — [2] Röm 8, 15.

zu ihm zurückkehrt, sondern ausführt, was er will, und Frucht bringt in den Seelen derer, zu denen es gesandt wurde[1]. Das sind die zwei Seiten seines gesegneten Wirkens: zum Vater ruft es um Erbarmen für uns, und in unserer Seele wirkt es Heiligkeit, so daß durch göttliche Gnade und eigenen Eifer unser Heil beständig gewirkt wird.

In dieser lebendigen Wirksamkeit des göttlichen Wortes findet die Kirche heute Trost und Stärke. Die Neige des heiligen Jahres hat ihren Blick immer ausschließlicher dem Abend der Weltzeit und dem neuen Tage zugewandt, dem Tage Christi[2], an dem sie ihre Kinder unbefleckt und fruchtbar an guten Werken vor das Antlitz des Richters stellen möchte. Ergreifend kommt diese heilige Muttersorge der Kirche in den Worten des Apostels zum Ausdruck, die er aus seiner Gefangenschaft an die Philipper richtet: „Ich habe das feste Vertrauen, daß er, der das gute Werk in euch angefangen hat, es auch vollenden wird bis zum Tage Christi Jesu . . . Und das ist mein Gebet: Eure Liebe möge an Erkenntnis und jeglichem Verständnis reich und immer reicher werden, um das Richtige zu wählen, damit ihr lauter und ohne Tadel dastehet am Tage Christi, reich an Frucht der Gerechtigkeit durch Jesus Christus zur Ehre und zum Lobe Gottes[3]." Das ist Sorge und Gebet der Kirche zu jeder Zeit, vor allem aber jetzt, da im Bilde der zu Ende gehenden Jahresfeier die Grenze dieser Weltzeit ihr nahegerückt ist: daß wir rein seien am Tage Christi! Darum ruft sie das göttliche Wort, daß es in uns wirke, „das Richtige wähle" und uns fruchtbar mache im Guten. Darum bringt sie ohne Aufhören das Opfer Christi dar, damit es ein „rechtes Wort", ein Wort der Versöhnung vor dem Vater sei und uns immer mehr reinige und heilige.

[1] Is 55, 11. — [2] Phlp 1, 6; Ep. — [3] Phlp 1, 6, 9—11; Ep.

Und der Herr hört ihre mütterliche Bitte. Er kommt, er ist da. Er opfert sich seinem Vater und ruft mit seinem Blute um Erbarmen, um Reinigung für uns. Er geht im heiligen Opfermahl in uns ein und treibt uns liebend an als lebendiges, richtungweisendes Wort. Wird seine Stimme nicht hörbar im Graduale: „Siehe, wie gut und lieblich ist es, wenn Brüder eng geeint zusammenwohnen! Wie Salböl, ausgegossen übers Haupt, das niederträufelt auf den Bart, den Bart des Aaron[1]!" Wer anders könnte so zur Liebe mahnen wenn nicht das Wort des Vaters, das die Liebe herabgeführt hat in das Menschendasein und in den Tod am Kreuze! Seit der heiligen Osterfeier ist seine Stimme nicht verstummt in uns: sie redet von der Liebe. Wo aber im verworrenen Lauf der Welt, die sich nicht vom Logos Gottes leiten läßt, die einfache Regel der Liebe allein nicht zu genügen scheint und menschlich beschränkter Sinn nach Klugheitsregeln forscht, da erweist sich das göttliche Wort als wahrhaft „alles unterscheidend[2]". Im Evangelium spricht der menschgewordene Logos des Vaters und besiegt mit seiner Weisheit alle Spitzfindigkeit menschlicher Kasuistik: „Gebt dem Kaiser zurück, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist[3]!" Der Spruch zeigt einen sicheren, geraden Weg. Die Weisung kann nicht irreführen, und die Anwendung im einzelnen löst jede vermeintliche Kollision der Pflichten.

So ist die Bitte der neuen Esther — der Kirche — erfüllt. Ein „rechtes Wort" hat Gott in ihren Mund gegeben. Der Logos ist in ihr und ruft zum Vater, der Logos ist in ihr und spricht zu ihren Kindern, und beides dient der Reinigung und Heiligung der Kirche. Uns aber, die wir Gegenstand so vieler Bitten und so großer Sorgen sind, uns ziemt, ein

[1] Ps 132, 1—2; Grad. — [2] Vgl. Hebr 4, 12. — [3] Mt 22, 21; Ev.

williges Ohr des Herzens diesem „rechten Wort" zu leihen. Das Ich muß schweigen und sterben, wo der Logos Gottes leben und reden soll. Dann wird er wie ein Feuer in uns sein, das reinigt, und wie ein Samenkorn, das viele Früchte bringt. Dann wird uns Christi Tag als Reine, vom Glanz des Logos wie von großem Licht Umhüllte finden.

So große Hoffnung weckt das WORT in uns, und solche Wirkung tut es. Wie sollten wir es nicht mit Eifer suchen und in Freuden wahren? „Gefährten meiner Freude[1]", nennt uns heute der Apostel. Das WORT ist Freude im Herzen der Kirche. Es drängt und eilt und treibt uns in freudigem Eifer dem „Tage Christi" entgegen, jenem ewigen Tage, der alle verworrenen Stimmen dieses vergänglichen Erdentages zum Schweigen bringt in dem Einen Logos, dem Sohne des Vaters, der in unbegreiflicher Stille durch alle Ewigkeit forttönt und als das „rechte Wort" für immer das Herz seiner Kirche mit Süßigkeit erfüllt und ihre Lippen wohlredend macht im Rate der Gottheit.

ICH DENKE GEDANKEN DES FRIEDENS

(Dreiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten)

„Der Herr spricht: Ich denke Gedanken des Friedens und nicht der Plage. Ihr werdet mich rufen, und ich will euch erhören und eure Gefangenen heimführen aus allen Gegenden[2]."

Wie Abendklarheit nach dunklem, stürmischem Tag ist dieses Wort des heutigen Introitus. Die Endzeit des Kirchenjahres hat ein ernstes Gepräge. Bilder des Kampfes und der Not begegneten uns schon in der Liturgie der letzten Sonntage. Ein

[1] Phlp 1, 7; Ep. — [2] Jr 29, 11, 12, 14; Intr.

Blick auf das übrige Offizium dieser Zeit verstärkt den Eindruck. Die Lesungen des nächtlichen Stundengebetes haben längst die ruhig-heitere Welt der Weisheitsbücher verlassen. Wir vernehmen das Kampfgetöse der Makkabäerbücher, die Wehrufe der Propheten. Die oft stürmischen, nebligen und düsteren Oktober- und Novembertage scheinen im Bereiche des Natürlichen den aufgeregteren Rhythmus des sich neigenden geistlichen Jahres noch zu betonen.

Das alles hat seinen tiefen Grund. Das Jahr der Kirche ist nicht nur Feier und Freude, nicht nur Gnadengabe, die mit Danksagung und Jubel empfangen wird. Unendlich ist freilich der gottgeschenkte Reichtum, den es uns im beständigen Gedächtnis der Heilstaten Gottes darbietet. Aber dieser Reichtum will von uns ergriffen, festgehalten, im Kampf mit innerer Versuchung und äußerer Not verteidigt, gesichert und fruchtbar gemacht werden. Das ist besonders der Sinn der Nachpfingstzeit, wie wir schon am Pfingstfest erkannten. Darum ist das Ende des Kirchenjahres freudige Danksagung, insofern der Blick der Kirche auf dem Gnadenwirken des Herrn ruht, aber auch ein demütiges „mea culpa", insofern sie erkennen muß, wie schlecht wir vielfach mit dem Gut des Herrn gewirtschaftet haben. Schon die Messe des zwanzigsten Sonntags nach Pfingsten zeigte uns die Kirche in diesem Schuldbekenntnis, das von der eschatologischen Haltung der Liturgie in diesen letzten Wochen vor dem Advent noch einen besonders wuchtenden Ernst erhält.

Und nun heute über all diesem die Stimme der göttlichen Liebe: „Ich denke Gedanken des Friedens . . ." Alle Not des geistlichen Kampfes versinkt in dem unendlichen Frieden, der sich mit der feierlichen Verkündigung des Herrn ausbreitet. Wie das prophetische Wort vor Tausenden von Jahren tröstend

in die Seelen der gedemütigten und vertriebenen Israeliten fiel, so legt es sich noch heute, wenn es an den letzten Sonntagen nach Pfingsten in unseren Kirchen erklingt, wie schützende Vaterhände um die Gemeinde des Herrn. Was jenen nur die Hoffnung einer zeitlichen Wiederkehr in das Land ihrer Väter gab, das wird uns zur strahlenden Verheißung eines ewigen Morgenaufgangs in dem wahren Vaterlande unserer Seelen. Was auch das Jahr an Kampf und Not, selbst an Schuld gebracht hat, was die ganze Zeitlichkeit an Wirrnis und Sünde störend auf die ewigen Wege des Herrn häuft — das Ende von allem ist doch Friede. Der Herr ist gut: er will vergessen, was geschehen ist; er will alles, was wir verwirrt haben, lösen. Versöhnung, Heimkehr und Frieden, Ruhe am Herzen des Vaters ist das verheißene Ende, wie es schon die Quatembertage im September aufscheinen ließen[1].

Wenn es uns hier am Eingang der Messe verkündet wird, so wissen wir, daß es heute vorausgenommene Wirklichkeit ist, wenn der Herr im heiligen Opfer erscheint. Die Gegenwart seines Opfertodes ist Versöhnung und Friede, ist schon eine Heimkehr in die Arme des Vaters nach den Irrungen des Jahres. Dankbar und jubelnd bekennt darum der Psalmvers des Introitus: „Du hast dein Land gesegnet, Herr, Jakobs Gefangenschaft gelöst[2]", unsere Gefangenschaft nämlich in den Wünschen des Ichs und den Begierden der Erde. Irrung und Schuld hat das Jahr bringen können, aber die Lebenseinheit mit dem Herrn hat es nicht lösen können, weil wir immer neu die Wirkung seines lebenspendenden Opfers erfahren durften. Viele Anstrengungen hat der höllische Feind gemacht, vielleicht hat er uns auch versehrt; aber nun muß er doch

[1] Vgl. besonders den Quat.-Samst. (Das Herrenjahr II, S. 345 ff.). — [2] Ps 84, 2; Intr.

weichen, besiegt von der Macht des immer fließenden Versöhnungsblutes. Die Freude über diesen Sieg und den neuen Frieden klingt weiter im Graduale: „Du hast von unsern Drängern uns befreit und unsre Hasser, Herr, mit Schmach bedeckt[1]." Die Stimme des freudigen Dankes ergreift hier um so tiefer, als die Schwere des Kampfes noch im Ernst der Melodie nachzittert.

Ganz in der Verheißung des Introitus ruht die Epistel. Mit den gebundenen Händen berührt der gefangene Paulus schon die schmale Grenze, die uns noch von der ewigen, nicht mehr zu erschütternden Wirklichkeit des verheißenen Friedens trennt. Mitten in einer Mahnung an die Brüder, doch nicht „das Irdische zu kosten" wie „jene, deren Gott der Bauch ist[2]", entwirft sein Geist, angeweht von der Nähe des Herrn, ein strahlendes Bild der kommenden Herrlichkeit: „Unser Bürgerrecht aber ist im Himmel, von wo wir auch den Heiland erwarten, unseren Herrn Jesus Christus. Er wird den Leib unserer Niedrigkeit umformen und gleichgestalten dem Leibe seiner Verklärung, hat er doch die Macht, sich alles zu unterwerfen[3]." Da öffnen sich wirklich schon die Tore des künftigen Friedensreiches. Wir fühlen es so stark wie vielleicht noch nie an den letzten Sonntagen: Wir stehen an der Grenze der Zeit! Immer stärker, immer unwiderstehlicher wird unser Blick hinübergelenkt in das allein wahre Leben, in dem wir mit unserem getauften, pneumatischen Sein schon stehen. Uns dessen neu bewußt zu werden und wieder einzig aus dieser jenseitigen Wirklichkeit und für sie zu leben: als Menschen, die zwar noch in der Welt sind, aber eigentlich schon nichts mehr mit ihr zu tun haben, insoweit sie irdisch ist und „dem Bauche dient" — das ist die Forderung

[1] Ps 43, 8; Grad. — [2] Phlp 3, 19; Ep. — [3] Phlp 3, 20—21; Ep.

dieser Endzeit des Kirchenjahres. Für die Guten und Getreuen, im Eifer der Liebe sich Mühenden um so ergreifender, als sie nicht aus der Vorahnung des schrecklichen Gerichtes aufflammt, sondern aus der glänzenden Klarheit des kommenden Reiches uns sanft entgegenleuchtet. Dementsprechend hat auch die Mahnung des Apostels heute den innigen Ton väterlicher Besorgnis. Sein „State in Domino, carissimi — steht fest im Herrn, Geliebte[1]!" dringt mit jener Gewalt der Liebe ins Herz, der man nicht widerstehen kann.

Das Evangelium verdichtet die Bilder der Verheißung, die Introitus und Epistel am abendlichen Horizont des Kirchenjahres heraufgeführt haben, zu greifbar naher Wirklichkeit. Die Heilung der blutflüssigen Frau und die Erweckung des toten Mägdleins stehen im Rahmen der heutigen Messe als wahrhaftige Bilder unserer künftigen Auferstehung und ewigen Heilung, aber auch als Bild und Unterpfand unserer ganz nahen Heilung im Opfer des Altares, im Genusse des Leibes Christi. „Confide, filia, fides tua te salvam fecit — vertraue, Tochter, dein Glaube hat dich geheilt[2]!" Das ist *uns* gesagt in dieser Stunde, da wir, beladen mit der Schuld eines ganzen Jahres und mit aller Not der Zeitlichkeit, die Botschaft des Friedens hören und Heilung suchen beim Herrn. Das ist der Kirche gesagt, die für ihre Kinder fleht: „Löse, wir bitten dich, Herr, deine Völker von ihren Missetaten! Sündenschlingen haben wir um uns zusammengezogen, wir gebrechlichen Menschen; laß uns durch deine Güte frei werden[3]!" „Vertraue, Tochter!" antwortet die milde Stimme des Herrn seiner Kirche. „Vertraue, Tochter!" spricht er zu jeder Seele, die in der Kirche lebt. Nur eines ist not: daß wir die Verheißung des Introitus und der Epistel, die Wunder des Evangeliums mit den Armen des Glaubens umfassen. Dann ist die Verheißung erfüllt; dann geschehen die Wunder an uns, jetzt — in dieser Stunde. Dann ist durch die Kraft des Opfers Christi der Friede Wirklichkeit; dann löst sich die Wirrnis der Sünde, die Schlingen fallen zu Boden, und wir stehen frei und heil in einem neuen Leben.

[1] Phlp 4, 1; Ep. — [2] Mt 9, 22; Ev. — [3] Or.

„Wenn ich nur sein Gewand berühre[1]", dachte die arme Frau im Evangelium voll reinen Glaubens. Wenn ich nur sein Wort — das Wort der Heiligen Schrift, das in der liturgischen Feier Stimme des gegenwärtigen Herrn ist, — in gläubigem Herzen aufnehme, wenn ich nur seinen heiligen Opferleib genieße, so müssen wir jetzt denken. Ist nicht der Leib mehr als das Kleid, und ist nicht der dem Heil näher, der mit dem Herrn *ein* Pneuma, *ein* Leben, *ein* Leib ist, als der nur von außen ihn berührt? „Wahrlich, ich sage euch: Um was immer ihr im Gebete bittet, *glaubt*, daß ihr es erhalten werdet, und es wird euch geschehen[2]", ruft darum auch der Herr selbst uns in der Communio zu. Eine zweite Verheißung fügt er zu der des Introitus und gibt uns damit zugleich den Wunderstab in die Hand, der diese und jede Verheißung wirklich macht: den Glauben. Die Verheißung ist Friede. Gottes Liebe gibt sie, unser Glaube verwirklicht sie. Einmal macht Gott seine Verheißungen wirklich auf ewig. Unser Glaube aber nimmt schon jetzt Stück um Stück dieser Wirklichkeit voraus und führt die Welt Jahr um Jahr dem Frieden näher.

Was nützt uns die ganze heilige Jahresfeier, in der die Wirklichkeiten der kommenden Welt schon in die unsere hineinragen, wenn wir nicht glauben? Und umgekehrt: Wie greifbar nahe ist uns das künftige Leben, sein Heil und sein Friede in dieser Jahresfeier, wenn wir glauben! Aber auch diesen Glauben

[1] Mt 9, 21; Ev. — [2] Mk 11, 24; Com.

gibt niemand sich selbst. „Ich glaube, hilf meinem Unglauben", rief unter Tränen jener Mann, dem Christus sagte: „Alles ist möglich, wenn du glaubst[1]." Und so gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir den Hilferuf „aus der Tiefe[2]", der im Allelujavers aufsteigt und im Offertorium weiterklingt, gerade im Gesamtbild der heutigen Messe auffassen als einen Ruf aus der Tiefe unseres kleinen, schwachen Glaubens, als eine Bitte um jenen unbedingten und fraglosen Glauben, der die Verheißungen Gottes wahr macht und uns trotz aller Not des Tages und aller Schwere des geistlichen Kampfes ruhen läßt im Frieden des Herrn.

UND ES WARD EINE GROSSE STILLE

(Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten, vierter nach Epiphanie)

Alles, was der Geist Gottes der Ekklesia zum Heile der Menschen zu tun befiehlt, trägt den doppelten Charakter des Irdisch-Himmlischen, Natürlich-Übernatürlichen, Zeitlich-Ewigen. Denn das Göttliche verliert, wenn es sich zum Menschen herabneigt, nichts von seiner Unendlichkeit und Ewigkeit; aber es paßt sich der Begrenztheit des Menschen an. So hat auch das heilige Jahr in seinem ruhigen Kreislauf etwas Ewiges; aber in seiner jeweiligen Ausdehnung unterliegt es zeitlichem Wechsel. Je nachdem ob der Frühlingsvollmond und damit das heilige Osterfest früher oder später fällt, sind der Sonntage nach Pfingsten mehr oder weniger. Der Wandel des ewigen Lichtes in der heiligen Mysterienfeier des Jahres richtet sich mit jener Herablassung und Liebe, die im ganzen Heilswerke

[1] Mk 9, 23. — [2] Ps 129, 1; All.-Vers. u. Off.

sichtbar wird, nach irdischen Zeiten und nach Gestirnen, die ihren Ursprung nur aus seinem Glanze haben.

Das Meßbuch verzeichnet nur vierundzwanzig Meßformulare für die Sonntage nach Pfingsten. Die fehlenden ergänzen sich aus den Sonntagsmessen nach Epiphanie, die, wenn Ostern früher fällt, an ihrer Stelle nicht mehr benutzt werden. Sie schieben sich dann nach dem dreiundzwanzigsten Sonntag ein, und die Messe des vierundzwanzigsten Sonntags bleibt für den letzten Sonntag des Kirchenjahres. Aber nur Orationen, Episteln und Evangelien nimmt man aus der Epiphaniezeit herüber. Die Gesänge des dreiundzwanzigsten Sonntags nach Pfingsten, die, wie wir sahen, die Endstimmung des heiligen Jahres mit ihrer strahlenden Friedenshoffnung und ihrem sicheren Glauben an das kommende Reich und das endliche Heil, an die Überwindung des Zeitlichen und all seiner Ängste, so beglückend aussprechen, bleiben an allen folgenden Sonntagen bis zum letzten. Sie sind der passende Rahmen, in dem die übrigen Texte ihr ganz bestimmtes, dem Ende zugekehrtes und von der nahen Ankunft Christi schon sanft erleuchtetes Antlitz erhalten.

Die Verheißung des Herrn im Introitus: „Ihr werdet mich anrufen, und ich werde euch erhören", legt der Kirche heute eine jener schönen Orationen auf die Lippen, die so ganz ihr Wesen als demütige Braut Christi offenbaren. Ihr Blick gleitet zurück in das vergangene Jahr. Was sie sieht, ist Schwäche, Schuld und Leid: Schwäche der gefallenen menschlichen Natur, die ausgleitet in Schuld und vom Leid getroffen wird, um die Schuld zu büßen und aus ihr in neuer Kraft aufzustehen. Dieser Blick der Kirche zeugt von himmlischer Erleuchtung. Nur weil sie Braut Christi ist, weil der Herr in ihr lebt, kann sie mit solchem Auge auf die Wirrsal und Not der Zeit

blicken. Sie sieht in allem Leid das rettende Kreuz ihres Herrn. Wie er am Kreuze unsere Schuld gesühnt hat, so ziemt es auch ihr, das irdische Leid als Kreuz zu tragen, als Buße für die Sünden ihrer Kinder. Nicht von gestern und heute braucht diese Schuld zu sein, für die hier und heute die Kirche büßt; sie kann Jahrhunderte zurückliegen. Aber was immer von Gliedern des einen Leibes Christi gesündigt wurde, das liegt als Last dem Leibe auf und fordert Sühne. Was kann auch die Braut mehr wünschen, als mit ihrem gekreuzigten Bräutigam für die Sünde der Welt zu leiden? Demütig und bereit tritt sie darum heute mit ihren Kindern vor den Herrn und nimmt das Kreuz des Leidens und der Buße auf sich: „O Gott, wir sind in so große Gefahren hineingestellt und können als gebrechliche Menschen nicht standhalten, du weißt es; gib uns Heil für Geist und Leib, damit wir durch deinen Beistand überwinden, was wir um unserer Sünden willen zu leiden haben[1].“ Welche Weisheit im Munde unserer Mutter, der Kirche! Die Weisheit der Demut, die vom Herrn selbst belehrt wird. Dieses Gebet mit ganzer Seele sprechen heißt: seine Erfüllung als Wirklichkeit in sich tragen. Denn die Schwäche, die nicht auf sich vertraut, sondern ihr Geschick in die Hände des Herrn gibt, ist schon aus aller Gefahr gerettet, und der Glaube, der alles Leid des zeitlichen Daseins geduldvoll als Buße auf sich nimmt, hat Schuld und Leid schon überwunden. Wer so aus aufrichtigem Herzen mit der Kirche betet, der hängt mit dem Herrn am Kreuze, scheinbar mit ihm entschlafend im Tode, aber in Wirklichkeit aus diesem Schlafe nur die Kraft schöpfend für ein sieghaftes Erwachen und Aufstehen zu neuem, leidbefreitem Leben.

Das Mysterium dieses christlichen Leidenstodes,

[1] Or.

der in der Messe sich mystisch vollzieht und im täglichen Leben seine leidüberwindende Kraft moralisch erprobt, wird uns im Evangelium in einer gleichnishaften Begebenheit aus dem irdischen Leben Jesu offenbar. Es ist die bekannte Erzählung vom Sturm auf dem Meere. Ein doppeltes Symbol ist damit gegeben. Der Schlaf Christi in dem bedrohten Schiff, Angst und Zweifel seiner Jünger und dann sein Erwachen, Aufstehen und sein rettender Befehl stellen den Tod des Herrn dar, Flucht und Zweifel der Seinen und seine sieghafte, der ganzen Welt heilbringende Auferstehung. Oder ist nicht der tobende See ein Bild Judäas, in dem die Leidenschaft wogt und brandet und der Unglaube gegen das Schifflein der Jünger anstürmt, um es zum Scheitern zu bringen und den Führer — Christus — zu vernichten? Und was tut der Herr in diesem Augenblick höchster Not, da die Seinen ein Wunder der Rettung von ihm erwarten? Er schläft, entschläft am Kreuze. Wieder wie damals auf dem See faßt Angst und Zweifel die Jünger: „Wir aber hofften, daß er es wäre, der Israel erlösen sollte . . .[1].“ Klingt das nicht wie jener Angstruf auf dem Meere: „Herr, hilf uns[2]?“ Aber der Herr steht auf vom Schlafe des Todes; er gebietet dem Sturm, und es wird Stille. Die Angst der Jünger schwindet im Anblick des auferstandenen Herrn, und der Unglaube wandelt sich in Glauben. „Warum seid ihr furchtsam[3]?“ hatte er auf dem Meere gesprochen. „Ich bin es, fürchtet euch nicht[4]“, beschwichtigt er jetzt ihre aufsteigenden Zweifel. „Es ward eine große Stille[5]“, so schließt die Erzählung vom Sturm auf dem Meere. „Friede sei mit euch[6]!“ lautet der Ostergruß des Auferstandenen.

So dringt mit der evangelischen Erzählung Osterglanz auch noch in diese späte Zeit des Jahres, und

[1] Lk 24, 21. — [2] Mt 8, 25; Ev. — [3] Mt 8, 26; Ev. — [4] Lk 24, 36. — [5] Mt 8, 26; Ev. — [6] Lk 24, 36.

der Sonntag steht wie immer im Lichte der Auferstehung. Aber die symbolische Bedeutung jener Wundertat auf dem Galiläischen Meere geht noch weiter. Das Schicksal des Schiffes und der zagenden Jünger im Seesturm ist das Schicksal der Kirche in ihren Erdentagen. Sie kämpft mit den hochgehenden Wogen, die feindliche Anfechtungen oder verkehrter Eifer und irdische Leidenschaft ihrer eigenen menschlich-gebrechlichen Glieder in wildem Sturm erregt haben. Wohl trägt sie den Herrn in sich. Aber er ist wie schlafend; denn seine Gottheit, die all diesem Hemmenden und Feindlichen gebieten könnte, ist verhüllt. Scheinbar unbekümmert um die Not seiner Kirche, hält der Herr seine Macht verborgen und läßt den bösen Gewalten für eine Zeitlang freies Spiel. Nur der Glaube sieht, daß der Herr dennoch wirkt. Aber selbst der Glaube zagt zuweilen gleich den Jüngern. Nicht als ob die Kirche wirklich zweifelte. Sie ist ja die Braut. Aber sie ruft um Hilfe „aus der Tiefe[1]" ihrer Not. Und der Herr erweckt ihre zage Hoffnung zu neuer, strahlender Gewißheit. Er tritt vor das Auge ihres Glaubens in seiner sieghaften Gottheit und gebietet dem Sturm. Beim heiligen Dienst am Altare belebt er sie neu mit seiner Gegenwart. „Warum bist du furchtsam?" spricht er zu ihr. „Glaube, daß du empfangen wirst, um was du bittest, und es wird dir geschehen[2]", lautet sein befehlendes Wort, das ihre Unruhe beschwichtigt und dem Sturm der feindlichen Gewalt gebietet. „Ich denke Gedanken des Friedens[3]", spricht er, und die Dämonen fliehen. Sie lassen das Schiff der Kirche frei; sie lassen auch die Seele des einzelnen in der Kirche frei, und es wird Ruhe, Stille, Friede.

Aber es geschieht noch mehr, wenn wir dieses

[1] Ps 129, 1; All.-V. u. Off. — [2] Vgl. Mk 11, 24; Com. — [3] Jr 29, 11; Intr.

Evangelium im Glauben hören und aufnehmen. Der Herr bringt nicht nur die feindlichen Gewalten, die unsere Seele bestürmen, zur Ruhe. Er verwandelt durch sein Wort und seine Gegenwart uns selbst in Mächtige, in Geistesmenschen, die dem Sturm des Bösen gebieten können — in der eigenen Seele und in den Seelen anderer, in der Welt. Die Epistel spricht von jener geheimnisvollen Macht, die mit dem Herrn in unsere Seele eintritt und jeden feindlichen Sturm bezwingen kann. Seit Beginn der heiligen Jahresfeier, vor allem aber seit der Pentekoste hat die sonntägliche Liturgie nicht aufgehört, diese Macht zu verkünden, die Gottes eigenstes Wesen ausmacht: die Liebe. Durch diese Liebe hat Christus am Kreuze gesiegt und dem Sturm geboten, den der Teufel gegen die arme gefallene Menschheit erregt hatte. Durch diese Liebe werden auch wir mächtig, aller feindlichen Gewalt zu gebieten, leid- und todüberwindend. Denn Quelle alles Leidens ist die Schuld. Und alle Schuld richtet sich, wo nicht gegen Gott selbst, so doch gegen den Nächsten. Aber die „Liebe zum Nächsten tut nichts Böses. Darum ist die Fülle des Gesetzes die Liebe[1]". Sie wendet den Blick des Geistes vom Ich ab, das alle billigen Wünsche und Rechte der andern in ungebändigter Eigensucht überrennt, und richtet ihn in reinem Wohlwollen auf den Nächsten. Damit löst sie alle Konflikte — es wird eine große Stille. Christus aber ist die Liebe. Wenn er uns heute im heiligen Opfer mit seiner Gegenwart erfüllt, so ist die Liebe in uns. Von Christi Liebe ergriffen, gibt die Gemeinschaft der Opfernden sich mit ihm an den Willen des Vaters hin, bereit, aus Liebe zu leiden und zu sterben. Mit ihm sterben sie den mystischen Opfertod. Mit ihm aber werden sie auch zu der Kraft eines neuen Lebens der Liebe erweckt. Aus

[1] Röm 13, 10.

dem Todesschlaf springen sie mit dem Herrn auf als verwandelte Menschen, als Träger der lebendigen Gottesliebe: mächtig, dem Sturm des Hasses auf der Erde zu gebieten, wo er vor ihnen aufbrandet.

Es liegt nicht am Herrn, wenn wir dieses Wunder der allem Bösen gebietenden Liebe nicht öfter vor unseren Augen sich vollziehen sehen, wenn der Sturm immer weitertost. Wenn wir alle, denen die Quelle der haß- und leidüberwindenden Kraft täglich im Opfer Christi fließt, mit ganzem Glauben daran tränken, so wären wir mächtiger über die widrigen Winde des Bösen, und wenigstens in *unserem* kleinen Umkreis würde das Wunder geschehen, von dem es in dem evangelischen Bericht so erschütternd einfach heißt: „Und es ward eine große Stille . . ."

DAS BILD DER KIRCHE

(Fünfundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten, fünfter nach Epiphanie)

Die liturgische Jahresfeier hat die heilige Gnosis (das heißt: die Wesensschau) in der Kirche wachsen lassen. Sie ist wieder neu mit dem Leben Christi erfüllt worden; darum schaut sie alles klarer in seinem Lichte. „Wunderbar ist deine Gnosis geworden", hat sie am Ostermorgen zu dem auferstandenen Christus gesprochen. Nun könnte sie ebenso auch zu sich selbst sprechen, weil Christus in ihr gewachsen ist. Sein Licht erfüllt ihre Augen mit sanftem, alles erhellendem Glanz; ihre Augen sind Taubenaugen[1], leuchtend vom Licht des göttlichen Pneumas, das in Taubengestalt sich offenbarte. Tiefer schaut sie in das Wesen Gottes; tiefer aber auch in ihr eigenes

[1] Vgl. Hohel 1, 14.

Sein. Die „Schönste unter den Frauen" hat sich selbst erkannt[1]. Sie schaut ihr Wesensbild; darum weiß sie den Weg zu ihrem Herrn und Hirten und braucht nicht auf den dürren Weiden der Welt umherzuirren und ihn vergeblich zu suchen. Christus ist ihr in den Mysterien des Jahres von neuem aufgeleuchtet; sie hat sich in ihm erkannt und ihn in sich. Sie weiß, daß sie ohne ihn „schwarz" ist, aber „schön[2]" durch seine Gnade; daß sie immer bei ihm sein, immer von ihm empfangen muß, Gnade um Gnade, um schön zu sein und immer schöner zu werden. Sie erkennt ihr Wesensbild, wie es im Geiste Gottes lebt, als Demut und Gnade. Und was sie schaut, das stellt sie in inniger mütterlicher Sorge ihren Kindern vor, damit sie dem Bilde nacheifern und es in der Zeit verwirklichen.

Schon das Tagesgebet quillt ganz aus der Selbsterkenntnis und Wesensschau der Kirche. „Deine Hausgemeinde, wir bitten, Herr, behüte in beständiger Liebe! Laß sie, die sich einzig auf die Hoffnung himmlischer Gnade stützt, in deinem Schutze immerdar festen Halt finden!" Wer dächte dabei nicht an das Bild der Braut Kirche im Hohen Liede: „Wer ist sie, die da aus der Wüste heraufsteigt, reich an Liebreiz, gestützt auf ihren Geliebten[3]?" Gestützt auf Christus, ihren Bräutigam, kann die Kirche ihre ewige Idee, ihr göttliches Wesensbild — dieses Bild voll übernatürlichen Liebreizes und reiner Gnadenanmut — im irdischen Leben verwirklichen. So spricht die Kirche heute in ihrem Gebet ihr ganzes Sein aus: ohne Christus nichts, durch Christus alles!

Die Lesung aus dem Kolosserbrief erscheint als unmittelbare Fortsetzung dieses Themas. Hier sehen wir das Bild der Kirche in dem einzelnen Gläubigen und der Gemeinschaft der Getauften sichtbar gestaltet.

[1] Hohel 1, 7. — [2] Hohel 1, 4. — [3] Hohel 8, 5.

Auserwählt von Gott, durch die Taufe geheiligt und als geliebtes Kind vom Vater angenommen, wird die Seele des einzelnen wahrhaft „Kirche", das heißt: Braut Christi und Kind des Vaters im Himmel, Tochter Gottes. Erbarmen, Güte, Demut, Sanftmut und Geduld trägt sie an sich wie ein Kleid, dem das „Band der Vollkommenheit[1]", die Liebe, Halt und Schönheit verleiht. An diesem Kleide und dem umgürtenden Bande wird sie unter den Menschen erkannt als Bringerin der frohen Botschaft, als Schenkerin des Heiles Christi. Bekleidet und gegürtet ist sie mit Christus, in dem die Liebe des Vaters auf Erden erschien und dessen Geduld das Kreuz zu unserer Erlösung trug. Als Geduld und Liebe überkleidet er ihr ganzes Wesen; als Friede festigt er sie im Innersten und macht sie froh und stark. So wird in der getauften Seele, die in der Kirche lebt, das Bild des Hohen Liedes Wirklichkeit: sie ist die Braut, die von dem Geliebten Halt und Schönheit empfängt; Christus ist ihre Stütze und ihr Schmuck.

Ob aber einer das Christuskleid der Geduld und Liebe trägt, das wird erst recht offenbar in der Gemeinschaft. Ja man darf sogar sagen: nur die mit Christus bekleideten und in Christus befriedeten und gefestigten Menschen sind fähig zu wahrer Gemeinschaft und verwirklichen sie, ohne irgendein besonderes Zutun, ohne Plan und Satzung, einfach durch ihr Sein. Denn die Liebe will ja lieben, die Geduld will tragen, der Friede will binden und zusammenfügen. In der Gemeinschaft wird das Bild der Kirche erst vollkommen. Was der einzelne als gottgeschenkte Kraft der Liebe und des Friedens seinsmäßig in sich trägt, das wird im Leibe der Gemeinschaft zum hin- und widerflutenden Leben, zu freudiger Fruchtbarkeit. Da wird der den einzelnen innewohnende Christus offenbar als lebenzeugende

[1] Kol 3, 14; Ep.

Kraft. Er schafft das heilige Wort der Liturgie: die Gesänge und Gebete, die Psalmen und Hymnen, die das Freudenlied der Kirche sind. Viele haben es heute vergessen, verstehen es nicht mehr. Darum ermahnt uns die Kirche mit den Worten der Epistel, daß wir es einander lehren, bis jeder es wieder versteht und in den Jubel der Braut Christi einstimmen kann.

Wer sein Herz diesem heiligen „Wort Christi" in Einfalt und Liebe öffnet, der wird dessen inne, was die Lesung aus dem Kolosserbrief heute besonders betont. Als bräutliches Freudenlied der Kirche ist die Liturgie vor allem Danksagung, zugleich aber auch heilsame Mahnung voll umwandelnder Kraft. Wie sie Ausfluß der Liebe und des Friedens ist, so lehrt sie auch wiederum Liebe und Frieden. Niemand singt und spricht das Wort der Liturgie mit reinem Herzen, ohne daß er nicht zugleich in seinem Innern umgewandelt würde. Denn das Wort der Liturgie ist ja Christi Wort, wirkendes Wort Gottes. Es macht liebe- und friedvoller. Das ist die weisheitsvolle, ganz ungesuchte Erziehungskunst unserer heiligen Mutter, der Kirche: ein Freudenlied singt sie aus dem Jubel ihres Herzens dem Herrn und ermahnt dadurch zugleich ihre Kinder, macht sie heiliger und gottgeeinter. „In anmutigem Gesange[1]", nicht in nüchternen Paragraphen gibt sie die Weisheit und das Gesetz Christi weiter. Eine Mahnung auch für uns, wie wir Christi Botschaft verbreiten sollen: durch die Anmut eines von Christi Frieden und Christi Freude erfüllten Wesens.

Für uns also Mahnung, vor dem Herrn aber Dank ist Christi Wort im Munde der Kirche. Uns entflammt es zur Liebe, weil es Liebe ist, die von Gott ausgegangen ist; und unsere Liebe lobt Gott und dankt ihm, weil er seine Liebe durch sein Wort in

[1] Kol 3, 16; Ep.

unsere Herzen gelegt hat. Das gibt dem Wort der Liturgie die hinreißende Anmut, die wahrhaft ansteckende Kraft. Was wesenhafte Liebe und Danksagung ist, kann nicht in sich bleiben; es wirkt weiter, erfaßt alles und bringt Frucht über Frucht.

Darum sieht der Herr heute im Evangelium seine Kirche als kräftig sprossendes, fruchtbares Feld[1]. Wohl bleibt seinem Auge nicht verborgen, daß mitten in der guten Saat auch das Böse üppig aufschießt. Er hat seinen Samen auf den Acker der Welt gesät. Die Kirche lebt noch in der Zeit, umgeben von Feinden. Gutes und Böses wächst nebeneinander. Noch ist Satan und seinem Treiben Freiheit gelassen. Noch vermag er Erde und Zeit mit den Künsten seiner bösen Eifersucht zu versehren. Unkraut sät er zwischen den guten Weizen des Herrn. Schlechte Frucht sieht Christus sprossen und wachsen neben dem guten Samen seiner Kirche. Aber er bleibt ruhig. Die Menschen freilich möchten gleich hingehen und das Schlechte voller Ungeduld ausreißen, weil sie eben Menschen sind, die nichts kennen als die kurze, flüchtige Zeit. Was in ihr nicht getan ist, glauben sie auf immer verloren. Der Herr ist der Ewige. Er kann warten. Das Leben will er; darum läßt er die Bösen gewähren, damit dem Guten Zeit zum Wachstum und zur vollen Reife der Frucht bleibe. Wenn die Zeit zu Ende und das Feld zur Ernte reif ist, dann ist seine Stunde gekommen. Dann wird der Engel Gottes Satan auf ewig binden; die Bösen stürzen ihm nach in den Abgrund, und die Kirche steht in Herrlichkeit für immer.

Wir aber wollen uns in Freude bewußt sein, daß wir als guter Same auf das Feld des Herrn gesät sind — „grana sancta", „heilige Samenkörner", wie Augustinus einmal seine Zuhörer anredet[2]. Gute Frucht ziemt es uns in der Geduld der Liebe zur Reife zu

[1] Mt 13, 24—30; Ev. — [2] Augustinus, Serm. 305.

bringen, betaut vom Segen des göttlichen Wortes und durchglüht vom lebendigen Hauche des Herrn in der immer gegenwärtigen Sonne seiner Mysterien. Guter Same sind wir von der hundert- und tausendfältigen Frucht, die das eine göttliche Samenkorn gebracht hat, als es in die Erde fiel und starb. Guter Same sind wir aus Christus, dem Herrn, aus der Ernte seines Todes. Als Frucht muß die Kraft und Herrlichkeit der Kirche aus uns erwachsen; als volle Garbe müssen wir einst von der Hand der Engel in die Scheunen des himmlischen Hausvaters gesammelt werden. Diese Frucht erfleht die Postcommunio als „Wirklichkeit des Heiles", dessen Unterpfand wir in dem Opfer der Messe empfangen. Christus hat zu uns gesprochen, Christus hat sich für uns geopfert, Christus hat uns gespeist. Im Lichte seiner Gegenwart stehen wir, und sein Wort netzt den Grund unserer Herzen. Als Frucht möge aufgehen unser Leben und das Leben der Kirche.

IN GLEICHNISSEN ÖFFNE ICH MEINEN MUND

(Sechsundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten, sechster nach Epiphanie)

Nicht immer erscheint die Liturgie der Sonntagsmesse so unmittelbar mit den Texten des vergangenen Herrentages verknüpft wie heute. Freudig empfindet der Geist das ruhevolle Weiterspinnen der Gedanken und empfängt beglückt neue Früchte von dem geheimnisvollen Gleichnisbaum, dessen blüten- und fruchtreiche Krone auch den heutigen Sonntag überwölbt. Es sind Früchte *eines* Baumes, das schmeckt der kostende Geist sofort, und sie tragen

den gleichen Kern. Christus ist der köstliche Fruchtbaum, er, von dem die Braut (die Kirche und die Seele) im Hohen Liede sagt: „Wie ein Apfelbaum unter den Waldbäumen ist mein Geliebter . . .[1]" Seine Früchte sind „süß dem Gaumen[2]", und ihr Kern ist voll nährender Kraft: Same des Wachstums im willigen Geiste.

Dem Bild vom Ackerfeld reihen sich heute die Gleichnisse vom Senfkörnlein und vom Sauerteig an[3]. Wieder öffnet uns der Herr den Blick in die verborgenen Wachstumszellen des Gottesreiches. Wir sehen die ewigen Hände in der Stille am Werk der Welterlösung. Das Samenkorn ist gelegt. Christus kam, das göttliche Wort des Vaters, und wurde zum fruchtbaren Samen auf dem verwüsteten Acker der Welt. Seinen geopferten Leib empfing die Erde, und der Same seines Blutes sproßte tausendfältig. Sein Wort fiel in die aufgelockerte Erde der Herzen und brachte unendliche Frucht zur Reife. Wir stehen mitten im Wunder dieses Wachstums. Wieviel kostbare Frucht hat der himmlische Hausvater schon in seinen ewigen Scheuern geborgen seit den fruchtbaren Tagen der Martyrerkirche, da der Same des Blutes Christi aufbrach in purpurner Blüte und Frucht! Eben jetzt haben sich uns im Festkreis des Jahres am Allerheiligentag die himmlischen Kammern geöffnet, und wir haben staunend die aufgespeicherte Frucht geschaut: die unzählbare Schar der Heiligen Gottes. Und noch wächst das Leben fort, das aus dem einen Samen aufgesproßt ist. Unerschöpflich ist seine zeugende Kraft. Schon in der natürlichen Welt bewundern wir die unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens, die unzerstörbare, immer neu sich verjüngende Zeugungskraft der Natur, und beten den Schöpfer an, der eine Fülle von Leben in jedem kleinsten Samenkorn verschließt.

[1] Hohel 2, 3. — [2] Hohel 2, 3. — [3] Mt 13, 31—35; Ev.

Bild und Gleichnis der geistlichen übernatürlichen Welt! Aus dem einen Samen Christus wächst die Fülle seines mystischen Leibes, die Kirche, wächst der Baum des irdischen Gottesreiches mit unübersehbar verzweigten Ästen.

Nicht umsonst nimmt der Herr das Bild vom natürlichen Wachstum. Langsam und in der Stille wächst die Kirche Christi, wächst das Werk der Erlösung, wächst das Reich der Erlösten, wie ein Samenkorn langsam keimt und ein Reis in der Stille sproßt. Nicht über Nacht steht der Baum da; aber nach Jahren heben wir die Augen und schauen: Wie ist er so groß geworden! Und wie ein Weib den Sauerteig unter die Masse des weißen Mehles mengt — langsam dringt er durch, bis endlich alles durchsäuert und der Brotteig gerüstet ist — so sind Christi erlösendes Wort und heiligende Kraft in der Welt. Langsam, in der Stille, wirken sie wie ein Sauerteig. Aber auf einmal stehen wir und wundern uns: Wie wurde denn schmackhaftes Brot aus dem laffen Mehlstaub der Welt? Wie wirksam sind diese schlichten, alltäglich gewordenen und doch ewig wunderbaren Bilder der Natur! Wie tief ihre stumme Lehre! Ein gesunder, nahrhafter Kern in der farbigen Schale des Gleichnisses! Das Reich Gottes wächst langsam. Alles Große wächst in der Stille. Wie das Brot auf dem Felde. Es macht keinen Lärm. Was können wir tun? Den Boden lockern und düngen, den Samen säen. Das Weitere ist Gottes Werk. So wächst Gottes Same in den Herzen. So wächst die Kirche.

Was können wir tun? Das ist die große Frage, die immer wieder Lärm macht und viele aufregt. Was können wir tun, damit die Kirche wächst, damit das Gute wächst? Ach, unser Tun macht es ja nicht. Der Same treibt, und das Brot wächst: Gott macht es. Ihn gewähren lassen, ehrfürchtig und in Stille;

offene Erde sein für ihn, für seine herrliche, immer wirkende Kraft; wegräumen, was immer diese Kraft hemmen könnte, den Boden bereiten — das ist alles. Wenig, gemessen an unserer menschlich beschränkten Ungeduld, die aus eigener Kraft alles vollbringen und an *einem* Tage Gottes Reich vollenden möchte. Viel vor Gott, der allein wirkt und in dem jeder wirkt, der ihn wirken läßt. „Ich denke Gedanken des Friedens", spricht der Herr. Das Wort gilt auch hier, in einem neuen Sinn. Immer mehr erschließt die Verheißung des Introitus ihre leuchtende Tiefe. Gottes Wirken ist Ruhe und Frieden. Man hört und sieht das Wirken des Herrn, das Wachstum seines Reiches nicht. Alltäglich ergeht sein Wort im Evangelium und in der heiligen Liturgie seiner Kirche. Alltäglich sind wir hineingestellt in seine lebendige Gegenwart, wenn das Gotteshaus, das erfüllt ist von seinem Pneuma, uns umfängt. Täglich wirkt diese Gegenwart auf uns. Täglich erfahren wir die umwandelnde Kraft seines Opfers. Täglich wird sein Leib als Same in uns gelegt. Die Wasser der Taufe fließen, und das Öl der Firmung salbt. Vielfach wirkt die Kraft des Herrn unter heiligen Zeichen. Wir müssen sie nur wirken lassen. Wir dürfen ihr kein Hindernis in den Weg legen. Gott wirkt in seinen Sakramenten. Unauffällig sind sie: ein Senfkorn, ein Sauerteig. Aber sie wirken das Größte: sie verwandeln die Welt. Sie vollbringen die Erlösung und gründen das ewige Friedensreich. Gott wirkt, und die Kirche wächst. Wir müssen nur glauben und uns bereit halten. „Immer Verlangen tragen nach dem, wodurch wir wahrhaft leben[1]", das heißt: sich öffnen für das Mysterienwirken Gottes. Nicht grübeln, nicht fragen, nicht etwas allein, aus eigener Kraft tun wollen. „Vaca Deo et videbis[2]!" Nimm dir Muße, sei frei für Gott, und du wirst sehen!

[1] Postc. — [2] Vgl. Ps 45, 11.

Sehen und schauen die Herrlichkeit seines Wirkens und seines stillen Wachstums in den Seinen.

Das ist die Lehre, die uns das evangelische Gleichnis im Bilde gibt. Die praktische Wirklichkeit zeigt uns die Epistel[1]. An seinen Thessalonichern sieht Paulus das Gleichnis vom Samenkorn und vom Sauerteig verwirklicht. Er hat ihnen das Evangelium gebracht; nicht als bloßes Wort menschlicher Lehrverkündigung, sondern als Kraft und Pneuma Gottes. Und sie, was haben sie getan? Der Apostel sagt es: Sie haben ein einziges Werk vollbracht, das Werk des Glaubens. Sie haben an die Botschaft geglaubt, haben ihr Herz dem neuen Leben geöffnet, haben es aufgenommen, in sich wirken und wachsen lassen. Das war nicht leicht. Es hat Mühsal gekostet. Sie haben auf alles verzichten müssen. Man muß viel von sich werfen, um frei für Gott zu werden. Das „vacare Deo" ist keine bequeme Sache. Die Thessalonicher haben es erfahren. Sie haben sich von ihren Götterbildern trennen, ihre heidnischen Lebensgewohnheiten ändern, mit einem Wort: ihr ganzes Ich aufgeben müssen. Das war kein geringes Werk. Das Schwerste, was der Mensch tun kann, ist, von sich selbst zu lassen. Das ist die Großtat, die Christus von uns fordert. Die Thessalonicher haben sie vollbracht. Man hat sie angefeindet, ihnen Wirrsal bereitet. Aber sie haben festgehalten. In der Freude des heiligen Pneumas haben sie sich dem neuen Leben hingegeben. Der Herr hat die Kraft gegeben, daß sie es vermochten.

Darum dankt der Apostel dem Vater im Himmel für die Thessalonicher, für ihren Glauben und ihre Liebe, die in der Mühsal ausharrten. Das Werk Gottes sind sie. Täglich wirkt er weiter in ihnen, daß sie inmitten der Heiden und Götzendiener aushalten in der Hoffnung und Erwartung Christi. So

[1] 1 Thess 1, 2—10.

sind sie Nachahmer des Apostels und des Herrn selbst geworden, Gottgeliebte, wahre *Christi*. Sie sind selbst Wirkende geworden, weil sie Gott in sich haben wirken lassen. Nun wirken sie auf die anderen Menschen, die den Herrn noch nicht erkannt haben. Nicht durch Reden oder große Taten, sondern durch ihr Sein. Sie sind wie eine Form, in der man Christi Bild erkennt. Wer mit ihnen in Berührung kommt, in dem wird das gleiche Bild ausgeprägt, wenn er bildsam ist und sich dem guten Einfluß hingibt. So braucht der Apostel nur auf sie hinzuweisen, um den Heiden zu zeigen, was das wahre Leben in Christus ist. Der Same ist lebendig geworden in den Thessalonichern, ist aufgegangen und zeugt weiter neues Leben. Dem Apostel sind sie ein Sauerteig, den er unter das Mehl der Heiden mengt, bis alles durchsäuert und Brot Christi geworden ist.

Auch uns sind heute die Thessalonicher zur Form gegeben, nach der wir uns prägen lassen sollen. Sie zeigen uns, wie das Wort und das Leben Christi aufgenommen werden muß: still, im Glauben. In geduldiger Mühsal muß man es wachsen lassen, in Liebe. Und in allem festhalten an der Erwartung Christi. Immer wissen: Er hat uns befreit, und er kommt, um uns ganz zu verklären. Das heißt: *rationabilia* — im übernatürlichen Sinn „Vernünftiges", Pneumatisches denken, wie das Tagesgebet es erbittet.

Das alles ist kein lautes Tun, keine große Aktion. Es ist demütiges Offensein und Sichgeschehenlassen nach dem Vorbilde des Herrn, der gebetet hat: „Dein Wille geschehe[1]!" Noch einmal: Es gibt keine größere Tat als dieses Erleiden des göttlichen Willens. Dadurch allein haben wir Anteil an Gottes Wirken, werden wir in seiner Hand ein Sauerteig, der die Welt durchsäuern und zu gesundem Brote machen

[1] Mt 26, 42.

kann. Dadurch werden wir für unsere Führer, für die Verkünder des Evangeliums, eine stumme Hilfe: eine Form, die ganz im Stillen und Verborgenen alles umprägt nach dem Bilde Christi, wahre Thessalonicher — eine ständige Freude und ein lebendiger Anlaß, dem Herrn ohne Unterlaß Dank zu sagen für das Werk des Glaubens, das er in uns gewirkt hat.

DER KOMMENDE AION

(Letzter Sonntag nach Pfingsten)

Wir stehen an der Grenze. Der Weg geht seinem Ende zu. Christi Weg begehrte die Kirche in ihrer heiligen Jahresfeier zu schauen und mitzugehen. Die Bitte ist erfüllt. Alles ist Wirklichkeit geworden: Menschwerdung, Leiden, Tod, Auferstehung und Erhöhung Christi, die Sendung des Parakleten, das Werden der Kirche und ihr Wachstum, ihre Vermählung mit Christus und ihre heilige Fruchtbarkeit. Die Kirche hat geschaut, was sie nie müde wird zu schauen: Christi Kampf um die arme, in der Sünde gefesselte Menschheit und ihre Reinigung, Erlösung und Erhöhung in der Ekklesia, ihr Einswerden mit dem Befreier. Sie hat es geschaut, sie hat es erlebt, und sie ist dadurch inniger mit ihrem Herrn vereint worden. In der lebendigen Schau und der tätigen, mithandelnden Feier ist sie neu mit seinem Leben erfüllt worden und hat aus der neuen Empfängnis neue Früchte gebracht.

Eines nur steht noch aus, der letzte Akt des großen Geschehens: die Aufnahme der Kirche in den Himmel, die endgültige Erhöhung des in der Kirche fortlebenden Christus zum Vater. Heute soll in dem erhabenen Schlußakt der liturgischen Jahresfeier auch dieses Letzte vorausgenommene Wirklich-

keit werden. In der Gegenwart des Mysteriums tritt das Künftige neben das Vergangene. Die Kirche lebt ebensosehr von dem, was sein wird, wie von dem, was war. Ihre Gegenwart ist gesättigt von beidem, darum ist ihre Heilsfülle so groß.

Mit der Feier des Kommenden steht die Kirche an der Grenze ihres irdischen Seins. An den vergangenen Sonntagen sahen wir sie langsam und ein wenig noch wie mit verbundenen Augen darauf zuschreiten. Zuweilen schien es, als sei diese Grenze gar keine Grenze, nichts absolut Trennendes. Nur wie ein sanfter Übergang erschien das Ende, so als werde die Kirche, immer wachsend und fruchtbringend, endlich in reifer Schönheit die Höhe des Berges ersteigen, der Christus ist, und von dieser Höhe in das jenseitige Leben hinüberschreiten wie in ein geöffnetes Tor, aus dem die Herrlichkeit Gottes mit dem milden Goldglanz später reifer Herbsttage hervorleuchtet. Zuweilen aber ahnten wir aus dem schweren Ernst anderer Texte und Gesänge ein ganz anderes, schreckensvolles Ende, eine Glorie durch den Tod hindurch.

Diese doppelte Ahnung bestätigt sich in der Liturgie des heutigen Sonntags. Als letzter des heiligen Jahresringes, der in seinem geliehenen und doch — gerade darum — wesenseigenen Glanze die ganze Herrlichkeit des dreifaltigen Gotteslebens und der ihm entfließenden Heilsgeschichte widerstrahlt, wird dieser Sonntag zum Bild und Gleichnis des erwarteten Endes, das zugleich ein neuer Anfang ist. Der Anbruch des von allen Völkern und Weltzeiten ersehnten neuen und endlosen Aions[1] nimmt in der Liturgie mysterienhafte Gestalt und Wirklichkeit an. Dem Aufgang des Neuen aber muß die Vernichtung

[1] Aion = lat. saeculum (aevum) = Weltzeit. Aionisches Leben ist das Leben in der kommenden Weltzeit, d. h. im Reiche Gottes.

des Alten, Sündhaften und Befleckten vorangehen. Zwischen Tag und Tag braut der düstere Nebel der Nacht; zwischen der reifen Schönheit des Herbstes und der neuen Frische des Frühlings tosen die eisigen Stürme des Winters mit ihrem vernichtenden Frosthauch. Nacht und Winter sind wie ein feindlicher Einbruch des Chaos in die warme, belebte Schönheit des Kosmos. Aber sie fegen das Alte, Morsche und Welke hinweg und schaffen dem neuen Leben Raum. Auch zwischen dieser Welt mit dem irdischen Gottesreich und der neuen Erde mit der himmlischen Kirche liegt Chaos und Untergang. Erst durch das Feuer des Weltuntergangs hindurch gewinnt die Erde das letzte Heil.

Auf diese Bilder des Untergangs lenkt die Liturgie heute zuerst unseren Blick, aber nicht ohne aus ihrem dunklen Grunde das Licht des neuen Anfangs aufstrahlen zu lassen. Im Evangelium zeichnet die Hand des Herrn die Schrecken des Weltuntergangs an die dämmernde Wand unseres Erdenherbstes. Die Welt geht unter — das ist der Schrecken der Bösen. Christus kommt — das ist die Freude der Guten. Die Welt geht unter — wo wird man nun leben? Wer glaubt an die Welt, die da kommen soll? Wer weiß, daß in dem Vergehenden der Keim des Unsterblichen ruht? Keiner von denen, die nur am Schein hängen und das Innerste der Dinge nicht sehen. Und wenn sie es wüßten und glaubten, es wäre ihnen nur Vermehrung des Schreckens. Denn ihnen sind ja nicht die neuen, unsterblichen Glieder gewachsen, der Leib der Erlösten, der allein die reine Luft des künftigen Reiches zu atmen vermag. Wie sollen sie leben in dieser neuen Welt, für die sie kein Organ haben? Was kann sie ihnen bedeuten, da sie deren Freuden, die geistlich sind, nicht zu fassen vermögen, und da ihr sinnliches Verlangen dort keine Nahrung mehr findet?

„Wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen[1]!" ruft der Herr, da er das Bild der vergehenden Welt des Diesseits im Geiste schaut. Wohl steht das Wort im Anfang der Rede, der noch den Schrecken des untergehenden Jerusalem gilt. Aber im Geiste Christi, des ewigen Logos, fließen sie zusammen und werden in eins geschaut mit den Bildern des Weltuntergangs. Und in diesem Zusammenhang bedeutet der Ruf mehr als nur menschliches Mitleid mit jenen hilfsbedürftigen, zur Flucht und zum Ertragen schwerster Not weniger als andere befähigten Frauen. Sie werden in der gewaltigen Prophezeiung des Weltuntergangs dem schauenden und warnenden Herrn zum Bild und Typus für jene, die das Weltende in einem Augenblick überrascht, da sie, noch in allzu fester Bindung mit der Welt des Diesseits, nicht freien, unbehinderten Fußes dem Ruf der Posaune folgen und dem Aufgang des neuen Morgens entgegeneilen können. Ihre Füße sind nicht auf dem Kreuzweg Christi erstarkt; sie sind nicht leicht geworden auf den Wegen seiner Gebote; sie sind verklammert in den Schlingen des Feindes. Auf ihren Schultern ruht die Last des falschen Reichtums dieser Welt. Ihre Arme umschlingen die vergänglichen Freuden einer dem Untergang geweihten Erde. Der „Gott dieses Aions[2]" hat ihre Augen verblendet. Sie kennen die Sprache der himmlischen Zeichen nicht; sie können den Glanz des Aufgangs nicht schauen. Vergebens ergeht der Ruf und flammen die ewigen Lichter auf. Die Sklaven „dieses Aions" und seines „Gottes" können nicht sehen und gehen. Blindlings taumeln sie in das Verderben des Gerichtes und in das Feuer der Vergeltung, das ihnen schreckensvoll die Augen öffnet.

Als Kyrios erscheint Christus in seiner himm-

[1] Mt 24, 19; Ev. — [2] 2 Kor 4, 4.

lischen Glorie. Vom Vater ist ihm das Gericht übergeben. Er „sendet seine Engel", und „sie sammeln seine Erwählten von den vier Winden[1]". Die im Endkampf mit dem teuflischen „Gotte dieses Aions" gemarterte und gekreuzigte Kirche wird den Händen der Feinde und den Schrecken des Untergangs entrückt. „Wie getötet[2]" und doch lebend erscheint sie neben dem Richter: dem Lamme, „das geschlachtet wurde[3]" und lebt. Das Licht seiner Glorie umfängt sie und verwandelt sie vor den Blicken ihrer Bedränger. Die Bitte ihres irdischen Advents ist erfüllt: „Ostende mihi misericordiam tuam — mache mir deine Liebe offenbar[4]!" Jetzt ist die ewige Liebe unverhüllt in ihrer majestätischen Herrlichkeit erschienen. In dem Kyrios Christus, dem durch das Leiden der Liebe Erhöhten, ist die Agape Gottes ganz offenbar geworden — zum Gericht für alle, die sich im Hasse von dem Leiden und der Liebe abgewandt haben. Die mit dem Kyrios durch die Agape des Kreuzes — die Liebe bis zum Tode — einsgewordene Ekklesia aber erhebt sich mit ihm zum Gerichte über das „Tier" und seine Anbeter. Als verklärte himmlische Kirche, als das strahlende Weib der Apokalypse, steht sie neben dem Richter und erhebt den gewaltigen Ruf, den die östliche Kirche in jeder Osternacht, Künftiges vorausnehmend, erschallen läßt: „Surge, Deus, iudica terram, quoniam tu hereditabis in omnibus gentibus — auf, Herr, richte die Erde, denn dein Erbe ist unter allen Völkern[5]!" Aus „allen Völkern", „von den vier Winden" her, hat sich die Gemeinde der Heiligen, das erwählte „Erbe" des Herrn, gesammelt zum *einen* Leibe der königlichen, richtenden Ekklesia. Esther hat über Aman gesiegt. Vollkommen

[1] Mt 24, 31; Ev. — [2] Offb 5, 6. — [3] Offb 5, 12. — [4] Ps 84, 8; vgl. den 1. Adventssonnt. (Das Herrenjahr I, S. 27.) — [5] Ps 81, 8.

sind nun ihre Bitten erhört; der König hat ihre — seine — Sache zum letzten Siege geführt. „Was ihr im Gebete erbittet, glaubt, daß ihr es erhalten werdet, und es wird euch zuteil werden[1]."

„Deus stetit in synagoga deorum — Gott steht in der Versammlung der Götter[2]." „In medio autem deos diiudicat — inmitten steht er und richtet die Götter[3]", die falschen Götter der Erde nämlich, die sich selbst zu Götzen ihrer blinden Mitgeschöpfe gemacht haben, und übergibt sie dem ewigen Feuer. „Ignis in conspectu eius exardescet, et in circuitu eius tempestas valida — Feuer entbrennt vor seinem Angesicht, und wilder Sturm umbraust ihn[4]." Die von den Bösen besudelte Erde, die das Blut der Heiligen getrunken hat — vom Blute des gerechten Abel bis zum letzten im Endkampf der irdischen Kirche gemarterten Christen —, fällt mit ihren Verderbern der züchtigenden Hand Gottes anheim. Aber sie, die nur von Menschen vergewaltigte und zertretene, entsteigt dem Chaos als neue Schöpfung, als gereinigte und verwandelte Erde, auf der die Braut des Lammes Wohnung nehmen kann. Der Herr und König des neuen Aions tritt seine nieendende Herrschaft an, umjauchzt von der ungezählten Schar seiner Heiligen. „Jubelhymnen sind auf ihren Lippen, zweischneidige Schwerter in in ihren Händen[5]." Das Gericht ist vollzogen. „Vacate et videte — ruhet nun und schauet: Ich bin Gott[6]", spricht der Herr zu seinen Getreuen und führt sie in die Ruhe des aionischen Lebens. „Ich denke Gedanken des Friedens und nicht des Unheils[7]", erklingt das Wort der ewigen Agape Gottes über der verwandelten Welt. Im Schoße des Vaters ist alles zur Vollendung gekommen.

Das ist die großartige Schau, die der Kirche heute

[1] Mk 11, 24; Com. — [2] Ps 81, 1. — [3] Ps 81, 1. — [4] Ps 49, 3. — [5] Ps 149, 6. — [6] Ps 45, 11. — [7] Jr 29, 11; Intr.

in der Liturgiefeier des letzten Sonntags im heiligen Jahreskreis vor Augen steht. Sie schaut die ganze Heilsgeschichte, das ganze Mysterium Christi, wie in einem Strahl himmlischer, von Gott ihr eingegossener Gnosis. Sie schaut es ganz, mit dem verheißenen glorreichen Ende, und sie weiß, daß dieses Ende, das vielmehr ein Anfang ist, dieser „kommende Aion[1]" schon Wirklichkeit ist, wenngleich noch verhüllt und nur den Gläubigen sichtbar. Denn angebrochen ist er in Wahrheit schon mit der Auferstehung Christi und mit der Taufe in seinem Blute. Das ist ihr vor allem jetzt in der heiligen Opferfeier gläubige Gewißheit. Hier erlebt sie sich als die in Wirklichkeit schon verklärte und mit dem Herrn triumphierende Kirche. Darum sagt sie „Gott dem Vater Dank, der uns fähig gemacht hat, am Erbe seiner Heiligen im Lichte teilzunehmen[2]". „Er", so ruft sie ihren Kindern zu, „hat uns der Gewalt der Finsternis entrissen und in das Reich seines geliebten Sohnes versetzt[3]." Und in dem gleichen Bewußtsein von der Gegenwart des Heiles, das in der Zukunft ganz offenbar werden soll, jubelt das Graduale: „Herr, du hast uns von unsern Bedrängern befreit und unsere Hasser zuschanden gemacht[4]."

Aber auch der Gegenwart des Gerichtes vergißt sie nicht. In der Endzeit hat sie es nicht zu fürchten; denn die Braut wird nicht gerichtet, ist vielmehr Mitrichterin auf dem Throne des göttlichen Gemahls. Jetzt aber, da der im Mysterium Erscheinende es zum voraus an ihr vollziehen will, stellt sie sich selbst hinein, sie, die irdische, noch der Prüfung und Versuchung ausgesetzte Kirche mit ihren schwachen, fehlbaren Gliedern. Sie sucht heilsbegierig das Gericht der Liebe. Wie es sie zu An-

[1] Mk 10, 30. — [2] Kol 1, 12; Ep. — [3] Kol 1, 13; Ep. — [4] Ps 43, 8; Grad.

fang des heiligen Jahreskreises für die Schau und Feier der heiligen Mysterien gereinigt und für die Aufnahme des neuen Lebens bereitet hat, wie es in der Nachpfingstzeit das in der Kirche wachsende Leben von allen Hemmungen befreit und zu stetiger Reife gekräftigt hat, so soll es heute die schuldbare Schwäche von ihr nehmen, die im Verlaufe des Jahres die heiligen Mysterien nicht zur vollen Auswirkung an ihren Kindern kommen ließ. Unter diesem Gericht fühlt sie sich, wenn sie im Opferungsgesang „aus der Tiefe" ihrer Armseligkeit zum Herrn ruft und in ihren Gebeten um die Befreiung von irdischen Lüsten[1], um Heilung von allem Fehlerhaften[2] und um neue, himmlische Begierde bittet. Sie weiß, daß sie hier, vor dem Richterstuhl des sich für sie opfernden Herrn, nichts als Gnade findet. Sein im Mysterium vergossenes Blut ruft für sie zum Vater, und die Kraft seiner Auferstehung durchflutet sie von neuem mit Strömen pneumatischen Lebens.

So unter dem Gericht sich beugend, steht die Kirche zugleich in der Verklärung der Endzeit, die im Mysterium schon angebrochen ist. Auf der Schwelle des neuen Heilsjahres sieht sie sich dem Aufgang des aionischen Lebens gegenüber, das mit der Parusie ganz offenbar werden soll. Ende und Anfang der jährlichen Mysterienfeier fließen in eins zusammen und sind wie ein geöffnetes Tor, das den Gläubigen und in Christus Besiegelten mitten hineinführt in die „kommende Welt[3]". Alles ist zugleich Verheißung und Wirklichkeit. Der Hauch eines unsterblichen Frühlings umweht die vom irdischen Winter verdüsterte Grenze des heiligen Jahres. „Der Zweig des Feigenbaumes wird zart . . .[4]" Wir wissen, daß das Kommende „nahe vor der Tür steht[5]", ja

[1] Secr. — [2] Postc. — [3] Hebr 2, 5. — [4] Mt 24, 32; Ev. — [5] Mt 24, 33; Ev.

daß wir schon mitten darin stehen. Die Kirche hebt ihr vom Licht der Parusie verklärtes Antlitz, ihre im Gericht der Liebe entsühnten Hände der Frucht des neuen Heilsjahres entgegen, verlangend, sie mit größerem Eifer der Liebe zu ernten: „Weck auf, wir bitten, Herr, den Willen deiner Gläubigen, auf daß sie hingegebener danach trachten, des göttlichen Wirkens Frucht zu erlangen, und so von deiner Liebe stärkere Heilmittel empfangen[1]."

[1] Or.

INHALT

des zweiten Bandes

DIE GROSSE WOCHE

DIE SELIGE PENTEKOSTE

DAS NEUE LEBEN